Reader  
Erzählerische Texte von Frauen

Teil 1

1. Ilse Aichinger: Spiegelgeschichte.
2. Ingeborg Bachmann: Ein Schritt nach Gomorrha.
3. Elfriede Jelinek: Wildes, grandioses Wasser.
4. Mariana Leky: Liebesperlen.
5. Sibylle Berg: Ich geh dann
6. Kirsten Fuchs: Auszüge aus Eine Frau spürt sowas
7. Katja Petrowskaja: Vielleicht Esther
8. Olga Martynova: Ich werde sagen: »Hi!«
9. Nina Bußmann: Große Ferien
10. Kathrin Passig: Sie befinden sich hier



Philippe Wampfler Version 1.0

phwa.ch/frauenreader

Ilse Aichinger  
Spiegelgeschichte, 1949

Wenn einer dein Bett aus dem Saal schiebt, wenn du siehst, dass der Himmel grün wird, und wenn du dem Vikar die Leichenrede ersparen willst, so ist es Zeit für dich, aufzustehen leise, wie Kinder aufstehen, wenn am Morgen Licht durch die Läden schimmert, heimlich, dass es die Schwester nicht sieht - und schnell!

Aber da hat er schon begonnen, der Vikar, da hörst du seine Stimme, jung und eifrig und unaufhaltsam, da hörst du ihn schon reden. Lass es geschehen! Lass seine guten Worte untertauchen in dem blinden Regen.

Dein Grab ist offen. Lass seine schnelle Zuversicht erst hilflos werden, dass ihr geholfen wird. Wenn du ihn lässt, wird er am Ende nicht mehr wissen, ob er schon begonnen hat. Und weil er es nicht weiß, gibt er den Trägern das Zeichen. Und die Träger fragen nicht viel und holen deinen Sarg wieder herauf. Und sie nehmen den Kranz vom Deckel und geben ihn dem jungen Mann zurück, der mit gesenktem Kopf am Rand des Grabes steht. Der junge Mann nimmt seinen Kranz und streicht verlegen alle Bänder glatt, er hebt für einen Augenblick die Stirne, und da wirft ihm der Regen ein paar Tränen über die Wangen. Dann bewegt sich der Zug die Mauern entlang wieder zurück. Die Kerzen in der kleinen, hässlichen Kapelle werden noch einmal angezündet, und der Vikar sagt die Totengebete, damit du leben kannst. Er schüttelt dem jungen Mann heftig die Hand und wünscht ihm vor Verlegenheit viel Glück. Es ist sein erstes Begräbnis, und er errötet bis zum Hals hinunter. Und ehe er sich verbessern kann, ist auch der junge Mann verschwunden. Was bleibt jetzt zu tun? Wenn einer einem Trauernden viel Glück gewünscht hat, bleibt ihm nichts übrig, als den Toten wieder heimzuschicken. Gleich darauf fährt der Wagen mit deinem Sarg die lange Straße wieder hinauf. Links und rechts sind Häuser, und an allen Fenstern stehen gelbe Narzissen, wie sie ja auch in alle Kränze gewunden sind, dagegen ist nichts zu machen. Kinder pressen ihre Gesichter an die verschlossenen Scheiben, es regnet, aber eins davon wird trotzdem aus der Haustür laufen. Es hängt sich hinten an den Leichenwagen, wird abgeworfen und bleibt zurück. Das Kind legt beide Hände über die Augen und schaut euch böse an. Wo soll denn eins sich aufschwingen, solang es auf der Friedhofsstraße wohnt? Dein Wagen wartet an der Kreuzung auf das grüne Licht. Es regnet schwächer. Die Tropfen tanzen auf dem Wagendach. Das Heu riecht aus der Ferne. Die Straßen sind frisch getauft, und der Himmel legt seine Hand auf alle Dächer. Dein Wagen fährt aus reiner Höflichkeit ein Stück neben der Trambahn her. Zwei kleine Jungen am Straßenrand wetten um ihre Ehre. Aber der auf die Trambahn gesetzt hat, wird verlieren. Du hättest ihn warnen können, aber um dieser Ehre willen ist noch keiner aus dem Sarg gestiegen. Sei geduldig. Es ist ja Frühsommer. Da reicht der Morgen noch lange in die Nacht hinein. Ihr kommt zurecht. Bevor es dunkel wird und alle Kinder von den Straßenrändern verschwunden sind, biegt auch der Wagen schon in den Spitalshof ein, ein Streifen Mond fällt zugleich in die Einfahrt. Gleich kommen die Männer und heben deinen Sarg vom Leichenwagen. Und der Leichenwagen fährt fröhlich nach Hause. Sie tragen deinen Sarg durch die zweite Einfahrt über den Hof in die Leichenhalle. Dort wartet der leere Sockel schwarz und schief und erhöht, und sie setzen den Sarg darauf und öffnen ihn wieder, und einer von ihnen flucht, weil die Nägel zu fest eingeschlagen sind. Diese verdammte Gründlichkeit! Gleich darauf kommt auch der junge Mann und bringt den Kranz zurück, es war schon hohe Zeit. Die Männer ordnen die Schleifen und legen ihn vorne hin, da kannst du ruhig sein, der Kranz liegt gut. Bis morgen sind die welken Blüten frisch und schließen sich zu Knospen. Die Nacht über bleibst du allein, das Kreuz zwischen den Händen, und auch den Tag über wirst du viel Ruhe haben. Du wirst es später lange nicht mehr fertig bringen, so still zu liegen. Am nächsten Tag kommt der junge Mann wieder. Und weil der Regen ihm keine Tränen gibt, starrt er ins Leere und dreht die Mütze zwischen seinen Fingern. Erst bevor sie den Sarg wieder auf das Brett heben, schlägt er die Hände vor das Gesicht. Er weint. Du bleibst nicht länger in der Leichenhalle. Warum weint er? Der Sargdeckel liegt nur mehr lose, und es ist heller Morgen. Die

Spatzen schreien fröhlich. Sie wissen nicht, dass es verboten ist, die Toten zu erwecken. Der junge Mann geht vor deinem Sarg her, als stünden Gläser zwischen seinen Schritten. Der Wind ist kühl und verspielt, ein unmündiges Kind. Sie tragen dich ins Haus und die Stiegen hinauf. Du wirst aus dem Sarg gehoben. Dein Bett ist frisch gerichtet. Der junge Mann starrt durch das Fenster in den Hof hinunter, da paaren sich zwei Tauben und gurren laut, geekelt wendet er sich ab.

Und da haben sie dich schon in das Bett zurückgelegt. Und sie haben dir das Tuch wieder um den Mund gebunden, und das Tuch macht dich so fremd. Der Mann beginnt zu schreien und wirft sich über dich. Sie führen ihn sachte weg. „Bewahret Ruhe!“ steht an allen Wänden, die Krankenhäuser sind zur Zeit überfüllt, die Toten dürfen nicht zu früh erwachen.

Vom Hafen heulen die Schiffe. Zur Abfahrt oder zur Ankunft? Wer soll das wissen? Still! Bewahret Ruhe! Erweckt die Toten nicht, bevor es Zeit ist, die Toten haben einen leisen Schlaf.  Doch die Schiffe heulen weiter. Und ein wenig später werden sie dir das Tuch vom Kopf nehmen müssen, ob sie es wollen oder nicht. Und sie werden dich waschen und deine Hemden wechseln, und einer von ihnen wird sich schnell über dein Herz beugen, schnell, solang du noch tot bist. Es ist nicht mehr viel Zeit, und daran sind die Schiffe schuld. Der Morgen wird schon dunkler. Sie öffnen deine Augen, und die funkeln weiß. Sie sagen jetzt auch nichts mehr davon, dass du friedlich aussiehst, dem Himmel sei Dank dafür, es erstirbt ihnen im Mund. Warte noch! Gleich sind sie gegangen. Keiner will Zeuge sein, denn dafür wird man heute noch verbrannt.

Sie lassen dich allein. So allein lassen sie dich, dass du die Augen aufschlägst und den grünen Himmel siehst, so allein lassen sie dich, dass du zu atmen beginnst, schwer und röchelnd und tief, rasselnd wie eine Ankerkette, wenn sie sich löst. Du bäumst dich auf und schreist nach deiner Mutter. Wie grün der Himmel ist!

„Die Fieberträume lassen nach“, sagt eine Stimme hinter dir, „der Todeskampf beginnt!“ Ach die! Was wissen die? Geh jetzt! Jetzt ist der Augenblick! Alle sind weggerufen. Geh, eh sie wiederkommen und eh ihr Flüstern wieder laut wird, geh die Stiegen hinunter, an dem Pförtner vorbei, durch den Morgen, der Nacht wird. Die Vögel schreien in der Finsternis, als hätten deine Schmerzen zu jubeln begonnen. Geh nach Hause! Und leg dich in dein eigenes Bett zurück, auch wenn es in den Fugen kracht und noch zerwühlt ist. Da wirst du schneller gesund! Da tobst du nur drei Tage lang gegen dich und trinkst dich satt am grünen Himmel, da stößt du nur drei Tage lang die Suppe weg, die dir die Frau von oben bringt, am vierten nimmst du sie. Und am siebenten, der der Tag der Ruhe ist, am siebenten gehst du weg. Die Schmerzen jagen dich, den Weg wirst du ja finden. Erst links, dann rechts und wieder links, quer durch die Hafengassen, die so elend sind, dass sie nicht anders können, als zum Meer zu führen. Wenn nur der junge Mann in deiner Nähe wäre, aber der junge Mann ist nicht bei dir, im Sarg warst du viel schöner. Doch jetzt ist dein Gesicht verzerrt von Schmerzen, die Schmerzen haben zu jubeln aufgehört. Und jetzt steht auch der Schweiß wieder auf deiner Stirne, den ganzen Weg lang, nein, im Sarg, da warst du schöner! Die Kinder spielen mit den Kugeln am Weg. Du läufst in sie hinein, du läufst, als liefst du mit dem Rücken nach vorn, und keines ist dein Kind. Wie soll denn auch eines davon dein Kind sein, wenn du zur Alten gehst, die bei der Kneipe wohnt? Das weiß der ganze Hafen, wovon die Alte ihren Schnaps bezahlt. Sie steht schon an der Tür. Die Tür ist offen, und sie streckt dir ihre Hand entgegen, die ist schmutzig. Alles ist dort schmutzig. Am Kamin stehen die gelben Blumen, und das sind dieselben, die sie in die Kränze winden, das sind schon wieder dieselben. Und die Alte ist viel zu freundlich. Und die Treppen knarren auch hier. Und die Schiffe heulen, wohin du immer gehst, die heulen überall. Und die Schmerzen schütteln dich, aber du darfst nicht schreien. Die Schiffe dürfen heulen, aber du darfst nicht schreien. Gib der Alten das Geld für den Schnaps! Wenn du ihr erst das Geld gegeben hast, hält sie dir deinen Mund mit beiden Händen zu. Die ist ganz nüchtern von dem vielen Schnaps, die Alte. Die träumt nicht von den Ungeborenen. Die unschuldigen Kinder wagen's nicht, sie bei den Heiligen zu verklagen, und die schuldigen wagen's auch nicht. Aber du - du wagst es! „Mach mir mein Kind wieder lebendig!“ Das hat noch keine von der Alten verlangt. Aber du verlangst es. Der Spiegel gibt dir Kraft. Der blinde Spiegel mit den Fliegenflecken lässt dich verlangen, was noch keine verlangt hat.

„Mach es lebendig, sonst stoß ich deine gelben Blumen um, sonst kratz ich dir die Augen aus, sonst reiß ich deine Fenster auf und schrei über die Gasse, damit sie hören müssen, was sie wissen, ich schrei - -“ Und da erschrickt die Alte. Und in dem großen Schrecken, in dem blinden Spiegel erfüllt sie deine Bitte. Sie weiß nicht, was sie tut, doch in dem blinden Spiegel gelingt es ihr. Die Angst wird fruchtbar, und die Schmerzen beginnen endlich wieder zu jubeln. Und eh du schreist, weißt du das Wiegenlied: Schlaf, Kindlein, schlaf! Und eh du schreist, stürzt dich der Spiegel die finsteren Treppen wieder hinab und lässt dich gehen, laufen lässt er dich. Lauf nicht zu schnell!

Heb lieber deinen Blick vom Boden auf, sonst könnt es sein, dass du da drunten an den Planken um den leeren Bauplatz in einen Mann hineinläufst, in einen jungen Mann, der seine Mütze dreht. Daran erkennst du ihn. Das ist derselbe, der zuletzt an deinem Sarg die Mütze gedreht hat, da ist er schon wieder! Da steht er, als wäre er nie weggewesen, da lehnt er an den Planken. Du fällst in seine Arme. Er hat schon wieder keine Tränen, gib ihm von den deinen. Und nimm Abschied, eh du dich an seinen Arm hängst. Nimm von ihm Abschied! Du wirst es nicht vergessen, wenn er es auch vergisst: Am Anfang nimmt man Abschied. Ehe man miteinander weitergeht, muss man sich an den Planken um den leeren Bauplatz für immer trennen.

Dann geht ihr weiter. Es gibt da einen Weg, der an den Kohlenlagern vorbei zur See führt. Ihr schweigt. Du wartest auf das erste Wort, du lässt es ihm, damit dir nicht das letzte bleibt. Was wird er sagen? Schnell, eh ihr an der See seid, die unvorsichtig macht! Was sagt er? Was ist das erste Wort? Kann es denn so schwer sein, dass es ihn stammeln lässt, dass es ihn zwingt, den Blick zu senken? Oder sind es die Kohlenberge, die über die Planken ragen und ihm Schatten unter die Augen werfen und ihn mit ihrer Schwärze blenden? Das erste Wort – jetzt hat er es gesagt: es ist der Name einer Gasse. So heißt die Gasse, in der die Alte wohnt. Kann denn das sein? Bevor er weiß, dass du das Kind erwartest, nennt er dir schon die Alte, bevor er sagt, dass er dich liebt, nennt er die Alte. Sei ruhig! Er weiß nicht, dass du bei der Alten schon gewesen bist, er kann es auch nicht wissen, er weiß nichts von dem Spiegel. Aber kaum hat er's gesagt, hat er es auch vergessen. Im Spiegel sagt man alles, dass es vergessen sei. Und kaum hast du gesagt, dass du das Kind erwartest, hast du es auch verschwiegen. Der Spiegel spiegelt alles. Die Kohlenberge weichen hinter euch zurück, da seid ihr an der See und seht die weißen Boote wie Fragen an der Grenze eures Blicks, seid still, die See nimmt euch die Antwort aus dem Mund, die See verschlingt, was ihr noch sagen wolltet. Von da ab geht ihr viele Male den Strand hinauf, als ob ihr ihn hinabgingt, nach Hause, als ob ihr weglieft, und weg, als gingt ihr heim. Was flüstern die in ihren hellen Hauben? „Das ist der Todeskampf!“ Die lasst nur reden. Eines Tages wird der Himmel blass genug sein, so blass, dass seine Blässe glänzen wird. An diesem Tag spiegelt der blinde Spiegel das verdammte Haus. Verdammt nennen die Leute ein Haus, das abgerissen wird, verdammt nennen sie das, sie wissen es nicht besser. Es soll euch nicht erschrecken. Der Himmel ist jetzt blass genug. Und wie der Himmel in der Blässe erwartet auch das Haus am Ende der Verdammung die Seligkeit. Vom vielen Lachen kommen leicht die Tränen. Du hast genug geweint. Nimm deinen Kranz zurück. Jetzt wirst du auch die Zöpfe bald wieder lösen dürfen. Alles ist im Spiegel. Und hinter allem, was ihr tut, liegt grün die See. Wenn ihr das Haus verlasst, liegt sie vor euch. Wenn ihr durch die eingesunkenen Fenster wieder aussteigt, habt ihr vergessen. Von da ab drängt er dich, mit ihm hineinzugehen. Aber in dem Eifer entfernt ihr euch davon und biegt vom Strand ab. Ihr wendet euch nicht um. Und das verdammte Haus bleibt hinter euch zurück. Ihr geht den Fluss hinauf, und euer eigenes Fieber fließt euch entgegen, es fließt an euch vorbei. Gleich lässt sein Drängen nach. Und in demselben Augenblick bist du nicht mehr bereit, ihr werdet scheuer. Das ist die Ebbe, die die See von allen Küsten wegzieht. Sogar die Flüsse sinken zur Zeit der Ebbe. Und drüben auf der anderen Seite lösen die Wipfel endlich die Krane ab. Weiße Schindeldächer schlafen darunter. Gib acht, jetzt beginnt er bald von der Zukunft zu reden, von den vielen Kindern und vom langen Leben, und seine Wangen brennen vor Eifer. Sie zünden auch die deinen an. Ihr werdet streiten, ob ihr Söhne oder Töchter wollt, und du willst lieber Söhne. Und er wollte sein Dach lieber mit Ziegeln decken, und du willst lieber - - - aber da seid ihr den Fluss schon viel zu weit hinaufgegangen. Der Schrecken packt euch. Die Schindeldächer auf der anderen Seite sind verschwunden, da drüben sind nur mehr Auen und feuchte Wiesen. Und hier? Gebt auf den Weg acht. Es dämmert - so nüchtern, wie es nur am Morgen dämmert. Die Zukunft ist vorbei.

Die Zukunft ist ein Weg am Fluss, der in die Auen mündet. Geht zurück! Was soll jetzt werden? Drei Tage später wagt er nicht mehr, den Arm um deine Schultern zu legen. Wieder drei Tage später fragt er dich, wie du heißt, und du fragst ihn. Nun wisst ihr voneinander nicht einmal mehr die Namen. Und ihr fragt auch nicht mehr. Es ist schöner so. Seid ihr nicht zum Geheimnis geworden? Jetzt geht ihr endlich wieder schweigsam nebeneinander her. Wenn er dich jetzt noch etwas fragt, so fragt er, ob es regnen wird. Wer kann das wissen? Ihr werdet immer fremder. Von der Zukunft habt ihr schon lange zu reden aufgehört. Ihr seht euch nur mehr selten, aber noch immer seid ihr einander nicht fremd genug. Wartet, seid geduldig. Eines Tages wird es so weit sein. Eines Tages ist er dir so fremd, dass du ihn auf einer finsteren Gasse vor einem offenen Tor zu lieben beginnst. Alles will seine Zeit. Jetzt ist sie da. „Es dauert nicht mehr lange“, sagen die hinter dir, „es geht zu Ende!“ Was wissen die? Beginnt nicht jetzt erst alles? Ein Tag wird kommen, da siehst du ihn zum erstenmal. Und er sieht dich. Zum erstenmal, das heißt: nie wieder. Aber erschreckt nicht! Ihr müsst nicht voneinander Abschied nehmen, das habt ihr längst getan. Wie gut es ist, dass ihr es schon getan habt! Es wird ein Herbsttag sein, voller Erwartung darauf, dass alle Früchte wieder Blüten werden, wie er schon ist, der Herbst, mit diesem hellen Rauch und mit dem Schatten, die wie Splitter zwischen den Schritten liegen, dass du die Füße daran zerschneiden könntest, dass du darüber fällst, wenn du um Äpfel auf den Markt geschickt bist, du fällst vor Hoffnung und vor Fröhlichkeit. Ein junger Mann kommt dir zu Hilfe. Er hat die Jacke nur lose umgeworfen und lächelt und dreht die Mütze und weiß kein Wort zu sagen. Aber ihr seid sehr fröhlich in diesem letzten Licht. Du dankst ihm und wirfst ein wenig den Kopf zurück, und da lösen sich die aufgesteckten Zöpfe und fallen herab. „Ach“, sagt er, „gehst du nicht noch zur Schule?“ Er dreht sich um und geht und pfeift ein Lied. So trennt ihr euch, ohne einander nur noch einmal anzuschauen, ganz ohne Schmerz und ohne es zu wissen, dass ihr euch trennt. Jetzt darfst du wieder mit deinen kleinen Brüdern spielen, und du darfst mit ihnen den Fluss entlang gehen, den Weg am Fluss unter den Erlen, und drüben sind die weißen Schindeldächer wie immer zwischen den Wipfeln. Was bringt die Zukunft? Keine Söhne. Brüder hat sie dir gebracht, Zöpfe, um sie tanzen zu lassen, Bälle, um zu fliegen. Sei ihr nicht böse, es ist das Beste, was sie hat. Die Schule kann beginnen. Noch bist du ein wenig zu groß, noch musst du auf dem Schulhof während der großen Pause in Reihen gehen und flüstern und erröten und durch die Finger lachen. Aber warte noch ein Jahr, und du darfst wieder über die Schnüre springen und nach den Zweigen haschen, die über die Mauern hängen. Die fremden Sprachen hast du schon gelernt, doch so leicht bleibt es nicht. Deine eigene Sprache ist viel schwerer. Noch schwerer wird es sein, lesen und schreiben zu lernen, doch am schwersten ist es, alles zu vergessen. Und wenn du bei der ersten Prüfung alles wissen musstest, so darfst du doch am Ende nicht mehr wissen. Wirst du das bestehen? Wirst du still genug sein? Wenn du genug Furcht hast, um den Mund nicht aufzutun, wird alles gut. Du hängst den blauen Hut, den alle Schulkinder tragen, wieder an den Nagel und verlässt die Schule. Es ist wieder Herbst. Die Blüten sind lange schon zu Knospen geworden, die Knospen zu nichts und nichts wieder zu Früchten. Überall gehen kleine Kinder nach Hause, die ihre Prüfung bestanden haben, wie du. Ihr alle wisst nichts mehr. Du gehst nach Hause, dein Vater erwartet dich, und die kleinen Brüder schreien so laut sie können und zerren an deinem Haar. Du bringst sie zur Ruhe und tröstest deinen Vater. Bald kommt der Sommer mit den langen Tagen. Bald stirbt deine Mutter. Du und dein Vater, ihr beide holt sie vom Friedhof ab. Drei Tage liegt sie noch zwischen den knisternden Kerzen, wie damals du. Blast alle Kerzen aus, eh sie erwacht! Aber sie riecht das Wachs und hebt sich auf die Arme und klagt leise über die Verschwendung. Dann steht sie auf und wechselt ihre Kleider. Es ist gut, dass deine Mutter gestorben ist, denn länger hättest du es mit den kleinen Brüdern allein nicht machen können. Doch jetzt ist sie da. Jetzt besorgt sie alles und lehrt dich auch das Spielen noch viel besser, man kann es nie genug gut können. Es ist keine leichte Kunst. Aber das schwerste ist es noch immer nicht. Das schwerste bleibt es doch, das Sprechen zu vergessen und das Gehen zu verlernen, hilflos zu stammeln und auf dem Boden zu kriechen, um zuletzt in Windeln gewickelt zu werden. Das schwerste bleibt es, alle Zärtlichkeiten zu ertragen und nur mehr zu schauen. Sei geduldig! Bald ist alles gut. Gott weiß den Tag, an dem du schwach genug bist.

Es ist der Tag deiner Geburt. Du kommst zur Welt und schlägst die Augen auf und schließt sie wieder vor dem starken Licht. Das Licht wärmt dir die Glieder, du regst dich in der Sonne, du bist da, du lebst. Dein Vater beugt sich über dich. „Es ist zu Ende -“, sagen die hinter dir, „sie ist tot!“

Still! Lass sie reden!

Ein Schritt nach Gomorrha  
Ingeborg Bachmann. Das dreißigste Jahr. 1961.

Die letzten Gäste waren gegangen. Nur das Mädchen in dem schwarzen Pullover und dem roten Rock saß noch da, hatte sich nicht mit den anderen erhoben. Sie ist betrunken, dachte Charlotte, als sie ins Zimmer zurückkam, sie will mit mir allein sprechen, mir womöglich etwas erzählen, und ich bin todmüde. Sie schloß die Tür, in der sie zögernd gestanden hatte, um dem letzten Gast noch eine Möglichkeit zu geben, die offenstehende Tür wahrzunehmen, und nahm von der Kommode einen Aschenbecher, über dessen Rand kleine Aschenhäute rieselten. Im Zimmer: die verrückten Stühle, eine verknüllte Serviette auf dem Boden, die gedunsene Luft, die Verwüstung, die Leere nach dem Überfall. Ihr wurde übel. Sie hielt noch ein brennendes Zigarettenende in der Hand und versuchte, es hineinzudrücken in den Haufen von Stummeln und Asche. Es qualmte jetzt. Sie sah blinzelnd hinüber zu dem Sessel in der Ecke, auf herabhängendes Haar, das rötlich glänzte, auf den roten Rock, der, wie eine Capa ausgebreitet, über die Beine des Mädchens fiel und in einem Halbkreis Füße, Teppich und Sessel verdeckte, am Boden schleifte. Mehr als das Mädchen selbst, sah sie alle diese unstimmigen vielen Rottöne im Raum: das Licht, das durch einen roten Lampenschirm mußte, mit einer flirrenden Staubsäule davor; eine Reihe von roten Bücherrücken dahinter auf einem Regal; den filzigen wilden Rock und die matteren Haare. Nun war einen Augenblick lang alles so, wie es nie wieder sein konnte - ein einziges Mal war die Welt in Rot. Die Augen des Mädchens gingen darin auf, zwei feuchte, dunkle, betrunkene Objekte, und trafen die Augen der Frau.

Charlotte dachte: ich werde sagen, daß ich mich schlecht fühle und schlafen gehen muß. Nur diesen einen höflichen passenden Satz muß ich finden, sie damit zum Gehen bringen. Sie muß gehen. Warum geht sie nicht? Ich bin todmüde. Warum gehen Gäste nie? Warum bloß ist sie nicht mit den anderen gegangen?

Aber der Augenblick war vertan, sie war zu lange schweigend dagestanden; sie ging leise weiter in die Küche, säuberte den Aschenbecher, wusch sich rasch das Gesicht, wusch den langen Abend weg, das viele Lächeln, die Aufmerksamkeit, das angestrengte die Augen-überall-haben. Vor ihren Augen blieb zurück: der weite Rock mit dem Todesrot, zu dem die Trommeln hätten gerührt werden müssen.

Sie wird mir eine Geschichte erzählen. Warum gerade mir? Sie bleibt, weil sie mit mir sprechen will. Hat kein Geld oder findet sich nicht zurecht in Wien, kommt von da unten, eine Slowenin, halbe Slowenin, von der Grenze, jedenfalls aus dem Süden, der Name klingt auch danach, Mara. Irgend etwas wird es schon sein, eine Bitte, eine Geschichte, irgendeine, mit der sie mich um den Schlaf bringen will. Zuviel allein wird sie natürlich in Wien sein oder sie ist in irgendeine Geschichte geraten. Franz fragen nach diesem Mädchen, morgen. Morgen!

Charlotte erschrak, memorierte rasch ihre Pflichten: morgen früh Franz abholen, den Wecker stellen, frisch sein, ausgeschlafen sein, einen erfreuten Eindruck machen. Es war keine Zeit mehr zu verlieren. Sie füllte rasch zwei Gläser mit Mineralwasser und trug sie ins Zimmer, reichte eines dem Mädchen, das schweigend austrank und dann, während es das Glas wegstellte, brüsk sagte: Morgen kommt er also zurück.

Ja, sagte Charlotte. Zu spät verletzt, fügte sie hinzu: Wer? — Es war zu spät.

Er ist oft verreist. Da sind Sie viel allein. Manchmal, nicht oft. Das wissen Sie doch. Sie möchten, daß ich gehe? Nein, sagte Charlotte. Ich hatte das Gefühl, daß der Mann, der soviel gesprochen hat, auch noch gern geblieben wäre … Nein, sagte Charlotte.

Ich hatte das Gefühl … Mara verzog den Mund. Charlotte war zornig, aber sie antwortete noch immer höflich: Nein, gewiß nicht. - Sie stand auf. Ich werde uns einen Kaffee kochen. Und dann rufe ich ein Taxi. Jetzt war ihr der Satz gelungen, sie hatte wieder Boden unter den Füßen, hatte dem Mädchen bedeutet, daß sie das Taxi bezahlen werde, und sie hatte sich vor allem diese Bemerkung verbeten.

Mara sprang auf und griff nach Charlottes Arm. Nein, sagte sie, ich will das nicht. Sie sind heut abend oft genug in die Küche gelaufen. Wir können draußen Kaffee trinken. Kommen Sie. Gehen wir weg, weit weg. Ich kenne da eine Bar. Wir gehen, nicht wahr? - Charlotte befreite ihren Arm und ging, ohne Antwort, die Mäntel holen. Sie schob das Mädchen zur Tür hinaus. Sie war erleichtert. Im Treppenhaus, das dunkel war und nur in jeder Biegung von der Laterne im Hof schwach erleuchtet wurde, kam ihr Maras Hand entgegen, griff wieder nach ihrem Arm. Sie fürchtete, daß das Mädchen stürzen könne, und zog und stützte es zugleich, bis sie unten waren und das Tor erreicht hatten.

Der Franziskanerplatz lag da wie ein Dorfplatz, still. Geplätscher vom Brunnen, still. Man hätte gerne Wiesen und Wälder von nah gerochen, einen Blick nach dem Mond getan, zum Himmel, der sich wieder dicht und nachtblau eingestellt hatte nach einem lärmigen Tag. In der Weihburggasse ging niemand. Sie gingen rasch hinauf bis zur Kärntner Straße, und plötzlich nahm Mara wieder, wie ein furchtsames Kind, Charlottes Hand. Sie hielten einander an den Händen und gingen noch rascher, als verfolgte sie jemand. Mara fing zu laufen an, und zuletzt liefen sie wie zwei Schulmädchen, als gäbe es keine andere Gangart. Maras Armbänder klirrten, und eines drückte gegen Charlottes Handgelenk und schmerzte, trieb sie an. Von Unsicherheit befallen, sah Charlotte sich in dem luftlosen und heißen Vorraum der Bar um. Mara hielt ihr die Tür ins Innere auf. Wieder war alles rot. Nun waren auch die Wände rot, höllenrot, die Stühle und die Tische, die Lichter, die wie Verkehrsampeln auf ihre Ablösung durch das grüne Licht des Morgens warteten und nun die Nacht aufhalten und die Menschen anhalten wollten in der Nacht, im Rauch, im Rausch. Aber diese Rottöne waren, weil kein Zufall sie angerichtet hatte, dennoch schwächer in der Wirkung als das erste viele Rot von vorhin, sie schwächten auch die Erinnerung daran, und Maras Haare und ihr weiter Rock wurden in dem gähnenden Rachen Rot verschlungen.

Es wurde lustlos getrunken und getanzt; trotzdem hatte Charlotte das Gefühl, in einen Höllenraum gelangt zu sein, gebrannt und leiden gemacht zu werden von ihr noch unbekannten Torturen. Die Musik, der Stimmenlärm folterten sie, denn sie hatte sich unerlaubt aus ihrer Welt entfernt und fürchtete, entdeckt und gesehen zu werden von jemand, der sie kannte. Mit geducktem Kopf ging sie hinter Mara zu dem Tisch, an den sie der Kellner wies, einen langen Tisch, an dem schon zwei Männer in dunklen Anzügen saßen und, entfernter, ein junges Paar, das nicht einen Augenblick aufsah, sich gegenseitig mit den Fingerspitzen berührte. Rundherum fluteten und drückten die Tanzenden, wie von den Planken eines untergehenden Schiffes abrutschend, gegen den Tisch, stampften auf den Boden, auf dem auch der Tisch in Gefahr geriet, als wollten sie in die Tiefe. Alles schwankte, rauchte, dunstete in dem Rotlicht. Alles wollte in die Tiefe, lärmumschlungen tiefer, lustlos tiefer. Charlotte bestellte Kaffee und Wein. Als sie wieder aufsah, war Mara aufgestanden und hatte begonnen, einen Meter entfernt von ihr, zu tanzen. Erst schien es, als wäre sie allein, aber dann war auch der Mann wahrzunehmen, der mit ihr tanzte, ein erhitzter dünner Bursche, ein Lehrling oder Student, der mit den Hüften und Beinen schlenkerte, auch allein für sich tanzte und nur hin und wieder nach Maras Händen griff oder sie kurz in den Arm nahm, um sie dann gleich wieder von sich zu stoßen und ihren eigenen erfinderischen Bewegungen zu überlassen. Mara wandte ihr Gesicht Charlotte zu, lächelte, wand sich, warf die Haare mit der Hand hoch. Einmal hüpfte sie ganz nahe u Charlotte hin und verbeugte sich zierlich. Sie erlauben doch?

Charlotte nickte steif. Sie wandte sich ab, trank in kleinen Schlucken; sie wollte das Mädchen nicht stören, indem sie es beobachtete. Ein Mann trat hinter ihren Stuhl und forderte sie zum Tanzen auf. Sie schüttelte den Kopf. Sie klebte auf ihrem Stuhl, und ihre Zunge klebte, schon wieder trocken, fest in ihrem Mund. Sie wollte aufstehen, heimlich gehen, wenn Mara nicht hersah. Aber sie ging nicht - doch das wußte sie erst später ganz deutlich - , weil sie keinen Augenblick lang das Gefühl hatte, daß Mara tanzte, um zu tanzen, oder daß sie mit jemand hier tanzen oder hierbleiben oder sich vergnügen wollte. Denn sie sah immerzu her, führte ihren Tanz nur auf, damit Charlotte hinsah. Sie zog ihre Arme durch die Luft und ihren Körper durch den Raum wie durch Wasser, sie schwamm und stellte sich zur Schau, und Charlotte, endlich bezwungen und um endlich ihren Blicken eine unverkennbare Richtung geben zu können, folgte ihr bei jeder Bewegung. Ende der Musik. Eine atemlose, strahlende Mara, die sich setzte und nach Charlottes Hand griff. Ineinander verschlungene Hände. Geflüster. Sind Sie böse? Kopfschütteln. Eine große Dumpfheit. Jetzt aufstehen und gehen können diese kleinen klettenhaften Hände loswerden können. Charlotte befreite mit einem Ruck ihre rechte Hand, griff nach dem Weinglas und trank. Auch der Wein ging nicht aus wieviel davon sie auch trinken mochte. Die Zeit ging nicht aus; diese Blicke, diese Hände, sie gingen nicht aus. Die beiden Männer am Tisch wandten sich an Mara, tuschelten mit ihr, lachten ihr zu. Machen wir eine Brücke, Fräulein?

Mara hob ihre Hände, spielte mit den Händen der Männer ein kurzes Spiel, das Charlotte nicht kannte. Nein, keine Brücke, keine Brücke! rief sie lachend, kehrte den Männern ebenso plötzlich den Rücken, wie sie sich mit ihnen eingelassen hatte, und tauchte, heimkehrend, mit ihren Händen unter Charlottes Hände, die weiß und kalt nebeneinander auf dem Tisch lagen. Ach, die Damen wollen unter sich sein, sagte der eine der Männer und lachte gutmütig seinem Freund zu. Charlotte schloß die Augen. Sie spürte den Druck von Maras harten Fingern und erwiderte ihn, ohne zu wissen warum und ohne es zu wünschen. Ja, so war das. Das war es. Sie kam langsam wieder zu sich, hielt die Augen unverwandt vor sich nieder auf die Tischplatte und rührte sich nicht. Sie wollte sich nie mehr rühren. Es konnte ihr jetzt gleich sein, ob sie gingen oder blieben, ob sie bis zum Morgen ausgeschlafen sein würde oder nicht, ob diese Musik weiterging, jemand sie ansprach, jemand sie erkannte … Du. sag etwas! Du … gefällt es dir hier nicht? Gehst du denn nie tanzen, nie aus, um zu trinken…? Sag etwas! Schweigen.

Sag doch etwas. Lach ein bißchen. Hältst du das aus, dort oben bei dir? Ich könnte das nicht aushalten, allein herumgehen, allein schlafen, allein in der Nacht und tags arbeiten, immer üben … Oh, das ist furchtbar. Das halt niemand aus! Charlotte sagte mühsam: Gehen wir. Sie fürchtete, loszuweinen. Als sie auf der Straße waren, fand sie wieder den Satz nicht, der sie schon einmal gerettet hatte. Früher war der Satz möglich gewesen: Ich lasse Ihnen ein Taxi rufen … Aber jetzt hätte sie diesen Satz übersetzen müssen in einen Satz mit einem Du. Diesen Satz konnte sie nicht bilden. Langsam gingen sie zurück. Charlotte steckte ihre Hände in die Manteltaschen. Ihre Hand wenigstens sollte Mara nicht mehr haben. Die Stiegen am Franziskanerplatz fand Mara diesmal ohne Hilfe, ohne Frage im Dunkel. Sie ging voraus, als wäre sie diese Stiege schon oft hinauf- und hinuntergegangen. Charlotte steckte den Schlüssel ins Schloß und hielt inne. »Unsere Wohnung« konnte das nicht mehr sein, wenn sie jetzt wirklich aufschloß, Mara nicht noch hinunterstieß über die Stiegen. Ich müßte sie hinunterstoßen, dachte Charlotte und drehte den Schlüssel. Drinnen schlang Mara, im nächsten Augenblick, die Arme um ihren Hals, hing wie ein Kind an ihr. Ein kleiner rührender Körper hängte sich an den ihren, der ihr mit einemmal größer und stärker als sonst vorkam. Charlotte befreite sich mit einer raschen Bewegung, streckte den Arm aus und machte Licht.

Sie setzten sich im Zimmer, wie sie zuletzt dagesessen hatten, und rauchten.

Das ist Wahnsinn, du bist wahnsinnig, sagte Charlotte, wie ist das nur möglich … ? Sie hielt inne, sprach nicht weiter, so lächerlich kam sie sich vor. Sie rauchte und dachte, daß diese Nacht kein Ende nehmen werde, daß diese Nacht ja erst im Anfang war und womöglich ohne Ende. Vielleicht blieb Mara jetzt für immer da, immer, immer, immer, und sie selber würde nun für immer nachdenken müssen, was sie getan oder gesagt habe, um schuld daran zu sein, daß Mara da war und dablieb. Als sie hilflos zu dem Mädchen hinübersah, bemerkte sie, daß Tränen aus Maras Augen liefen. Wein doch nicht. Bitte, wein nicht. Du willst mich nicht. Niemand will mich. Bitte, wein nicht. Du bist sehr lieb, sehr schön, aber … Warum willst du mich nicht? Warum? - Neue Tränen. Ich kann nicht.

Du willst nicht. Warum? Sag bloß, warum du mich nicht magst, dann gehe ich! - Mara fiel auf die Knie; langsam kippte sie aus dem Sessel, kam auf die Knie zu liegen und legte den Kopf in Charlottes Schoß. Dann gehe ich, dann bist du mich los.

Charlotte rührte sich nicht, sie sah, rauchend, nieder auf das Mädchen, studierte jeden Zug in dem Gesicht, jeden ausbrechenden Blick. Sehr lange und sehr genau sah sie es an. Das war Wahnsinn. Noch nie hatte sie … Einmal, in der Schulzeit, als sie der Geschichtslehrerin die Hefte ins Konferenzzimmer hatte bringen müssen und niemand sonst in dem Raum war, war die aufgestanden, hatte den Arm um sie gelegt, sie auf die Stirn geküßt. »Liebes Mädchen.« Dann hatte Charlotte sich, erschreckt, weil die Lehrerin sonst so streng war, umgedreht und war zur Tür hinausgelaufen. Lange noch hatte sie sich verfolgt gefühlt von den zwei zärtlichen Worten. Von dem Tag an wurde sie noch strenger geprüft als die anderen, und ihre Noten wurden noch schlechter. Aber sie beschwerte sich bei niemand, erduldete die unverschuldete kalte Behandlung; sie hatte begriffen, daß auf diese Zärtlichkeit nur diese Strenge folgen konnte.

Charlotte dachte: wie aber kann ich Mara berühren? Sie ist aus dem Stoff, aus dem ich gemacht bin. Und sie dachte traurig an Franz, der auf dem Weg zu ihr war, jetzt mußte der Zug schon an der Grenze sein, und niemand konnte ihn mehr aufhalten weiterzufahren, niemand konnte Franz warnen davor zurückzukommen, wo es »unsere Wohnung« aufgehört hatte zu geben. Oder gab es sie noch? Alles stand ja noch da, an seinem Ort, der Schlüssel hatte gesperrt, und wenn Mara nun wie durch ein Wunder verschwand oder plötzlich doch fortging, dann würde morgen alles nur wie ein Spuk erscheinen, es würde wie nie gewesen sein.

Bitte sei vernünftig. Ich muß auch noch schlafen und sehr früh aufstehen morgen. Ich bin nicht vernünftig. Ach Liebes, liebes Schönes, und du lügst mich nur ein bißchen an, nicht wahr? Warum? Wieso? - Charlotte, schläfrig, verraucht, leer, konnte nichts mehr auffassen. Ihre Gedanken gingen noch wie Wachtposten in ihrem Kopf auf und ab, hörten die feindlichen Worte, sie waren auf der Hut, konnten aber nicht Alarm schlagen, sich bereit machen zur Abwehr. Du lügst! O wie du lügst!

Ich weiß nicht, wovon du sprichst. Warum sollte ich lügen, und was überhaupt hast du für eine Lüge gehalten? Du lügst. Du hast mich gerufen, hast mich kommen lassen zu dir, hast mich mitgenommen noch einmal in der Nacht, und jetzt ekelt dir vor mir, jetzt willst du's nicht wahrhaben, daß du mich gerufen hast zu dir! Ich hätte dich . . .

Hast du mich nicht eingeladen? Was hat das bedeutet? Charlotte weinte. Sie konnte die Tränen, die so plötzlich kamen, nicht mehr aufhalten. Ich lade viele Menschen ein. Du lügst.

Maras nasses Gesicht, naß noch, während sie schon zu lachen begann, preßte sich gegen Charlottes Gesicht, zärtlich, warm, und ihrer beider Tränen vermischten sich. Die Küsse, die der kleine Mund gab, die Locken, die geschüttelt wurden über Charlotte, der kleine Kopf, der an ihren Kopf stieß, — alles war soviel kleiner, gebrechlicher, nichtiger als es je ein Kopf, je Haar, je Küsse gewesen waren, die über Charlotte gekommen waren. Sie suchte in ihren Gefühlen nach einer Anweisung, in ihren Händen nach einem Instinkt, in ihrem Kopf nach einer Kundgebung. Sie blieb ohne Anweisung.

Charlotte hatte als Kind manchmal aus Überschwang ihre Katze geküßt, auf die kleine Schnauze, das feuchte, kühle, zarte Etwas, um das herum alles weich und fremd war — eine fremde Gegend für Küsse. So ähnlich feucht, zart, ungewohnt waren die Lippen des Mädchens. An die Katze mußte Charlotte denken und die Zähne zusammenpressen. Und zugleich versuchte sie doch zu bemerken, wie diese ungewohnten Lippen sich anfühlten.

So also waren ihre eigenen Lippen, so ähnlich begegneten sie einem Mann, schmal, fast widerstandslos, fast ohne Muskel — eine kleine Schnauze, nicht ernst zu nehmen. Küß mich nur einmal, bettelte Mara. Nur ein einziges Mal.

Charlotte sah auf ihre Armbanduhr; es reizte sie plötzlich, auf die Uhr zu sehen, und sie wünschte, daß Mara es merke. Wie spät ist es denn? - Ein neuer Ton war in der Stimme des Mädchens, von der Art, wie Charlotte noch nie einen bösen, aufsässigen Ton gehört hatte. Vier Uhr, sagte sie trocken.

Ich bleibe. Hörst du? Ich bleibe. - Wieder der Unterton, bedrohlich, niederträchtig. Aber hatte nicht auch sie selber einmal so zu jemand gesagt: Ich bleibe. Sie hoffte inständig, sie habe es nie in diesem Ton gesagt. Wenn du es noch nicht begriffen hast: es ist zwecklos, daß du bleibst. Und um sechs Uhr kommt unsere Bedienerin. Sie mußte jetzt auch böse sein, Mara diesen Ton vergelten, sie sagte »unsere« und log überdies, denn sie hatte die Frau erst für neun Uhr bestellt.

Maras Augen brannten. Sag das nicht, o du, sag das nicht! Du bist gemein, so gemein. Was du mir antust, wenn du das wüßtest … Glaubst du, ich werde zulassen, daß du auf die Bahn gehst und mit ihm zurückkommst! Umarmt er dich gut? Gut? Wie?

Charlotte schwieg; sie war so aufgebracht, daß sie kein Wort hervorbrachte. Liebst du ihn? Nein? Man sagt…ah, die Leute sagen allerhand … Sie machte eine wegwerfende Handbewegung. Ah, wie ich das alles hasse. Wie ich Wien hasse! Dieses Studium hasse, die Schwätzer, diese Männer, diese Weiber, die Akademie, alles. Nur du, seit ich dich gesehen habe … Du mußt anders sein. Du mußt. Oder du lügst! Wer sagt etwas? Und was?

Ich wäre nicht gekommen, nie gekommen … Ich schwöre es dir. Aber das ist doch … Charlotte konnte nicht mehr weiterreden, sie stand taumelnd auf. Mara stand auf. Sie standen sich gegenüber. Mara wischte ganz langsam, und während die Aufregung aus ihr schon zu weichen begann, das Glas vom Tisch, dann das andere, sie griff nach einer leeren Vase und warf sie, weil die Gläser ohne Geräusch auf den Teppich gerollt waren, gegen die Wand, dann eine Kassette, aus der Muscheln und Steine mit Getöse herausflogen und über die Möbel rollten.

Charlotte suchte nach Kraft für einen großen Zorn, für einen Schrei, für Wut, für Beleidigung. Die Kraft hatte sie verlassen. Sie sah einfach dem Mädchen zu, wie es ein Stück nach dem anderen zerstörte. Die Zerstörung schien lang zu dauern wie ein Brand, eine Überschwemmung, eine Demolierung. Mara bückte sich plötzlich, hob zwei große Scherben von der Obstschale auf, hielt sie aneinander und sagte: So ein schöner Teller. Verzeih mir. Sicher hast du den Teller gern gehabt. Bitte verzeih mir. Charlotte zählte, ohne Bedauern, ohne jede Regung, die Stücke, die in Scherben gegangen oder beschädigt worden waren. Es waren nur ganz wenige Stücke, aber sie hätte gern alles in dem Zimmer mitzählen mögen, damit sie das Ausmaß der Zerstörung genauer hätte ausdrücken können, das soviel größer war; genauso gut hätte alles in Trümmer gehen können. Denn sie hatte zugesehen, keine Hand gerührt, bei jedem Krachen, jedem Splittern stillgehalten. Sie bückte sich und sammelte die Muscheln und Steine ein, sie schob die Scherben zusammen, ging gebückt herum, damit sie nicht aufsehen und Mara ansehen mußte: dann ließ sie wieder ein paar Stücke fallen, als halte es keinen Sinn, hier noch einmal aufzuräumen. Sie kauerte, in dem anhaltenden Schweigen, auf dem Boden. Ihre Gefühle, ihre Gedanken sprangen aus dem gewohnten Gleis, rasten ohne Bahn ins Freie. Sie ließ ihren Gefühlen und Gedanken freien Lauf.

Sie war frei. Nichts mehr erschien ihr unmöglich. Wieso sollte sie nicht mit einem Wesen von gleicher Beschaffenheit zu leben beginnen? Aber jetzt hatte Mara sich neben sie gekniet, zu sprechen begonnen, sie sprach immerzu auf sie ein. Mein Geliebtes, du darfst nicht meinen, du, es tut mir so leid, ich weiß gar nicht, was in mich gefahren ist, du, sei gut zu mir, ich bin verrückt, nach dir verrückt, ich möchte, ich glaube, ich könnte …

Charlotte dachte: mir ist dauernd unklar, wovon sie spricht. Die Sprache der Männer war doch so gewesen in solchen Stunden, daß man sich daran hatte halten können. Ich kann Mara nicht zuhören, ihren Worten ohne Muskel, diesen nichtsnutzigen kleinen Worten. Hör zu, Mara, wenn du die Wahrheit wissen willst. Wir müssen versuchen zu sprechen, wirklich zu sprechen miteinander. Versuch es. (Gewiß will sie die Wahrheit gar nicht wissen, und dann ist's auch die Frage, wie diese Wahrheit heißen müßte über uns beide. Dafür sind noch keine Worte da.) Ich kann nicht auffassen, was du sagst. Du redest mir zu unklar. Ich kann mir nicht vorstellen, wie du denkst. In deinem Kopf muß etwas anders herum laufen. Mein armer Kopf! Du mußt Mitleid mit ihm haben, mußt ihn streicheln, ihm sagen, was er denken soll. Charlotte begann, Maras Kopf gehorsam zu streicheln. Dann hielt sie inne. Sie hatte das schon einmal gehört -nicht die Worte, aber den Tonfall. Sie selber hatte oft so dahingeredet, besonders in der ersten Zeit mit Franz, auch vor Milan war sie in diesen Ton verfallen, hatte die Stimme zu Rüschen gezogen; diesen Singsang voll Unverstand hatte er sich anhören müssen, angeplappert hatte sie ihn, mit verzogenem Mund, ein Schwacher den Starken, eine Hilflose, Unverständige, ihn, den Verständigen. Sie hatte die gleichen Schwachheiten ausgespielt, die Mara jetzt ihr gegenüber ausspielte, und hatte den Mann dann plötzlich im Arm gehalten, hatte Zärtlichkeiten erpreßt, wenn er an etwas anderes denken wollte, so wie sie jetzt von Mara erpreßt wurde, sie streicheln mußte, gut sein mußte, klug sein mußte.

Diesmal aber hatte sie Einblick. Es verfing nicht bei ihr. Oder doch? Es half vielleicht gar nicht, daß sie das Mädchen erkannte und durchschaute, weil sie sich plötzlich an sich selber erinnerte und erschaute. Nur viel älter kam sie sich mit einemmal vor, weil dieses Geschöpf vor ihr das Kind spielte, sich klein machte und sie größer machte für seinen Zweck. Sie fuhr Mara noch einmal zaghaft durchs Haar, hätte ihr gern etwas versprochen. Etwas Süßes, Blumen, eine Nacht oder eine Kette. Bloß, damit sie endlich Ruhe gab. Damit sie, Charlotte, endlich aufstehen und an etwas anderes denken konnte; damit dieses kleine lästige Tier verscheucht war. Sie dachte an Franz und sie fragte sich, ob auch er manchmal so von ihr belästigt worden war und sie gern verscheucht hätte, dieses kleine Tier, damit Ruhe war.

Charlotte stand auf, weil sie bemerkte, daß die Vorhänge nicht zugezogen waren. Und doch hätte sie gern die Fenster erleuchtet gelassen, zum Einsehen offenstehen gelassen. Sie hatte nichts mehr zu scheuen. Es sollte zu gelten anfangen, was sie dachte und meinte, und nicht mehr gelten sollte, was man sie angehalten hatte zu denken und was man ihr erlaubt hatte zu leben.

Wenn sie mit Mara zu leben begänne … Dann würde sie lieber arbeiten zum Beispiel. Obwohl sie immer gern gearbeitet hatte, hatte ihrer Arbeit der Fluch gefehlt, der Zwang, die unbedingte Notwendigkeit. Auch brauchte sie jemand um sich, neben sich, unter sich, für den sie nicht nur arbeitete, sondern der Zugang zur Welt war, für den sie den Ton angab, den Wert einer Sache bestimmte, einen Ort wählte.

Sie sah sich um im Zimmer. Die Möbel hatte Franz ausgesucht mit Ausnahme der Lampe im Schlafzimmer und ein paar Vasen, Kleinigkeiten. Es war kein Stück von ihr in dieser Wohnung. Es war gar nicht daran zu denken, daß jemals etwas mit ihr zu tun haben würde in einer Wohnung, solang sie mit einem Mann lebte. Nachdem sie von zu Hause weggegangen war, hatte sie ein Jahr lang mit einem Studenten gelebt, in einem Zimmer mit verstaubten Seidenlampen, Plüschsesseln und Wänden, die mit Plakaten und billigen Reproduktionen moderner Malerei vollgeklebt waren. Sie hätte nie1 gewagt, etwas daran zu ändern; es war seine Umwelt gewesen. Jetzt lebte sie in der hellen Ordnung, die Franz gehörte, und verließe sie Franz, so ginge sie in eine andere Ordnung, in alte geschweifte Möbel oder in Bauernmöbel oder in eine Rüstungssammlung, in eine Ordnung jedenfalls, die nicht die ihre war - das würde sich nie ändern. Genau genommen wußte sie auch schon nicht mehr, was sie für sich wollte, weil da nichts mehr zu wollen war. Natürlich hatte Franz sie bei jedem Kauf gefragt: Ist dir das recht? Was meinst du? Oder lieber in blau? Und sie hatte gesagt, was sie dachte, nämlich: blau. Oder: den Tisch lieber niedriger. Aber sie konnte nur dann einen Wunsch äußern, wenn er Fragen stellte. Sie sah Mara an und lächelte. Sie stieß mit der Fußspitze gegen den Tisch. Es war eine Lästerung. Sie lästerte »unseren Tisch«.

Mara würde sie sich unterwerfen können, sie lenken und schieben können. Sie würde jemand haben, der zitterte vor ihrem Konzert, der eine warme Jacke bereit hielt, wenn sie aus dem Saal kam und schwitzte, jemand, dem es nur wichtig war, teilzunehmen an ihrem Leben, und für den sie das Maß aller Dinge war, jemand, dem es wichtiger war, ihre Wäsche in Ordnung zu halten, ihr das Bett aufzuschlagen, als einen anderen Ehrgeiz zu befriedigen — jemand vor allem, dem es wichtiger war, mit ihren Gedanken zu denken, als einen eigenen Gedanken zu haben. Und sie meinte plötzlich zu wissen, was sie all die Jahre vermißt und heimlich gesucht hatte: das langhaarige, schwache Geschöpf, auf das man sich stützen konnte, das immer seine Schulter herhalten würde, wenn man sich trostlos oder erschöpft oder selbstherrlich fühlte, das man rufen und wegschicken konnte und um das man sich, der Gerechtigkeit halber, sorgen mußte, sich bangte und dem man zürnen konnte. Nie konnte sie Franz zürnen, nie konnte sie ihn anschreien, wie er sie anschrie manchmal. Nie bestimmte sie. Er bestimmte (oder sie beide bestimmten, hätte er wohl gesagt - aber es war doch er, der, ohne sich dessen bewußt zu sein, immer bestimmte, und sie hätte es nicht anders gewollt -). Obgleich er ihre Selbständigkeit und ihre Arbeit liebte, ihre Fortschritte ihn erfreuten, er sie tröstete, wenn sie zwischen der Arbeit und der Hausarbeit nicht zurechtkam, und ihr vieles erließ, soviel man sich eben erlassen konnte in einer Gemeinschaft, wußte sie, daß er nicht geschaffen war, ihr ein Recht auf ein eigenes Unglück, eine andere Einsamkeit einzuräumen. Sie teilte sein Unglück oder heuchelte die Teilnahme; manchmal waren sie untrennbar in ihr: die Heuchelei, die Liebe, die Freundschaft. Aber es war nicht wichtig, wieviel Aufrichtigkeit in ihr war und wieviel Sucht nach Verdunkelung — wichtig war, daß nur sie dieses Problem kannte, daß es sie oft bewegt hatte, sie aber nie sich eine Lösung hatte vorstellen können.

Der Hochmut, auf ihrem eigenen Unglück, auf ihrer eigenen Einsamkeit zu bestehen, war immer in ihr gewesen, aber erst jetzt traute er sich hervor, er blühte, wucherte, zog die Hecke über sie. Sie war unerlösbar, und keiner sollte sich anmaßen, sie zu erlösen, das Jahr Tausend zu kennen, an dem die rotblühenden Ruten, die sich ineinander verkrallt hatten, auseinanderschlugen und den Weg freigeben würden. Komm, Schlaf, kommt, tausend Jahre, damit ich geweckt werde von einer anderen Hand. Komm, daß ich erwache, wenn dies nicht mehr gilt — Mann und Frau. Wenn dies einmal zu Ende ist!

Sie betrauerte Franz wie einen Toten; er wachte oder schlief jetzt in dem Zug, der ihn heimtrug, und er wußte nicht, daß er tot war, daß alles umsonst gewesen war, die Unterwerfung, die sie selber, mehr als er, betrieben hatte, weil er gar nicht hätte wissen können, was an ihr zu unterwerfen war. Er hatte sowieso zuviel Kraft auf sie vergeudet, war immer mit soviel Rücksichtnahme auf sie beschäftigt gewesen. Während es ihr immer richtig erschienen war, daß sie mit ihm hatte leben wollen, war es ihr immer traurig vorgekommen, daß er sich mit ihr hatte belasten müssen, es ergab gar nichts für ihn; sie hätte ihm eine Frau gewünscht, die ihn umsorgt und bewundert hätte, und er wäre darum nicht weniger gewesen, nichts konnte ihn verringern — auch ihre Quälereien konnten ihn, wie es nun einmal war, nicht verringern, aber genausowenig konnten sie ihm nützen, etwas eintragen, denn sie waren von der verfassungswidrigen, heillosen Art. Er ging gutmütig darauf ein, er wußte, daß er es hätte leichter haben können, aber es machte ihm doch Freude, mit ihr zu leben: sie war ihm genauso zur Gewohnheit geworden, wie eine andere Frau es geworden wäre, und, weiser als Charlotte, hatte er längst die Ehe als einen Zustand erkannt, der stärker ist als die Individuen, die in ihn eintreten, und der darum auch ihrer beider Gemeinsamkeit stärker prägte, als sie die Ehe hätten prägen oder gar verändern können. Wie immer eine Ehe auch geführt ward - sie kann nicht willkürlich geführt werden, nicht erfinderisch, kann keine Neuerung, Änderung vertragen, weil Ehe eingehen schon heißt, in ihre Form eingehen. Charlotte schrak auf durch einen tiefen Atemzug, den Mara tat, und sah, daß das Mädchen eingeschlafen war. Sie war jetzt allein, wachte über dem, was möglich geworden war. Sie wußte im Augenblick überhaupt nicht, warum sie je mit Männern gewesen war und warum sie einen geheiratet hatte. Es war zu absurd. Sie lachte in sich hinein und biß sich in die Hand, um sich wach zu halten. Sie mußte Nachtwache halten.

Wenn nun der alte Bund zerriß? Sie fürchtete die Folgen, die dieses Zerreißen haben mußte. Bald würde sie aufstehen, Mara wecken, mit ihr ins Schlafzimmer gehen. Sie würden die Kleider abstreifen; mühselig würde es sein, aber es gehörte dazu, so mußte begonnen sein. Ein Neubeginn würde es sein. Aber wie soll man sich nackt machen, beim allerersten Mal? Wie soll das geschehen, wenn man sich nicht verlassen kann auf Haut und Geruch, auf eine von vieler Neugierde genährte Neugier. Wie eine Neugier herstellen zum ersten Mal, wenn noch nichts ihr vorausgegangen ist?

Sie war schon öfters, halbnackt oder in dünner Unterwäsche, vor einer Frau gestanden. Es war ihr immer peinlich gewesen, einen Augenblick lang zumindest: in der Badekabine mit einer Freundin; im Wäschegeschäft, im Modegeschäft, wenn eine Verkäuferin ihr half, Korsetts und Kleider anzuprobieren. Wie aber sollte sie vor Mara herausschlüpfen aus dem Kleid, es fallen lassen, ohne den Anfang zu versäumen. Aber vielleicht - und das erschien ihr plötzlich wunderbar - würden sie beide gar nicht verlegen sein, weil sie die gleichen Kleidungsstücke trugen. Sie würden lachen, sich mustern, Jungsein, flüstern. Im Turnsaal, in den Schulen, war immer dieser Wirbel gewesen von Kleidungsstücken, dünnem Zeug in Rosa und Blau und Weiß. Gespielt, hatten sie als Mädchen damit, sich gegenseitig die Wäsche an den Kopf geworfen, gelacht und um die Wette getanzt, einander die Kleider versteckt - und hätte der Himmel damals noch Verwendung für die Mädchen gehabt, so hätte er sie gewiß an die Quellen, in die Wälder, in die Grotten versetzt, und eine zum Echo erwählt, um die Erde jung zu erhalten und voll von Sagen, die alterslos waren. Charlotte beugte sich über Mara, die jetzt, im Schlaf, keine Gefahr mehr war, küßte sie auf die Brauen, die schön geschweift und feierlich in dem fahlen Gesicht standen, küßte die Hand, die niederhing von dem Sessel, und dann, sehr heimlich, schüchtern beugte sie sich über den blassen Mund, von dem das Lippenrot im Lauf der Nacht verschwunden war.

Könnte dieses Geschlecht doch noch einmal nach einer Frucht greifen, noch einmal Zorn erregen, sich einmal noch entscheiden für seine Erde! Ein andres Erwachen, eine andere Scham erleben! Dieses Geschlecht war niemals festgelegt. Es gab Möglichkeiten. Die Frucht war nie vertan, heute nicht, heute noch nicht. Der Duft aller Früchte, die gleichwertig waren, hing in der Luft. Es konnten andre Erkenntnisse sein, die einem wurden. Sie war frei. So frei, daß sie noch einmal in Versuchung geführt werden konnte. Sie wollte eine große Versuchung und dafür einstehen und verdammt werden, wie schon einmal dafür eingestanden worden war.

Mein Gott, dachte sie, ich lebe nicht heute, nehme teil an allem, lasse mich hineinreißen in alles, was geschieht, um nicht auch eine eigene Möglichkeit ergreifen zu können. Die Zeit hängt in Fetzen an mir. Ich bin niemands Frau. Ich bin noch nicht einmal. Ich will bestimmen, wer ich bin, und ich will mir auch mein Geschöpf machen, meinen duldenden, schuldigen, schattenhaften Teilhaber. Ich will Mara nicht, weil ich ihren Mund, ihr Geschlecht - mein eigenes - will. Nichts dergleichen. Ich will mein Geschöpf, und ich werde es mir machen. Wir haben immer von unsren Ideen gelebt, und dies ist meine Idee. Wenn sie Mara liebte, würde alles sich ändern. Sie würde dann ein Wesen haben, das sie in die Welt einweihen konnte. Jeden Maßstab, jedes Geheimnis würde sie allein vergeben. Immer hatte sie davon geträumt, die Welt überliefern zu können, und hatte sich geduckt, wenn man sie ihr überlieferte, hatte verbissen geschwiegen dazu, wenn man ihr etwas hatte weismachen wollen, und an die Zeit gedacht, in der sie ein Mädchen gewesen war und noch gewußt hatte, wie man sich ein Herz faßt und daß man nichts zu fürchten hatte und vorangehen konnte mit einem dünnen hellen Schrei, dem auch zu folgen war. Wenn sie Mara lieben könnte, wäre sie nicht mehr in dieser Stadt, in dem Land, bei einem Mann, in einer Sprache zu Hause, sondern bei sich — und dem Mädchen würde sie das Haus richten. Ein neues Haus. Sie mußte dann die Wahl treffen für das Haus, für die Gezeiten, für die Sprache. Sie wäre nicht mehr die Erwählte und nie mehr konnte sie in dieser Sprache gewählt werden. Zudem war, bei allen Freuden, die ihr die Liebe zu Männern eingetragen hatte, etwas offen geblieben. Und obwohl sie jetzt, in der Stunde, da sie wachte, noch glaubte, daß sie die Männer liebe: es gab eine unbetretene Zone. Oft hatte Charlotte sich darüber gewundert, daß die Menschen, die besser als Stern, Strauch und Stein zu wissen hatten, welche Zärtlichkeiten sie füreinander erfinden durften, so schlecht beraten waren, in früher Zeit mußten Schwan und Goldregen noch die Ahnung gehabt haben von dem größeren Spielraum, und ganz vergessen konnte in der Welt nicht sein, daß der Spielraum größer war, daß das kleine System von Zärtlichkeiten, das man ausgebildet hatte und überlieferte, nicht alles war an Möglichkeit. Als Kind hatte Charlotte alles lieben wollen und von allem geliebt sein, von dem Wasserwirbel vor einem Fels, vom heißen Sand, dem griffigen Holz, dem Habichtschrei - ein Stern war ihr unter die Haut gegangen und ein Baum, den sie umarmte, hatte sie schwindlig" gemacht.

Jetzt war sie längst unterrichtet in der Liebe, aber um welchen Preis! Bei den meisten Menschen schien es sowieso nur eine traurige Ergebung zu sein, daß sie sich miteinander einließen; sie hielten es wohl für notwendig, weil nichts anderes vorlag, und dann mußten sie versuchen zu glauben, daß es richtig war, schön war, daß es das war, was sie gewollt hatten. Und es fiel ihr ein, daß nur einer von allen Männern, die sie gekannt hatte, vielleicht wirklich auf Frauen angewiesen war. Sie dachte an Milan, dem sie nicht genügt hatte, dem nichts genügt hatte, eben darum, und der darum auch gewußt hatte, daß ihr nichts genügte, der sich und sie verwünscht hatte, weil ihre schon verbildeten Körper ein Hemmnis waren bei dem Aufbruch zu schon vergessenen oder noch unbekannten Zärtlichkeiten. Es war zum Greifen nah gewesen, für Augenblicke sogar dagewesen: Ekstase, Rausch, Tiefe, Auslieferung, Genuß. Danach hatte sie sich wieder geeinigt mit einem Mann auf Güte, Verliebtheit, Wohlwollen, Fürsorge, Anlehnung, Sicherheit, Schutz, Treue, allerlei Achtenswertes, das dann nicht nur im Entwurf steckenblieb, sondern sich auch leben ließ. So war es ihr möglich geworden zu heiraten, sie brachte die Voraussetzungen mit, in den Zustand Ehe einzugehen und sich darin einzurichten, trotz gelegentlicher Auflehnungen, trotz ihrer Lust, an der Verfassung zu rütteln. Aber immer, wenn sie an der Verfassung zu rütteln versucht hatte, war ihr rasch bewußt geworden, daß sie nichts an deren Stelle zu setzen gewußt hätte, daß ihr ein Einfall fehlte und Franz mit seinem Lächeln recht behielt und mit dem Mitleid, das er dann für sie hatte. Sie lebte gerne in seiner Nachsicht. Aber sie war nicht sicher, ob auch er gerne in ihrer Nachsicht gelebt hätte und was geschehen wäre, wenn er je gemerkt hätte, daß sie auch Nachsicht für ihn hatte. Wenn er etwa gewußt hätte, daß sie im geheimen nie glauben konnte, daß es so sein müsse, wie es zwischen ihnen war, und daß sie vor allem nicht zu glauben vermochte, daß er ihren Körper verstand. Ihre gute Ehe — das, was sie so nannte — gründete sich geradezu darauf, daß er von ihrem Körper nichts verstand. Dieses fremde Gebiet hatte er wohl betreten, durchstreift, aber er hatte sich bald eingerichtet, wo es ihm am bequemsten war. An einer Bewegung des Mädchens, das im Halbschlaf seine Hand nach ihr ausstreckte, mit den Fingern ihr Knie umklammerte, ihre Kniekehle streifte, prüfte und betastete, spürte sie, daß dieses Geschöpf etwas von ihr wußte, was niemand gewußt hatte, sie selber nicht, weil sie ja auf Hinweise angewiesen war. Charlotte lehnte sich zitternd und erschrocken zurück und versteifte sich. Sie wehrte sich gegen den neuen Hinweis.

Laß mich, sagte sie unfreundlich. Laß das. Sofort. Mara schlug die Augen auf. — Warum? Ja, warum eigentlich? Warum hörte sie nicht auf zu denken, zu wachen und Totes zu begraben? Warum, da es schon so weit gekommen war, stand sie nicht endlich auf, hob Mara auf und ging mir ihr zu Bett? Mara flüsterte mit einem verschwörerischen Blick: Ich will dich nur in dein Zimmer bringen, dich ins Bett bringen, sehen, wie du einschläfst. Dann gehe ich. Ich will nichts. Nur dich einschlafen sehen . . .

Sei, bitte, still. Sprich nicht. Sei still. Du hast ja bloß Angst vor mir, vor dir, vor ihm! - Wieder der Tonfall, der alles zum Sinken brachte, der Charlotte zum Sinken brachte. Und Mara setzte triumphierend hinzu: Wie du lügst! Wie feig du bist!

Als ob es darum ginge! Als ob es sich in der Übertretung eines Verbots erschöpfen sollte, einer kleinen Dummheit, einer zusätzlichen Neugier!

Nein, erst wenn sie alles hinter sich würfe, alles verbrennte hinter sich, konnte sie eintreten bei sich selber. Ihr Reich würde kommen, und wenn es kam, war sie nicht mehr meßbar, nicht mehr schätzbar nach fremdem Maß. In ihrem Reich galt ein neues Maß. Es konnte dann nicht mehr heißen: sie ist so und so, reizvoll, reizlos, vernünftig, unvernünftig, treu, untreu, anständig oder skrupellos, unzugänglich oder verabenteuert. Sie wußte ja, was zu sagen möglich war und in welchen Kategorien gedacht wurde, wer dieses oder jenes zu sagen fähig war und warum. Immer hatte sie diese Sprache verabscheut, jeden Stempel, der ihr aufgedrückt wurde und den sie jemand aufdrücken mußte - den Mordversuch an der Wirklichkeit. Aber wenn ihr Reich kam, dann konnte diese Sprache nicht mehr gelten, dann richtete diese Sprache sich selbst. Dann war sie ausgetreten, konnte jedes Urteil belachen, und es bedeutete nichts mehr, wofür jemand sie hielt. Die Sprache der Männer, soweit sie auf die Frauen Anwendung fand, war schon schlimm genug gewesen und bezweifelbar: die Sprache der Frauen aber war noch schlimmer, unwürdiger - davor hatte ihr schon gegraut, seit sie ihre Mutter durchschaut hatte, später ihre Schwestern, Freundinnen und die Frauen ihrer Freunde und entdeckt hatte, daß überhaupt nichts, keine Einsicht, keine Beobachtung dieser Sprache entsprach, den frivolen oder frommen Sprüchen, den geklitterten Urteilen und Ansichten oder dem geseufzten Lamento.

Charlotte sah Frauen gerne an; sie rührten sie häufig oder sie erfreuten ihre Augen, aber sie vermied, wo es ging, Gespräche mit ihnen. Sie fühlte sich geschieden von ihnen, von ihrer Sprache, ihrem Kreuz, ihrem Herz. Aber sie würde Mara sprechen lehren, langsam, genau und keine Trübung durch die übliche Sprache zulassen. Erziehen würde sie sie, anhalten zu etwas, das sie, früh schon, weil sie kein besseres Wort gefunden hatte, Loyalität genannt hatte - ein Fremdwort in jedem Sinn. Sie bestand auf dem fremden Wort, weil sie noch nicht auf dem fremdesten bestehen konnte. Liebe. Da keiner es sich zu übersetzen verstand.

Charlotte sah nieder auf Mara; sie bewunderte in ihr ein Unerhörtes, die ganze Hoffnung, die sie auf diese Gestalt geworfen hatte. Dieses Unerhörte mußte sie jetzt nur in jede kleinste Handlung zu tragen verstehen, in den neuen Tag, alle Tage.

Komm. Hör mir zu, sagte sie und rüttelte Mara an der Schulter. Ich muß alles über dich wissen. Wissen will ich, was du willst . . . Mara richtete sich auf, mit einem überraschten Ausdruck. Sie hatte verstanden. War es nicht schon eine Genugtuung, daß sie verstand in diesem Augenblick! Gib, daß sie taugt! Daß sie endlich versteht!

Nichts, sagte Mara. Ich will nichts. Ich werde nicht in die Falle gehen. Was heißt das, daß du nichts willst? Es heißt, was es heißt. Irgend etwas muß ich ja tun. Ich bin begabt, sagen sie, dein Mann sagt es auch. Aber das ist mir gleichgültig. Sie haben mir dieses Stipendium gegeben. Aber aus mir wird nichts. Und überhaupt: es interessiert mich nichts. - Sie machte eine kleine Pause und fragte dann: Interessiert dich denn etwas?

0 ja. Vieles. — Charlotte spürte, daß sie nicht weiterreden konnte; die Schranken waren wieder gefallen. Sie hatte gestottert, nicht den Mut aufgebracht, sich zur Autorität zu machen, dieses törichte Geplapper wegzuwischen und ihren eigenen Ton wieder anzuschlagen. Du lügst! Hör augenblicklich auf, so mit mir zu reden, sagte Charlotte scharf.

Mara verschränkte trotzig die Arme und starrte sie unverschämt an: Die Musik, dein Beruf, das kann dich doch gar nicht interessieren. Das ist doch Einbildung. Lieben - lieben, das ist es. Lieben ist alles. - Sie schaute finster und entschlossen drein, nicht mehr unverschämt. Charlotte murmelte verlegen: Das kommt mir nicht so wichtig vor. Von anderem wollte ich reden. Anderes ist nicht wichtig.

Willst du behaupten, du wüßtest besser als ich, was wichtig ist? Mara rutschte vom Sessel, rückte sich zurecht auf dem Boden zum Türkensitz und schwieg finster. Dann begann sie noch einmal, wie jemand, dem nur wenige Worte zur Verfügung stehen und der diese Worte darum um so hartnäckiger einsetzen, ihnen zur Wirkung verhelfen muß: Mich interessiert einfach nichts. Ich denke nur an Lieben. Und ich glaube dir deswegen nicht. Vielleicht wollte Mara wirklich nichts anderes, und sie gab wenigstens nicht vor, sich für etwas zu interessieren, sie war ehrlich genug, es zuzugeben; und vielleicht hatte sie recht und die vielen anderen, die es nicht zugaben, belogen sich selbst und täuschten sich in den Büros, den Fabriken und den Universitäten mit Fleiß darüber hinweg. Mara schien etwas eingefallen zu sein; sie setzte schüchtern hinzu: Ich habe dich im Radio gehört, letzte Woche. In diesem Konzert. Du warst sehr gut, glaube ich. Charlotte hob abwehrend die Achseln.

Sehr gut, sagte Mara und nickte. Vielleicht kannst du wirklich etwas und vielleicht bist du ehrgeizig …

Charlotte erwiderte hilflos: Ich weiß es nicht. Auch so kann man es nennen . .. Nicht böse sein! — Mara richtete sich auf, schlang die Arme plötzlich um Charlottes Hals. - Du bist wunderbar. Ich will ja alles tun, alles glauben, was du willst. Nur lieb mich! Lieb mich! Aber ich werde alles hassen vor Eifersucht, die Musik, das Klavier, die Leute, alles. Und ich werde stolz sein zugleich auf dich. Aber laß mich bei dir bleiben. - Sie besann sich und ließ die Arme sinken. - Ja, tu, wie du willst. Nur schick mich nicht fort. Ich werde alles für dich tun, dich aufwecken morgens, dir den Tee bringen, die Post, ans Telefon gehen, ich kann kochen für dich, dir alle Wege abnehmen, dir alles vom Leib halten. Damit du besser tun kannst, was du willst. Nur lieb mich. Und lieb nur mich.

Charlotte packte Mara an den Handgelenken. Sie hatte sie jetzt da, wo sie sie hatte haben wollen. Sie schätzte ihre Beute ab, und die war brauchbar, war gut. Sie hatte ihr Geschöpf gefunden.

Es war Schichtwechsel, und jetzt konnte sie die Welt übernehmen, ihren Gefährten benennen, die Rechte und Pflichten festsetzen, die alten Bilder ungültig machen und das erste neue entwerfen. Denn es war ja die Welt der Bilder, die, wenn alles weggefegt war, was von den Geschlechtern abgesprochen worden war und über sie gesprochen war, noch blieb. Die Bilder blieben, wenn Gleichheit und Ungleichheit und alle Versuche einer Bestimmung ihrer Natur und ihres Rechtsverhältnisses längst leere Worte geworden waren und von neuen leeren Worten abgelöst würden. Jene Bilder, die, auch wenn die Farben schwanden und Stockflecken sich eintrugen, sich länger hielten und neue Bilder zeugten. Das Bild der Jägerin, der großen Mutter und der großen Hure, der Samariterin, des Lockvogels aus der Tiefe und der unter die Sterne Versetzten … Ich bin in kein Bild hineingeboren, dachte Charlotte. Darum ist mir nach Abbruch zumute. Darum wünsche ich ein Gegenbild, und ich wünsche, es selbst zu errichten. Noch keinen Namen. Noch nicht. Erst den Sprung tun, alles überspringen, den Austritt vollziehen, wenn die Trommel sich rührt, wenn das rote Tuch am Boden schleift und keiner weiß, wie es enden wird. Das Reich erhoffen. Nicht das Reich der Männer und nicht das der Weiber.

Nicht dies, nicht jenes. Sie konnte nichts mehr sehen; schwer und müd hingen ihre Augenlider herab. Sie sah nicht Mara und das Zimmer, in dem sie war, sondern ihr letztes geheimes Zimmer, das sie jetzt für immer abschließen mußte. In diesem Zimmer wehte es, das Lilienbanner, da waren die Wände weiß, und aufgepflanzt war dieses Banner. Tot war der Mann Franz und tot der Mann Milan, tot ein Luis, tot alle sieben, die sie über sich atmen gespürt hatte. Sie hatten ausgeatmet, die ihre Lippen gesucht hatten und in ihren Körper eingezogen waren. Tot waren sie, und alle geschenkten Blumen raschelten dürr in den gefalteten Händen; sie waren zurückgegeben. Mara würde nicht erfahren, nie erfahren dürfen, was ein Zimmer mit Toten war und unter welchem Zeichen sie getötet worden waren. In diesem Zimmer ging sie allein um, geisterte um ihre Geister. Sie liebte ihre Toten und kam sie heimlich wiedersehen. Im Gebälk knisterte es, die Zimmerdecke drohte einzustürzen im heulenden Morgenwind, der das Dach zerzauste. Den Schlüssel zu dem Zimmer, das wußte sie noch, trug sie unter dem Hemd … Sie träumte, aber sie schlief noch nicht. Nie sollte Mara fragen dürfen danach, oder auch sie würde unter den Toten sein. - Ich bin tot, sagte Mara. Ich kann nicht mehr. Tot, so tot bin ich.

Sie möchten längst, daß ich gehe, klagte Mara.

Nein, sagte Charlotte heiser. Bleib. Trink mit mir. Ich komme vor Durst um. Bleib doch. Nein, nicht mehr, sagte Mara. Ich kann nicht mehr trinken, nicht mehr gehen, stehen. Tot bin ich.

So schicken Sie mich doch schon fort! Charlotte stand auf; ihr gelähmter über-müdeter Körper gehorchte ihr kaum. Sie wußte nicht, wie sie bis zur Tür oder bis zu ihrem Bett kommen sollte. Sie wollte auch nicht mehr, daß Mara hier blieb. Auch nicht, daß sie eine Bedenkzeit nahmen. Zeit ist. keine Bedenkzeit. Der Morgen war in den Fenstern, mit dem ersten, noch nicht rosigen Licht. Ein erstes Geräusch war zu hören von einem vorüberfahrenden Auto, von Schritten danach — hallenden, festen Schritten, die sich entfernten. Als sie beide im Schlafzimmer waren, wußte Charlotte, daß es zu spät war zu allem. Sie zogen ihre Kleider aus und legten sich nebeneinander — zwei schöne Schläferinnen mit weißen Achselspangen und enganliegenden weißen Unterröcken. Sie waren beide tot und hatten etwas getötet. Mit den Händen strich eine der anderen über die Schultern, die Brust. Charlotte weinte, wandte sich um, langte nach der Weckeruhr und zog sie auf. Mara sah gleichgültig zu ihr hin. Dann stürzten sie ab in den Schlaf und in einen gewitterhaften Traum.

Der rote Rock lag verknüllt und unansehnlich vor dem Bett.

Elfriede Jelinek  
Wildes, grandioses Wasser. Aus: Gier, 2000.

Wildes, grandioses Wasser, fällst mit hocherhobenem Köpfchen, auch wenn man Dich bereits gezähmt hat! Hier, wo du grade brausest, bist du noch nicht einmal gechlort für die Wohngebieter, die sich in der Stadt unter die Dusche stellen und dich auch noch trinken wollen, aber lieber trinken sie etwas Besseres. Von den Hängen der Hochalpen, wo wir zur Zeit grade sind, stürzest du dich herab, um von uns fortzukommen und etwas Nützliches zu tun, vielleicht auch etwas Lustiges zu unternehmen, eins nach dem anderen, zuerst die Arbeit, dann das Vergnügen, kühl und klar, frei Haus. Die niederösterreichisch-steirischen Kalkhochalpen können von mir aus zugrunde gehen ohne dich, sie wüßten ja nichts mit dir anzufangen, oder nein, so ganz stimmt das nicht, es war zwar nicht hier, aber gleich daneben: ein ganzer See mitsamt den Anrainerbäumen verschwand im Kalkgebirge! ein Schluck und weg, als wäre er sich nicht selbst genug gewesen, der See, als wollte er jemandem anderen gehören, dem Berg, ein großer See, ja, der hat Fortschritte gemacht, nur in die rückwärtig gewandte Richtung, hinein, weg von den staunenden Besuchern. Und die gaffend herumstehenden Bäume hat er auch gleich alle mitgenommen, damit er nichts Gewohntes missen wird müssen in seinem unterirdischen Bergverlies. Die Besucher hat er da gelassen. Du liebes Wasser du, wirst von den steilen Forststraßen, den Hängen, den Matten, den Felsen aufgelesen, siehst zuerst entzückend, durchsichtig, glitzerig aus, dann wirst du Schlamm, wirst zu Boden, während wir, gemeinsam mit dir, in die bodenlosen Kalklöcher hineinfallen, aber nur in die kleinen, Dolinen, die Seen fressen könnten, gibts hier noch nicht. Da müssen Sie viel weiter in den Süden. Wasser: Du kommst, ja, auch dies frei Haus, mitsamt dem Boden in die Häuser der Gegend, um einmal nachzuschauen, was du versäumt hast, als du beschlossest, ein Wilder zu bleiben. Da haben sie dir aber einen Strich durch die Rechnung gemacht (und ein Mineral zusätzlich hatten Sie auch noch, oder?), als sie dich faßten und durch die Rohre schickten, mit keiner Botschaft außer der Reinheit selbst, wozu man dich erst mal auffangen und festhalten mußte. Wie glücklich war man da zuerst, deiner inmitten der Almen habhaft geworden zu sein, du willst ja immer nur wegrennen, doch bald bist du zur schlichten Tatsache geworden, die man auch essen kann, falls man sie immer noch nicht fassen kann, also wurdest du natürlich gefaßt, damit man dich, allerdings sehr verdünnt, wie alle Wahrheiten hier, dennoch glauben konnte.

Hier, zu Füßen der Schneealpe, und bald höher hinauf, jagt ein Mann im bunten Jogger dahin, als würde er selber fließen, ein Schatten auf Steinen, außerhalb der Welt Augen, den überflügelt so leicht keiner. Das ist wieder typisch: ein Unruhiger, der sein geheimes Versperrtes kaum unter der Haut festhalten kann, deshalb sitzt sein Gewand auch wie eine zweite Haut. Sein energisches Wollen, das gefällt mir. Doch ist er nicht einer von denen, die etwas Gutes wollen. Fein. Seine Unzufriedenheit gefällt mir auch. So setzt ich ihn mir zusammen und beurteile das Ergebnis. Was ihn zufriedenstellen würde, gefällt mir wieder nicht so gut. Ich hoffe bloß, der von ihm vorgesehene Unterjochte, wer immer es ist, wird mitspielen, wenn es soweit ist, na, das kann was werden, der Gehorsame unterdrückt den Unterwürfigen; der Mann würde sich dem Wasser sogar entgegenstellen, könnte er es denn finden, aber das Wasser ist endgültig drunten eingesperrt, selbst ein sehr großer Ort, es zerfließt, während der Mann seine Grenzen doch sucht. Sein Vorgesetzter zeigt sie ihm, und er nimmt sie, scheinbar unterwürfig, an. Gefällt mir auch gut! Er findet sie trotzdem nicht, die Grenzen, so wie er das Wasser nicht finden kann. Es ist unter die Erde gebracht. Die Erde ein Lippenpaar, das es aufgenommen hat, der Mann in seiner zornigen Finsternis würde sich dort nicht hineinlegen mögen, dort ist schon das Wasser, für ihn ist nirgends Platz. Sogar Häuser schluckt der Boden, denken Sie an Lassing und die Folgen! Das Haus, das ins Innere der Erde gerutscht ist, können Sie immer noch teilweise besichtigen, wenn die Anrainer es Ihnen erlauben, man sieht sogar noch die Blumenkästen. Die Anrainer wünschen keine Menschen, die Katastrophen schön finden, doch sie haben jetzt an sich selber einen Ort, wo Besucher jederzeit hinfahren können, nur um zu schauen. Und nicht einmal d iesen Ort fänden sie von allein, sie müßten auf die Landkarte schauen. Nur in einem Haus kann er sich sicher fühlen, glaubt der Mann trotz allem was mit Häusern passieren kann, mit Verschwundenen brauchen wir keinerlei Nachsicht zu haben, denn man sieht sie ja nicht mehr. Gerade plant er einen zusätzlichen Abstellraum im Keller, unter der Treppe, wenn er hier etwas wegnimmt und dort dafür etwas hinbaut, und wäre es ein Hohlraum, ein Nichts, das ja auch Mauern braucht, sonst gäbe es das ganze Haus nicht, das selbst ein Hohlraum ist und nur, ähnlich der Lichtung im Wald, erst eins wird, indem es Grenzen bekommt, bestehend ebenfalls aus Wald. Ob das wohl davon herrührt, daß dieser Mann in seiner respekteinflößenden Einsamkeit seine Grenzen eben: verloren hat und jemand kennenlernen möchte, der sie ihm endlich wieder zeigt? Oder ist er selbst der Grenzenzieher, hat er in sich etwas zu vergessen? Was braucht er, damit er sein Licht nicht mehr unter den Scheffel stellen, sondern in einen schön möblierten Raum hineinwerfen kann? Wir hingegen in unsrem Rechtlichkeitsgefühl müssen gar nicht weit gehen, um unsere Grenzen zu finden, es genügt, wenn wir drei Stunden lang rennen, bis uns die Zunge heraushängt, dann lesen wir die Landeszeitung, die nicht will, daß die Grenzen von Fremden überschritten werden, außer sie buchen Hotelzimmer oder finden in unsren Bauernhöfen Unterschlupf. Es sind Wärmebildkameras erfunden worden, um die Grenzen zu kontrollieren. Menschen, die Schutz suchen, erkennt man im Sucher sogar noch, wenn sie sich zu Boden schmeißen. Auf den Menschenteppichen rutscht niemand mehr aus, die werden jetzt eingesammelt und in den vergitterten Abfallbehälter geworfen. Wir wissen wieder alles, was wir an Menschlichkeit vergaßen, wenn wir Tiere angesehen haben und sie dann wieder uns. Und wir wissen wieder alles, wenn wir die Fremden durch die Wä ;rmebildkameras angesehen haben und sie uns nicht, sie haben nämlich ihrerseits solche Kameras nicht. Ja. Auch wenn sie am Boden liegen, sehen wir sie noch: Aha, dort ist sie also, unsere Grenze, wir werden sie schon finden, wenn wir sie einmal verlegt haben. Spätestens wenn der Partner fremdgeht, werden wir ihm unsere Grenze gewiß zeigen können.

Der Gendarm hat sich ganz allein fürs Laufen schon eine spezialisierte Uhr und einen Pulsfrequenzmesser und ein Messer solo angeschafft, damit könnte er einen Fremden eine Woche lang verköstigen, wenn der auf Uhren steht und weiß, wie man sie zubereitet. Der Gendarm weiß, und es ist ein bescheidenes Wissen: früher war das Wasser noch hier, direkt unter mir. In diesem Geo-Informationssysstem hat er sich ausgekannt. Boden, Wasser, Wald waren unverzichtbar, sie haben, wie er, einen höchst komplexen Aufgabenbereich und dürfen sich nicht irren. Jetzt haben wir die Natur leider verloren und Ordnung gemacht. Das Wasser gehört in den Boden, der Wald gehört auf den Boden, das Wasser gehört nicht auf den Boden drauf, und der Wald gehört nicht ins Wasser hinein, sonst geht das Wasser über, ich meine, sonst kommt es über uns. Solche Entscheidungen in politischer, wirtschaftlicher und förderungstechnischer Hinsicht, mit äußerst weitreichenden Konsequenzen, muß ich dauernd treffen, wenn ich über die Natur etwas auszusagen wünsche. Anders kann man es nicht sagen, denn die Natur gibt es ja nicht mehr. Die Natur ist das Gegenteil von etwas, das uns etwas zu sagen hat, obwohl sie uns oft sehr zusagt. Daher müssen jetzt wir es sagen. Die Natur ist nirgendwo zu sehen. Bitte reichen Sie mir Ihre effiziente Planungs- und Entscheidungsgrundlage, auf dieser Grundlage werde ich dann etwas ganz Neues über die Natur schreiben können, falls Sie das allen Ernstes von mir erwarten.

Als Kind ist der Gendarm mit seinem Vater manchmal drunten im Tal neben dem Bach entlang geradelt, während es beruhigend sprudelte, gerade erst angekommen von des Berges Höhe, und, noch mit dem Schwung seiner Herkunft von ziemlich weit Oben, über die Steine hupfte, sein eigen Werk, denn alles Wasser kommt aus sich heraus, daher gehört es sich selbst und keinem anderen und wir haben es dann gestohlen und vernutzt, oder nicht? Und herumspaziert ist der Sohn mit dem Vater auch, der Vater war freundlich, manchmal sogar gütig und beschützend wie eine Hütte in den Alpen, im Gegensatz zum Wetterhäuschen, bei dem man nie weiß, woran man ist, einmal ist das Mädel draußen, dann wieder der Bub, und man kann sich nicht entschieden, was von beiden einem besser gefällt. Man hat die liebe Vorstellung, daß sich einem der betreffende mit dem nackten Gesäß, die Beine links und rechts wie ein Paar Kirschen über den Ohren hängend, aufs Gesicht setzt, und dann denkt man dabei manchmal unwillkürlich: doch lieber der Bub. An dem ist mehr dran. Vielleicht ließ der Vater, auch ein Gendarm, an Farbigkeit seines Wesens etwas zu wünschen übrig, wenn wir schon beim Wasser sind, der war so, als könnte sich nichts in ihm spiegeln, das sich erkennen ließe, als wäre sein Inneres verarmt gewesen unter dem Druck des Aufstiegs und der dauernden Pflichterfüllung, mit der der Kleinhäuslersohn sich bewähren mußte. Obwohl für den Sohn immer alles da war, wenn er es brauchte, das macht man so: einmal das Kind unbeachtet lassen, dann wieder streng sein, was nur gerecht ist, da man das Kind, das man erbaute, längere Zeit links liegengelassen hat, bis es einmal über die Kellerstiege fiel. Das Kind streng bewachen, womöglich öfter mal beschlagen, damit ihm die Beine schwer werden. Das tut ihm mehr als gut, weil es den Unterschied in den Haltungen des Vaters bereits fr&u uml;h, und zwar nach dem Tiergerechtigkeitsindex, erkennen kann. Eine Haltung ist tiergerecht, wenn folgende Punkte geklärt sind: Bewegungsmöglichkeit, Bodenbeschaffenheit, Sozialkontakt, Stallklima (Lüftung! Licht! Gott!) und Betreuungsintensität (Lehrer! Stock! Stein! Schlag!). Es werden dafür Punkte vergeben, und mehr als 25 sollten es schon sein, wenn das Kind die Prüfung machen soll und die Eltern sie bestehen sollen. Im Vorüberwandern nickt der Vater dir zerstreut zu, nun, da wird er dich nicht schlagen, zumindest die nächsten zwei Minuten nicht. Er wird vielleicht die Mutter schlagen, das macht er nämlich noch lieber, aber dich nicht. Diesmal noch nicht. Nächstes Mal vielleicht wieder. Der Vater ist inzwischen tot durch den Krebs. War es nicht gestern noch, da er, als Leseübung, den Buben in der Stadt die Aufschriften der Geschäfte vorlesen ließ? Der Bub schaut, was liegt in der Auslage, dann sagt er den Namen des Geschäfts. Falsch. Es gibt aber nur die Dinge, die man sehen kann. Sogar Wälder, allerdings wiederum nicht solche mit vorrangiger Wohlfahrtswirkung, denn die sollen ja uns schützen, wehren Gefahren ab, indem sie Menschen, Siedlungen und Anlagen, welche die behördlichen Maßnahmen oder Unterlassungen nicht einhielten, zu Brei zermantschen. Ja, sie kommen persönlich herab, die Wälder, wenn sie eine Wut haben, wer hätte das von ihnen gedacht, es tut ihnen nicht leid, jetzt dafür Sie leiden zu sehen, dessen Haus vorhin noch hier stand! War er nicht lieb zum Sohn, der Vater, dem der Sohn fast an den Scheitel hochging, nachdem ihm der Vater absichtlich auf die Zehen getreten war? Der Sohn soll gefälligst die Füße heben beim Gehen. Wenn Sie das lieb finden, könnten Sie genausogut auch die Büsche in meinem Vorgarten als Zierde betrachten.

Der Vater hat sich um den Sohn Verdienste erworben, doch er blieb wie in einer schillernden, fernen Fremde, verschwommen in Wasser, der Vater, und so soll es ja auch sein. Das Kind soll auf einem Foto den Vater dankbar anschauen. Dann brauchen wir dafür wieder ein, zwei Jahre das Kind nicht. Für einen Käsekuchen wäre es ein unerhörtes Ereignis, eine Leiter hochsteigen zu können, für einen Mann ist das eine winzige Aufgabe, eine Kleinigkeit, falls er nicht bereits ein Greis ist oder gelähmt. Ich will damit nichts sagen als: jedes Kind will seinen Vater bewundern, egal wofür, doch nicht einmal Wirtschaftsförderung bekommt man, egal wofür. Die Mutter hat sich um den Rest zu kümmern, das ist mehr, als ich vergessen könnte, in diesem Fall war die Mutter eine heimliche Rotweintrinkerin, wie es viele Frauen in dieser Gegend sind. Wo die Wasser nicht bloß flott dahin marschieren, sondern immer gleich stürzen, ich sagte es schon, man erwischt sie nicht so leicht, dafür darf der Wein in Strömen fließen, den Doppler behalten wir gleich in der Küchenbank und setzen uns dann drauf. Wenn wir ihn brauchen und noch aufstehen können, haben wir ihn gleich, wir müssen bloß den Banksitz hochklappen. Die Mutter wird doch noch imstande sein, ihre Hausbank zu plündern. Die ist groß und gehaltvoll genug, besonders wenn man sie doppelt sieht, sich zu öffnen, damit der ganze Wein in seinem flaschengrünen Kleid, eidechsengleich, in ihre Hände gleiten und in einer fließenden Bewegung in einem Mund, immer demselben, verschwinden kann. Was zeichnet die Muttersohnbeziehung aus? Ein Naheverhältnis von Warmherzigkeit, Verständnis und anderen positiven Aspekten würde sie auszeichnen, wenn sich ein solches Verhältnis herstellen ließe. Ich muß nun etwas zurücktreten, denn ich Unwissende kenne nur Muttertochterbeziehungen, und auch die sind nicht grade von der reifenden Sonne liebkost. Als Beilage zu allem, nur leider viel zu selten über uns: der Himmel von einer unbeschreiblichen Bläue, mit scharf abgezirkelten Wolken drauf, dahinziehend und sich in geöffneten, libellenartig schimmernden Fensterflügeln spiegelnd, mütterliches Nicken zeichnete eben noch Schlieren über die Scheiben, halt, da bewegt sich noch einer! Das darf nicht sein! Mama, du hast eingenäßt und dich am Popo schmutzig gemacht, während du bettlägerig warst, spricht der Sohn. Und er fährt, weil es ihm nötig scheint, fort: Hoffentlich wird mich das Leben einmal weitertragen zu einem Menschen, der gütig zu mir ist, wie Blumen, die eine fleckige Hausmauer verbergen, wenn man sie nur herzlich darum bittet und anständig düngt.

Liebesperlen  
Mariana Leky: Liebesperlen. 2001.

Meistens kommen die Leute mit einer Bestellnummer. Ich schreibe die Nummer auf einen rosa Zettel, den der Praktikant zur Bestellabteilung bringen soll. "Kommen Sie in einer Woche wieder", sage ich. Der Praktikant liebt die Praktikantin in der Remittendenabteilung. Manchmal erzählt er von ihr, wenn wir Bücher einsortieren und er die Kisten hinter mir her schleppt, von Regal zu Regal. Die Remittendenabteilung liegt zwischen dem Geschäftsraum und der Bestellaufnahme. Der Praktikant faltet im Fahrstuhl die rosa Zettel so, daß sie aussehen wie Seidenrosen und schenkt sie der Praktikantin. Die Praktikantin schenkt ihm ein Lächeln dafür und bestenfalls eine Mittagspause. Der Praktikant lächelt ebenfalls und glänzt dabei, deswegen habe ich nichts erzählt.

Meine Mutter raucht viel, besonders am Morgen davor. Am Morgen davor nimmt sie nichts zu sich außer Zigaretten. Sie steht am Kippfenster in der Küche und bläst den Rauch durch den Schlitz auf die Straße. Auf der Fensterbank steht eine Tasse lauwarmes Wasser, daneben liegt eine silberne Cappuccinotüte, sie hat beides vergessen.

„Warum fliegst du nicht mit“, frage ich. Ich frage das jedes mal. Jedesmal sagt meine Mutter: „Wegen der Katze.“ Sie hustet. Mein Vater kommt in die Küche, mit vielen großen Tüten aus Glanzpapier, und hustet auch. Er stellt die Tüten auf den Küchentisch. „Warum fliegst du schon wieder“, frage ich und setze mich auf die Fensterbank. „Das weißt du doch“, sagt mein Vater, und ich sage: „Wegen der Wüstenluft.“

Meine Mutter schnippt die Zigarette aus dem Fensterschlitz. Mein Vater zieht neue Hemden und Badehosen aus den Glanzpapiertüten, knipst die Preisschilder ab und legt sie in die Reisetasche. Wir fahren ihn nicht zum Flughafen. Er küsst uns auf den Mund, sagt „Na denn“ und dass er jetzt gehen müsse. Dann geht er. Meine Mutter zündet sich eine neue Zigarette an und bläst den Rauch in den Raum. Wenn mein Vater weg ist, rauchen wir im ganzen Haus. Wenn mein Vater da ist, stellen wir uns zum Rauchen an das Kippfenster in der Küche, abwechselnd.

„Was ist diesmal dran“, frage ich meine Mutter. „Der Keller“, sagt sie.

Ich rauche auch viel. Ich habe es in Agadir gelernt. Zu meinem vierzehnten Geburtstag schenkte mir mein Vater eine Reise nach Marokko, weil der Arzt gesagt hatte, Wüstenluft sei gut; ich hatte mit einer Stereoanlage gerechnet. Wir wohnten in einem Hotel am Meer. Es gab viele streunende Katzen in der Hotelanlage, die vom Personal verjagt wurden, weil sie hässlich aussahen: Entweder hatten sie nur ein Auge oder nur ein Ohr oder nur drei Beine. Die Katzen wurden verjagt, immer wieder; es sei denn, sie hatten Katzenkinder. Dann durften sie bleiben, denn Katzenkinder sind niedlich. Es gab streunende Katzen und für meinen Vater viele Tennisplätze, deswegen kamen wir aus der Hotelanlage nie heraus. Er spielte den ganzen Tag. „Mit wem spielst du“, fragten wir, und er sagte: „Ich spiele mit wechselnden Partnern.“ Meine Mutter saß auf der Hotelterrasse und bereitete seine Vorlesung für das Wintersemester vor, eine Vorlesung über Psychosomatose. Ich lag am Pool und hörte Walkman. Manchmal setzte der Hotelanimateur sich zu mir auf das Handtuch und hörte auf einem Stöpsel mit.

Ich verliebte mich in den Animateur, weil ich achtmal Dirty Dancing gesehen hatte. Der Animateur hatte ein braunes Gesicht und sehr weiße Zähne. Er trug einen hellblauen Trainingsanzug aus Wolle, auch wenn es heiß war, immer denselben. Eines Tages küsste mich der Animateur, als meine Mutter nicht hinsah. Während er mich küsste, dachte ich an die Postkarten, die ich meinen Freundinnen schreiben würde, die zu Hause bleiben und ins Kino gehen mussten. Dann brachte der Animateur mir das Rauchen bei. Es war ganz leicht.

Beim Abendessen sagte ich: „Ich habe mich verliebt.“ Mein Vater sagte: „O Gott“, und schüttelte den Kopf, so, wie er den Kopf schüttelte, wenn jemand anruft und fragt, ob er Patient werden könne wegen der und der Geschichte, und meinem Vater die Geschichte nicht zusagt. Ich nahm eine Zigarette aus der Schachtel meiner Mutter und zündete sie an. Mein Vater nahm sie mir aus dem Mund und drückte sie im Aschenbecher aus. „Mein Kind macht sich kaputt“, sagte er, „und ich muss dabei zusehen.“ Meine Mutter nahm die Zigarette aus dem Aschenbecher und bog sie wieder gerade. Wir aßen Oliven, weil es so heiß war und der Arzt gesagt hatte, wenn man schwitzt, müsse man Salz essen. Ich erzählte von dem Animateur und seinen schwarzen Augen, und mein Vater fing an zu schielen. Mein Vater fängt immer an zu schielen, wenn es ihm langweilig wird. Er schielt oft, wenn er länger mit uns zusammen ist, besonders schlimm ist es zu Ostern oder am heiligen Abend, dann schielt mein Vater dauerhaft, und ich frage mich, was der Arzt wohl dazu sagen würde. Meine Mutter zündete sich die gerade gebogene Zigarette an und schlug ihm vor, tanzen zu gehen, „nur du und ich“, sagte sie. Der Schlangenbeschwörer kam, und ich zog die Schultern hoch. Der Schlangenbeschwörer kam jeden zweiten Abend, er wechselte sich mit der Bauchtänzerin ab, und legte jemandem die Schlange um den Hals, er legte immer mir die Schlange um den Hals. „Weil du hier die Kleinste bist“, sagte mein Vater, „dich kann sie am besten vertilgen.“ Ich lächelte und schwitzte, die Gäste an den Nebentischen lachten und klatschten, und der Schlangenbeschwörer strahlte. „Schön“, sagte mein Vater zu meiner Mutter und stand auf, „ich mache aber vorher noch ein Spiel. Wir treffen uns im Appartement.“ Mein Vater ging, und ich lief zur Hotelküche, um mich mit dem Animateur zu treffen.

Der Küchenchef wollte mich nicht in die Hotelküche lassen. Der Animateur sagte einiges auf arabisch, dann lachte der Küchenchef, schlug ihm auf die Schulter und ließ mich hinein. Wir setzten uns vor den offenen Kühlschrank, es war immer noch heiß, und tranken Pfefferminztee mit viel Zucker. Wir hörten Walkman, rauchten und stocherten im Zucker herum, der sich auf den Böden der Teetassen abgesetzt hatte. Schließlich sagte der Animateur: „Dein Vater spielt viel Tennis.“

„Ja“, sagte ich. Der Animateur legte mir den Arm um die Schulter. „Deine Mutter nicht“, sagte er. „Nö“, sagte ich. Der Animateur wohnte in einem Bungalow hinter dem Hotel. Wir gingen hintereinander her, seine Badeschlappen klatschten bei jedem Schritt auf das Pflaster. „Mein Vater hat Asthma“, sagte ich, „deswegen sind wir überhaupt hier, weil der Arzt gesagt hat, Wüstenluft ist gut.“ Der Animateur drehte sich nicht um. „Zuviel geraucht“, sagt er. „Nein“, sagte ich.

Mein Vater raucht nicht. Mein Vater sagt, er sei kein Suchtcharakter; ganz im Gegensatz, sagt er, zu meiner Mutter. Meine Mutter sagt: „Die Zigarette ist mein einziger Freund.“ Meinem Vater gefällt dieser Satz. Er hat ihn verwendet in seiner Vorlesung über reaktive Depression.

Der Bungalow bestand aus einem Zimmer, darin waren ein Schrank, ein Spiegel und ein Bett. Der Animateur und ich setzten uns auf den Bettrand und betrachteten seine Füße, sein rechter Zehennagel war gelb und geriffelt. „Hast du eine Zigarette“, fragte der Animateur nach einer Weile. „Leider nicht“, sagte ich. Der Animateur stand auf, lächelte, fasste mich an den Unterschenkeln und legte meine Beine aufs Bett, so, wie man die Beine von jemandem aufs Bett legt, der eine Querschnittslähmung hat. Dann legte er sich auf mich, fasste mich mit einer Hand am Ohr und fing an, mit den Hüften zu kreisen. Ich guckte auf die Styroporplatten an der Decke und dachte an die Postkarten, die ich meinen Freundinnen schreiben würde, die zu Hause waren und ins Kino gingen. Dem Animateur fiel erst der eine, dann der andere Badeschlappen von den Füßen; dann hörte er auf, mit den Hüften zu kreisen und setzte sich auf den Bettrand. Sein Trainingsanzugoberteil war ihm aus der Hose gerutscht. Ich strich mein Kleid glatt und sagte, ich müsse jetzt gehen. Mein Ohr tat weh.„Dein Ohr ist ganz rot“, sagte meine Mutter und lächelte. Meine Mutter lächelte immer, wenn sie weint und plötzlich jemand neben ihr steht. „Was ist denn“, fragte ich, „Wieso seid ihr nicht tanzen.“ Meine Mutter hatte sich die Lippen angemalt. „Er ist immer noch nicht da“, sagte sie, und: „Wo um Himmels willen bist du gewesen.“ Sie aschte in einen Zahnputzbecher.

Am nächsten Morgen war mein Vater wieder da und meine Mutter verschwunden. Wir frühstückten zu zweit. Aus dem Lautsprecher im Frühstücksraum kam marokkanische Musik, immer das gleiche Lied, und es hörte sich an, als hätte der Sänger viel zu beklagen. „Wo bist du gewesen“, fragte mein Vater, „deine Mutter hat sich Sorgen gemacht und noch mehr geraucht als sonst. Sie geht noch zugrunde daran.“

„Wo bist du gewesen“, fragte ich zurück. Mein Vater sagte, ich müsse nicht alles wissen, und ich sagte, ich wüsste nicht nur nicht alles, sondern überhaupt nichts, und mein Vater sagte, um so besser. Wo ich gewesen sei. „Ich war mit dem Animateur weg“, sagte ich. Er werde dafür sorgen, dass ich diesen Animateur nicht wiedersehe, ein ganz windiger Kerl sei das, sagte mein Vater. „Mein Kind macht sich kaputt“, sagte er, „und ich muss dabei zusehen.“

Wir fanden meine Mutter unter einer Pinie bei den Bungalows. Sie hockte im Gras. Ich setzte mich neben sie, mein Vater blieb stehen. Unter der Pinie lag eine getigerte Katze mit fünf Katzenkindern. Vier hingen an ihren Zitzen und drückten die Pfoten in den Bauch der Mutter. Das fünfte versuchte auch, zu trinken, aber die anderen ließen es nicht heran. Das fünfte Katzenkind war mager und viel kleiner als seine Geschwister. Es atmete schnell. „Das kommt nicht durch“, sagte mein Vater von oben. Meine Mutter nahm das Katzenkind auf die Hand. „Wir brauchen eine kleine Flasche“, sagte sie. „O Gott“, sagte mein Vater und schüttelte den Kopf, wie er den Kopf schüttelt, wenn jemand Patient werden will und meinem Vater die Geschichte nicht zusagt. „Eine Flasche mit einem ganz kleinen Schnuller“, sagte meine Mutter. Mir fielen die Liebesperlenfläschchen ein, die meine Freundinnen und ich früher am Kiosk gekauft haben, Fläschchen mit sehr kleinem Schnuller. Winzige bunte Kugeln sind darin, die Liebesperlen heißen und nach überhaupt nichts schmecken. „Das hat doch keinen Sinn“, sagte mein Vater. Meine Mutter lächelte ihn an, und daran sah er, dass sie geweint hatte. „Geh und frag deinen Animateur“, sagte er zu mir.

Der Animateur war im Dienst. Aus einem Lautsprecher am Swimmingpool kam Musik von Roger Whittaker, Tanz heut nacht mit mir, und der Animateur tanzte mit einer Dame, die einen fliederfarbenen Bikini trug und eine fliederfarbene Badehaube. Ich tippte dem Animateur auf die Schulter. Er küsste der Frau die Hand und drehte sich zu mir um. „Ich brauche so eine Art Liebesperlenfläschchen“, sagte ich, „weißt du, wo ich eins kriegen kann?“ Der Animateur hatte keine Ahnung, was ein Liebesperlenfläschchen war. Der Animateur sprach besser Englisch als Deutsch. „A small bottle with love pearls in it“, sagte ich. „Love pearls“, lachte der Animateur und schlug mir auf den Hintern. Die Dame im fliederfarbenen Bikini kicherte.

Mein Vater und ich fuhren ins Stadtzentrum, meine Mutter blieb beim Katzenkind. Wir gingen über einen Markt voller Gewürzberge, wir gingen in Läden, in denen kopfüber Hammel hingen, ganze Hammel ohne Haut und mit chlorwasserblauen Augen. Wir gingen in Läden, in denen es türkischen Honig gab, Wasserflaschen aus Leder, Silberschmuck, Reiswaffeln und Oliven. Wir fragten nach Liebesperlen, ich sagte „love pearls“, mein Vater sagte „perles d’amour“. Die Händler sagten, wir kämen ja aus Deutschland, Deutschland sei schön und sie hätten gute Freunde in Dortmund oder Wiesbaden.

„Versuchen Sie es mit einer Spritze“, sagte der Hotelportier zu meiner Mutter. Der Portier redete auf arabisch mit dem Küchenchef, und der Küchenchef kam mit einer Spritze und einer Tüte Milch. Meine Mutter strahlte. Mein Vater ging Tennis spielen. Meine Mutter und ich gingen zur Pinie, das Katzenkind lag zusammengerollt zwischen seinen Geschwistern. Man konnte sein Herz schlagen sehen. Meine Mutter nahm es in die Hand und träufelte Milch aus der Spritze auf seine winzige Schnauze. Das Katzenkind trank. „Das Katzenkind hat getrunken“, erzählte meine Mutter meinem Vater beim Abendessen. „Du verlängerst nur sein Leiden“, sagte mein Vater. Ich zog die Schultern hoch, weil der Schlangenbeschwörer kam.

Wir hatten noch drei Tage. Mein Vater spielte drei Tage lang Tennis mit wechselnden Partnern und hustete nicht mehr, wegen der Wüstenluft. Meine Mutter fütterte drei Tage lang stündlich das Katzenkind, nachts stellte sie sich den Wecker. Einmal stand ich auf, als ich den Wecker klingeln hörte, und ging ins Zimmer meiner Eltern. Meine Mutter zog sich den Bademantel über, das Bett meines Vaters war leer. Es war Viertel vor drei, wir gingen über den Steinweg zu den Bungalows. Im Bungalow des Animateurs brannte Licht, die Tür war angelehnt, ich hörte ihn lachen. Die vier Katzenkinder tranken und drückten ihre Pfoten in den Bauch der Mutter. Das fünfte tapste ein paar Schritte auf uns zu, dann fiel es hin, und meine Mutter legte es mir in die Hand. Es atmete schnell und fühlte sich heiß an. Es hatte struppiges Fell, seine Augen waren verklebt. Das Katzenkind trank.

Am nächsten Tag kam mein Vater zu spät zum Frühstück, und als er kam, stüzte er sich auf die Lehne des Stuhls, auf dem meine Mutter saß, beugte sich zu ihr hinunter, hielt seine Wange gegen ihre und sagte: „Dein Katzenkind ist tot. Es tut mir leid.“ Meine Mutter griff ihm in die Haare und begann zu weinen. „Wir müssen es beerdigen“, sagte ich nach einer Weile. Meine Mutter sagte, nein, sie könne nicht, sie könne es nicht sehen, und ob ich es allein beerdigen würde. Mein Vater nahm meine Mutter am Arm und sagte, dass das abzusehen gewesen sei. Meine Mutter nahm ein paar Stoffservietten und drückte sie mir in die Hand: „Pack es gut ein“, sagte sie, und dass ich es unter der Pinie begraben solle. Ich sagte: „Papa, kannst du nicht mitkommen.“

„Das schaffst du schon“, sagte mein Vater und klopfte mir auf die Schulter. Mit den Servietten in der Hand ging ich den Animateur suchen, ich fand ihn vor der Hotelküche. Er rauchte mit dem Küchenchef. „Willst du eine Zigarette“, fragte er. Der Küchenchef gab mir Feuer. Sie unterhielten sich auf arabisch. Ich betrachtete die Badeschlappen des Animateurs, seine braunen Füße und den gelben, geriffelten Zehennagel. „Wiedersehen“, sagte ich, als ich die Zigarette aufgeraucht hatte. „Ciao“, sagte der Animateur. Ich ging den Steinweg entlang zu den Bungalows und dachte an mein Lieblingslied aus Dirty Dancing, das Schlusslied, zu dem plötzlich alle anfangen zu tanzen, auch die Eltern des Mädchens, die eigentlich immer gegen die Verbindung zwischen ihrer Tochter und dem Animateur gewesen waren, aber schließlich erkennen, was für ein wunderbarer Mensch der Animateur ist, obwohl nur ein Animateur, auch die Eltern tanzen schließlich ausgelassen zu meinem Lieblingslied, und alle umarmen sich und weinen und lachen und singen: Now I had the time of my life. Ich blieb stehen und versuchte, in die Servietten zu weinen.

Mein Vater hat ein feines Gespür für den richtigen Zeitpunkt. Die Katzenmutter lag unter der Pinie und säugte ihre vier Kinder. Das fünfte stand abseits und atmete schnell. Ich hockte mich hin und legte die Servietten auf den Boden. Das Katzenkind tapste auf mich zu und fiel hin. Ich nahm es in die Hand und guckte in seine verklebten Katzenaugen, meine Handfläche fing an zu kribbeln. Ich setzte das Katzenkind ins Gras. Ich dachte darüber nach, wie es wäre, sich zugrunde zu richten und jemanden dabei zusehen zu lassen. Die Dame mit dem fliederfarbenen Bikini kam vorbei, mit einem fliederfarbenen Handtuch um die Hüften. „Na Kleines“, sagte sie. Ich zeigte auf das Katzenkind und fragte, ob sie sich darum kümmern könne. „Sicher“, sagte die Dame, „was immer du willst“, und ging in Richtung Pool davon. Meine Mutter packte. Mein Vater saß auf der Terrasse und las sein Vorlesungsmanuskript. Als er mich sah, lächelte er mich an. Ich drückte ihm die Servietten in die Hand.

Wir flogen am Nachmittag. Seither fliegt mein Vater allein. Er fliegt alle drei Monate, manchmal öfter, seit sechs Jahren. „Wir können uns das nicht leisten“, sagt meine Mutter; dann sagt mein Vater: „O Gott“, und schüttelt den Kopf, als wolle jemand Patient werden. Oder er hustet.

Meine Mutter hat ein ausgesprochenes handwerkliches Geschick entwickelt. Wenn mein Vater wegfliegt, fängt meine Mutter an, etwas im und am Haus zu verändern. Als ich vom Tanzstundenabschlussball kam, kachelte sie die Küchenwände. Als ich fürs mündliche Abitur lernte, riss meine Mutter um mich herum den Boden heraus und verlegte Laminat. Als ich mit einer Lungenentzündung im Krankenhaus lag, kam sie mich besuchen mit grünen Flecken im Gesicht und grünen Rändern unter den Fingernägeln. „Das Badezimmer“, sagte sie, „es wird türkis.“ Als ich sagte, dass ich verliebt und es diesmal ganz bestimmt der Richtige sei, schlug sie mit der Spitzhacke auf den Rasen ein und legte einen Teich an.

Alle drei Monate kommt mein Vater nach zehn Tagen braun und gesund zurück, mit Papiertüten. Darin sind Geschenke für meine Mutter und mich: Wasserflaschen aus Leder, Silberschmuck oder Reiswaffeln. Wir drehen die Geschenke in den Händen und sagen, wie schön. Wenn er wiederkommt, lädt mein Vater uns zum Essen ein, jedes mal, und fragt, wie geht’s. Wir sagen, gut. Mein Vater erzählt von der Wüstenluft und den wechselnden Animateuren. Von den streunenden Katzen erzählt er nicht. Meine Mutter erzählt von den Leuten, die in seiner Abwesenheit angerufen und gefragt haben, ob sie Patienten werden dürfen wegen der und der Geschichte. „O Gott“, sagt mein Vater. Ich sage nichts; ich beobachte, wie nach spätestens anderthalb Stunden die Pupille im linken Auge meines Vaters langsam nach innen wandert.

Sibylle Berg   
Ich geh dann, Das Unerfreuliche zuerst – Herrengeschichten, 2001

Wissen Sie, wie es ist, am Abend zu wissen, wie der Morgen sein wird?

Ich werde mich von meiner Frau und meiner Tochter verabschieden. Beide werden nicht von der Lektüre ihrer Tageszeitung aufblicken. Die Tochter wird wieder aussehen wie eine Nutte, wollte doch die Frau nur einmal so aussehen. Sie werden mich ignorieren und ich werde die Tür hinter mir schließen. Ich werde ins Büro gehen. Werde im Lift wieder Magenschmerzen bekommen, weil ich Ende vierzig bin und es zu nichts gebracht habe, werde darüber nachdenken in der Mittagspause, dass es keinen Ausweg für mich gibt. Ein Tag, an dessen Ende ich auf dem Weg nach Hause bei einem Bäcker stehen bleiben werde, am Tisch auf der Straße einen Kaffee trinken, die Augen zusammenkneifen und mir vorstellen, ich sei an einem Platz, an dem niemand mich zu kennen meint. So ist es, am Abend zu wissen, wie er sein wird, der nächste Tag, und das Einzige, was eine kleine Aufregung in die unendliche Müdigkeit des Wissens bringt, ist die Hoffnung, dass vielleicht ein Flugzeug auf mein Bett stürzt. Ich erschlagen werde vom schweren Kopf eines gut aussehenden holländischen Pursers.

Dann schlief ich ein und der Morgen kam.

Es war der Tag, an dem ich mein Leben verlassen habe. An dem ich aus der Tür gegangen, die Aktentasche mit

Pyjama und Geld gefüllt, zum Flughafen gegangen bin, wie jemand anderes dahin gegangen, einen Flug gebucht habe und erstarrt war, mich in der Luft zu finden. Das Flugzeug fliegt an einen kanarischen Ort, der mir gleichgültig ist. Alles ist mir gleichgültig, denn ich sitze in einem Büro und werde um fünf nach Hause kommen. Keine Ahnung, wer das ist, der im Iberia Magazin von der Insel liest und beschließt, das sei der rechte Ort, um unauffindbar für sich selber zu sein.

Die Insel La Graciosa hat einen Durchmesser, der so groß ist, dass man in sieben Stunden um ihn herumlaufen kann. Während dieser Tour sieht man laut Iberia Magazin: vier lange nicht mehr benutzte Vulkane, rote Erde, Steine, zwei kleine Siedlungen, viel Meer, Lanzarote links, gerade rüber Nordafrika und vielleicht auch einen Menschen.

Es ist Mai in Lanzarote und es ist sehr kalt. Entweder lügen alle Reiseführer oder die Welt ist voll dicker Menschen, die es überall warm haben, wegen ihren Fleischmützen und Speckmänteln, nirgends frieren und dann in Büchern so einen Stuss schreiben: »Das ganze Jahr herrscht auf den Kanaren Frühlingswetter.« Da sage ich: Wenn das der Frühling ist, dann verachte ich ihn aufrichtig.

Vor dem Flughafen sieht man direkt, was los ist. Ein Landstrich wie nach einem langen Krieg. Wer Flora und Fauna verabscheut, weil er einer entsprechenden Partei angehört oder Allergiker ist, hat hier seinen Platz gefunden auf dieser Insel, auf der nichts wachsen mag, nichts laufen will. Dunkle Erde, Steine, Geröll, ein bisschen Meer drum herum, flache Häuser, nichts zu besichtigen, nichts da, doch die Hässlichkeit zugeben hieße, die eigene Leere einzugestehen, und so reisen alle gerne her, schauen sich Geröll an, finden das einmalig, faszinierend auch, und warum nicht in die Magdeburger Börde fahren bleibt offen.

Eine Ladung Allergiker ist gerade angekommen, es sind Deutsche. Wer Deutsche mag, soll nach Lanzarote fahren, dort sind sehr viele und sie sind individuell. Geben einen Dreck auf Mallorca, tragen ihre BirkenstockSchuhe und fahren nach Lanzarote, weil da nix ist, aber das mit Stil. Vom Flughafen über die halbe Insel fahre ich nach Orzana, wo mein Schiff nach La Graciosa ablegen wird. Das Meer ist bewegt, es hat Windstärke 82 und die Wellen sind 15 Meter hoch. Das Boot ist sehr klein, einige Passagiere beten, das Boot lacht, fährt auf die Wellenkämme, stürzt in die Tiefe, die Menschen werden nass und bleich und schreien, ich bin ruhig und denke, bitte Meer, greif zu, es sind nur Allergiker. Das Boot auf der Achterbahn durch das Meer, das schnappt, und dann kommt die Insel in Sicht. Ein paar flache weiße Häuser, dahinter ein Vulkan, dazwischen vergammelte Lava. Unfreundlich sieht es aus, da will ich hin, das Boot legt an.

Die Touristen eilen, sich zu übergeben, zitternd gedrängt an den Pier. Viele kommen nicht auf die Insel, denn es gebricht an Hotels, an Bars, an Peepshows, an Wurstbuden, kurz an allem, was der Mensch so braucht. Vielleicht wird es das hier auch nie geben, denn die Insel steht unter Naturschutz, weil Vulkanerbrochenes schützenswert ist, das vereitelt den Ausbau des Elends. So hat es nur ein wenig Trinkwasser, zwei Pensionen, ein paar Appartements, zwei Restaurants, eine Bar, einen Fahrradverleih, viele Fischer. Und wenig hat sich geändert, seit Seeräuber die Insel 1876 besiedelten. Wer hierher fährt, weiß hoffentlich, was er tut.

Meine Pension heißt Betancort, doch in Wirklichkeit heißt sie Girasol, vielleicht heißt sie auch Völkerfrieden, mehrere Beschriftungen, welche gilt, ist nicht klar. Die Einwohner sitzen in der Bar des Ortes und sehen sich ähnlich. Stumm beobachten sie und ihre Kampfhunde die Angekommenen, die wie ich herumirren und eine Pension suchen, die wahrscheinlich täglich ihren Namen ändert. Die meisten Touristen, die nach La Graciosa kommen, sind gestresste Einwohner Lanzarotes, die Ruhe suchen, oder Herren wie ich, die nach einer Lösung Ausschau halten.

Autos gibt es kaum, ein paar Jeeps, ein Motorboot, die Einwohner, oder heißt es bei Inseln Aufwohner, leben vom Fischen, Gärtnern und vom Touristen-Ärgern. Nach einigen Stunden finde ich die Pension. Die Wirtin hatte ein Nickerchen gemacht. Verschlafen zeigt sie mir ein schlichtes Zimmer mit Blick auf den kleinen Hafen, reißt mir meinen Pass aus der Hand und geht ab. Lächeln ist Feigheit. Die Bevölkerung von Lanzarote und La Graciosa gilt unter Spaniern als extrem mufflig. Vielleicht ist sie aber nur ehrlich. Wozu braucht es Lächeln, das macht nur Falten, nichts braucht es hier, kalt ist es, die Restaurants geschlossen, die Hunde bellen, haben Hunger, weil die Restaurants geschlossen sind, und wer hierher kommt, sollte wirklich wissen, was er tut.

In der Nacht ist es so still, dass mir unwohl wird. Still, als hätte ich Ohrstöpsel in mir, nach innen gezogen, keine gute Sache. Ich denke an zu Hause. Doch es hat nicht viel, was da denkenswert wäre. Es ist kein Leben für einen Mann. So wie ich dachte, dass ein Mann leben sollte, so ist es nicht. Es ist das Leben eines Haustieres, das ich führte, das ich nun verlassen habe. Ich werde wilde Dinge tun, denke ich, ehe der Morgen sehr unbeholfen vor dem Fenster aufsteht.

Er hat Dunst über die Insel gelegt, der Morgen, über das Meer. Durch ihn verschwommen sieht man Lanzarote und die Stelle, an der sich gerne Leute in PKWs 400 Meter in die Tiefe fallen lassen. Wie auf dem Mond ist es, wie in einer Welt, in der es keine Menschen hat und damit Frieden. Ich hebe an, die Insel zu umrunden, vier Hügel, kleine, tote Vulkane, zwischen denen man durchläuft, dunkler Sand und steinerner Unrat überall. Verendete ich hier, kein Geier käme, mich zu äsen, niemand käme, weil hier keiner lebt, weil es ein Stück Land ohne Menschen ist, weil die ausgestorben sind, vor 400 Jahren, so sieht es aus, und in sieben Stunden könnte man um die Insel laufen, wenn es eine wäre. Es ist aber die Welt, und nach sieben Stunden fängt sie von vorne an, bis zum schwarzen Loch. Nach sieben Stunden kommt man immer wieder in denselben Ort, oder es ist immer ein anderer, der dem ersten ähnelt, geht man durch den Ort, drei breite staubige Straßen, zu deren Seiten weiße kleine Schuhschachtel-Häuser, ein paar Kakteen, vermeint man das Lied vom Tod zu hören, als Endlosschleife, die Straßen lang, die Schritte wirbeln Staubhosen in die flirrende Luft, die Kinder lachen dich aus, die Erwachsenen stumm, schauen dir hinterher, hinter Fenstern und Türen stehen sie, schauen, ein Hund wird gesandt, dass er sich in deinen Spann verbisse, das Lied vom Tod, keiner würde helfen, du bist nur ein Fremder. Du gehst die staubigen Straßen lang, bist um die Insel gelaufen und wieder zurückgekommen. Keiner lächelt. An der Straße eine kleine weiße Kirche, aus deren Lautsprechern Gesänge, die Gemeinde zur Andacht versammelt, gehst zur offenen Kirchentür, die Kirche ist leer.

In der Nacht werden sie laut, die Kanaren. Vor meinem Fenster versammeln sie sich, um sich bei Mondlicht anzuschreien.

Was auch immer sich Menschen vorstellen, wenn sie sich das Aussteigen auf einsamen Inseln vorstellen, die Wahrheit ist anders. Die Wahrheit ist man selbst. Und das ist eine langweilige Sache.

Befreit von allem, das einen der Existenz versichert, bleibt nichts. Ich werde zurückkehren. Dort weiß ich auch nicht weiter, doch das Telefon klingelt ab und an.

Am nächsten Morgen um acht stehe ich an der kleinen Mole, dem kleinen Pier, wie auch immer das heißen mag, wo Schiffe losfahren, und warte auf die Fähre, sie wird mich nach Lanzarote bringen, dort fliegt ein Flugzeug mit mir übers Meer, nach Hause, in eine Stadt, in der es Telefone gibt und Faxgeräte, wo man Kirchen besichtigen kann mit Menschen darin und wo leise geredet wird.

Nach einer Stunde Warten werde ich nervös, denke an Schaltjahre, Sommerzeit, laufe mit schwerem Gepäck zu Eingeborenen, frage, sehe in stumme Gesichter, leere Gesichter, mir transpiriert, denn mein Flugzeug fliegt in fünf Stunden.

Fünf Stunden später sitze ich in der Hafenkneipe. Ich bin alleine unter Eingeborenen, ich will nach Hause, ich will in die Badewanne, ich will Sushi. Ich will Frauen sehen mit langen Beinen und großen Brüsten. Es ist Nachmittag, mein Flugzeug fliegt ohne mich, gerade jetzt fliegt es, dreht noch eine Runde über mir, dass es mein Winken schauen kann.

Es hat mir keiner verraten, wieso die Fähre ausbleibt, ob morgen eine kommt, jemals wieder eine kommt, und auch für viel Geld wollte mich kein Fischer übersetzen. Die Telefone auf der Insel, es sind zwei, machen extra keine Überseegespräche. Ein Fax habe ich nicht gefunden, die Polizei versteht mich nicht, ich gehe zurück in meine Pension, stehe auf dem Balkon und sehe Lanzarotes Ufer. Zwei oder drei Kilometer entfernt könnte man es schwimmend erreichen, doch viele Geschichten hat es von Menschen, die Ähnliches versuchten, und keiner lebt mehr, denn die Strömung ist bösartig, wie vieles hier.

Am nächsten Tag stehe ich wieder am Hafen und sehe in das von Fähren freie Meer. Ich beginne logisch zu denken. Nachdem ich ausgezeichnet logisch gedacht habe, komme ich zu keinem Ergebnis. Ich kann nur warten. Dass die Fähre wieder fährt, ein Flugzeug kommt oder Freunde nach mir suchen. Nur habe ich keine Freunde. Ich gehe zurück in meine Unterkunft und richte mich ein. Ein paar Blumen wären schön, Blumen gibt es nicht, ich stelle den Computer auf den Balkon, Balkon gibt es nicht, zwei Meter vor mir beginnt das Meer, unter meinem Fenster sitzen die, die immer da sitzen. Ich kenne jetzt, am dritten Tag, bereits alle im Ort, die auch alle miteinander verwandt sind. Den Bäcker (ein böser Mann, er will der König der Insel werden), den Debilen, die Frau aus dem Supermarkt, und auch die Langzeittouristen kenne ich. Zwei deutsche Herren, die mit ihrem Boot hier gestrandet sind und jetzt ein Jahr bleiben müssen, um es zu reparieren. Die zwei deutschen Frauen, die kommen, weil sie hier glücklich sind, weil sie den Tag versonnen können, alle kenne ich, es ist auch warm geworden.

Jeden Tag zu den Fährabfahrzeiten (8 und 16 Uhr) sitze ich auf der Mauer vor der Hafenkneipe, trinke Kaffee, warte ohne zu warten auf mein Schiff, es ist aber nur noch eine Gewohnheit, der kein Gefühl innewohnt. Die Tage fließen ineinander, bestehen aus Licht, aus guter Luft, aus Milchkaffee, aus greller Sonne, aus Silberblau bis spät in die Nacht, aus körperwarmer Temperatur. Jeden Fleck der Insel kenne ich schon, von jeder Position aus sieht die Welt, die die Insel ist, anders aus, ich kann mir die Farben der Steine anschauen, tausendmal grau, den Kopf schiefgelegt, um die Sichtweise wieder und wieder zu verändern, sind Steine Gott? Laufe ich auf der Insel, sehe ich keine Menschen, rede gut mit mir, und fast ist es Aufregung, nach Caleta del Sebo zu gehen, was wahrscheinlich so viel heißt wie Ort ohne Rückkehr. Dort erscheint es mir hektisch, die Menschen, die in der Sonne sitzen, die einlaufenden Fischerboote, sind mir beinahe zu viel Aufregung. Manchmal, auch aus Gewohnheit, frage ich nach der Fähre, und die Menschen sehen durch mich, als gäbe es mich nicht, vielleicht stimmt das auch.

Was würden Sie auf eine einsame Insel mitnehmen? Früher hätte ich gesagt 10.000 Bücher, einen Fernseher, ein paar hübsche Weiber. Ich will nichts davon. Das Schweigen habe ich mir so schnell angewöhnt, dass ich nicht mehr weiß, wie es ist, zu reden. Manchmal denke ich an die Stadt, zu Hause ist nur noch ein Wort, das Angst macht. Wie überquert man befahrene Straßen und was ist wirklich unter dem Asphalt versteckt? Zu Hause bin ich hier. Das Gehirn auf Diät gesetzt, schrumpft, gibt sich mit wenig zufrieden. Ein Gedanke am Tag genügt, mich zu beschäftigen. Über Liebe denke ich Wochen, über den Tod, Erfolg und Reichtum. Kann einen Tag lang am Meer sitzen und auf fliegende Fische warten. Kann über das Meer denken. Wen interessiert am Ende meines Lebens, wie ich es rumgebracht habe. 140 Tausend sterben täglich, da kann man sich nicht um jeden kümmern. Jeden, der einen Traum hatte und als Mensch erwacht ist. Wahrscheinlich kommt es am Schluss nur auf fliegende Fische an. Es sind ein paar Wochen vergangen. Glaube ich. Ich bin aus der Pension ausgezogen, um das wenige Geld, das ich noch habe, nicht zu verschwenden. Man kann sehr hübsch in einer der Höhlen wohnen, die es hier hat, eine Decke habe ich aus der Pension mitgenommen. Der Computer läuft noch über Batterie, ich schreibe nur dieses Tagebuch, alles andere interessiert mich nicht mehr. Schreiben tut man, wenn man krank ist und eitel, keiner will hier etwas von mir lesen, ich habe überhaupt noch niemanden hier lesen sehen. Manchmal stehe ich mit meinem Computer vor einem der Leutchen in der Kneipe, um eine besonders gelungene Passage vorzulesen. Aber es will keiner wissen. Sie schauen mich sehr merkwürdig an, wenn ich da so stehe, mit meinem Computer.

Trinkwasser zapfe ich im öffentlichen Toilettenhaus. Der Tag vergeht sehr schnell, mit Wanderungen, Feuer machen, Wasser kochen, waschen. Meine Haut ist von der Sonne und dem Salzwasser stark plissiert, aber wen interessiert Haut. So langsam bin ich geworden, dass es mich anstrengt, Luft zu holen, wegen der Geschwindigkeit, die dafür notwendig ist. Gehe ich in den Ort, nehmen mich die Menschen auf eine neue, fast familiäre Art nicht wahr. Sie brauchen viel Zeit, Neues zuzulassen. Es sollte mal eine Brücke gebaut werden von Lanzarote nach La Graciosa, und großer Streit kam über die Inselfamilie. Die Jugend freute sich und die Alten wehrten sich, sie lehnen alles ab, das ihre Ruhe stören könnte, und eine Brücke, das heißt Tagestouristen, Drogenabhängige, Aids. Die Jungen haben verloren, die wenigen Jungen, die zu jung zum Weggehen sind.

Ich werde geduldet, wie ein Tier sitze ich in den Ecken und sehe mir ihr Leben an, frage mich, ob es besser ist oder schlechter oder egal. Abends kommen die Männer vom Meer zurück mit Fischen, sie hocken in der Kneipe, machen Männerwitze nach einem harten Tag, gehen später heim, essen und wohnen ihren Frauen bei. Die haben den Tag in Ruhe verbracht, Ordnung geschaffen, mit den Kindern gespielt, die hier wachsen, ohne dass etwas stören würde. Wenn die Männer aus der Kneipe heimkehren, gehe ich auch zu Bett, gehe den immer gleichen Weg, an den beiden Vulkanen vorüber, in meine Höhle, wo ich liege, in der Nacht, die so schwarz sein kann, dass Sterne blenden, höre dem Lärm des Meeres zu, und schlafe früh ein.

Ab und zu kann ich etwas helfen, im Ort, auf Kinder aufpassen, Kisten tragen, und bekomme Essen dafür. Ich bin ein Teil der Insel geworden, wie die Menschen, die hier leben und die ich alle kenne, die nicht unfreundlich sind, sondern geworden wie ihre Umgebung. Jeden Nachmittag sitze ich auf der Mauer vor Benitos Kneipe am Hafen, es ist meine Uhr geworden, meine Aufteilung des Tages, dort zu sitzen einmal am Morgen, einmal wenn bald der Abend kommen wird, schaue aufs Meer, einmal morgens, einmal abends.

Bis eines Tages. Durch den Dunst des Morgens naht ein Boot. Mein Herz schlägt schneller. Das Boot kommt näher, fährt durch die enge Hafeneinfahrt, ich sitze starr. Wage mich nicht zu bewegen, wage nicht, nichts, ein Boot, nach Hause.

Eine große Aufgeregtheit in mir, eine Freude, Glück, mein Atem beruhigt sich, ich schaue dem Schiff hinterher, es wird kleiner, verschwindet. Dann drehe ich mich um. Die Bewohner der Insel stehen da, wie eine Wand stehen sie, sehen mich an.

Ich glaube ein kleines Nicken wahrzunehmen. Dann wenden sie sich wieder sich zu.

Kirsten Fuchs  
Eine Frau spürt sowas nicht, 2012

Sind Männer wie Dielen?

Es war an einem Frühlingsabend, der sanft und geheimnisvoll ein Licht aus Zärtlichkeit über die Alleen von Berlin hätte streicheln können, ein Busseln in den Straßencafés, ein Balzen aller Lebewesen, das Blühen der Bäume nur für dich, ein Singen der ewigen Befruchtung, als zufällig achtzig Prozent der Frauen in Berlin prämenstruale Zicken bekamen und darum mit der besten Freundin saufen gingen. Auf der Straße war kein Mann. Sie saßen verängstigt zu Hause, und zwischen den Bürgersteigen sirrte der unbefriedigte Hass trockener Frauen mittleren Alters.

Doreen ging mit Jana was trinken. Erst hatten sie überlegt, ob sie mal was anderes machen sollten, als in der Kneipe zu sitzen: Kino, tanzen, einfach was anderes, aber sie waren doch wieder was trinken gegangen.

Dann überlegten sie, ob sie mal was anderes trinken sollten als Bier: Wein, Cocktails, dann hatten sie Bier bestellt. Beim ersten Bier sprachen sie noch über dies und das und jenes, beim zweiten über das und jenes und dies, und beim dritten blieben sie bei jenes hängen: erst Männer allgemein, dann Männer im Speziellen. Sie hatten das Thema umzingelt, eingekreist, sich rangepirscht. Jetzt waren sie da, und da blieben sie auch die nächsten Biere. Beide schilderten ausführlich, wie unfähig ihre aktuellen Bettgefährten wären, sich zu binden, ohne dabei zu denken, es ginge um das Verbinden der riesengroßen Wunde Freiheit, die blutete und blutete, weshalb es besser wäre, den Verband immer mal zu wechseln. Dabei ist jeder Verband nur wieder ein Verband, fanden Doreen und Jana, beide Krankenschwestern, die verstanden was von Verbänden. Es fing doch immer gleich an, entwickelte sich gleich und endete gleich: Landete man nicht immer wieder besoffen mit einer Freundin bei diesem Gespräch, ach, am Anfang war alles so und so, und dann verschwand das eine so und das andere so, und zurück blieb die Sprachlosigkeit? Sie belegten ihre Anschuldigungen den Männern gegenüber mit demütigenden Geschichten, akribischen Beweisen, und Hunderten von Belegen dafür, wie unsensibel und unaufmerksam die beiden Stiesel seien, denen sie so großzügig ihr Herz geschenkt hatten. Ach, ach, Prost.

»Weißt du«, sagte Doreen zu Jana, »weißt du, mir geht es auf den Keks, dass ich den Mann beziehungsfähig mache, und dann profitiert davon eine andere Frau. Das ist doch unfair.«

So sagte es Doreen, »beziehungsfähig machen«, wie man ein Auto flott macht, ein Fahrrad repariert, einen Keller entrümpelt oder einen Hund dressiert. Und sie fragten sich, warum sie sich die Mühe machen sollten, den Hund zu dressieren, dass er Sitz macht, dass er Fick macht, dass er Romantik macht, wenn der Hund dann wegläuft? Der HUND!!

»Was ich schon alles investiert habe!«, stimmte Jana Doreen zu. »Ich habe so viel gegeben, und das nimmt er alles mit. Er ist mit der Zeit richtig gut geworden im Bett. Er hat sich gemerkt, dass es wichtig ist, zu wissen, wann wir Jahrestag haben, und dass er ein schlechtes Gewissen zu haben hat, wenn er ihn vergessen hat. Und es ist gut, wenn er ihn vergisst, dann bekomme ich ein viel größeres Geschenk.«

Sie kicherten.

»Investieren« sagte Jana, wie in eine Aktie, ein Geschäft, eine Firma, die ohnehin wieder Konkurs anmeldet. Und dann nimmt der Hund, das Auto, das Fahrrad, der Keller die Firma, die Konkursmasse mit, und es kommt einer völlig fremden Frau zugute.

»Wie unfair!«, sagten Jana und Doreen

»Wie unsinnig!«

»Wir müssen dann wieder von vorne anfangen mit dem Nächsten, gerade, wenn der Alte fast fertig ist.«

Ja, ja, Prost.

»Weißt du!«, sagte Jana zu Doreen. »Vielleicht machen gerade andere Frauen dieselbe Arbeit für uns. Jetzt gerade im Moment formen sie unsere zukünftigen perfekten Männer, mit denen wir uns, so wie sie momentan noch sind, nur herumärgern müssten. Sie werden für uns fertiggestellt, und wir treffen sie erst, wenn sie aus fremder Frauenhand handzahm weglaufen, direkt zu uns.«

Doreen war begeistert. »Das ist ja wie ein Ringtausch, bei dem wir uns alle ununterbrochen verbessern. Es kann nur besser werden. Das ist, wie wenn man die Dielen in einer Wohnung abschleift und dann auszieht. Dann hat ein neuer Mieter schöne Dielen.«

Jana sagte, dass sie schon dreimal Dielen abgeschliffen habe, sie wäre jetzt langsam dran, dass sie in eine Wohnung zieht, wo das schon erledigt ist.

»Und woran merken wir, ob der Mann schon eine abgeschliffene Diele ist?«, fragte Doreen.

Tja, tja, Prost.

Ihre Idee ging nicht ganz auf. Manchmal lackieren Menschen schon geschliffene Dielen wieder farbig, oder sie kleben Teppich darauf. Das hieß, andere Frauen verkorksten gleichzeitig auch ihre zukünftigen Männer. An den Tischen ringsum summten die Trennungen in die Frühlingsstadt, in der in den nächsten Wochen die alte Leier ausgepackt werden würde, um ein schmalziges Lied darauf zu lügen. Die Frauen hockten hässlich in ihrem eigenen Geschlecht. Es machte keinen Sinn, die Haare um den Finger zu wickeln, die Lippen zu befeuchten, die Augenbrauen zu heben. Nur Frauen unter Frauen, und der Kellner war schwul. Der Frust soff mit, die Enttäuschung schluckte. Es würde lange, quälende Telefongespräche geben in dieser Nacht.

»Lass uns morgen darüber reden, du bist ja besoffen!«, würden die Herren versuchen, das Gezeter aus dem Ohr zu bekommen.

Jana und Doreen seufzten schwer.

Darum hier jetzt der Aufruf an alle Frauen: Verlasst eure Männer, wie ihr sie vorfinden wollt. Dasselbe gilt für öffentliche Toiletten und Dielen.

Schatz und Liebchen

Schatz und Liebchen waren seit fünf Wochen Schatz und Liebchen. Davor waren sie zwei einzelne traurige Mehrzeller mit Körperbehaarung an unterschiedlichen Stellen, aber auch an den gleichen Stellen. Nur Namen, nur Gestalten. Sie waren nur nahrungsaufnehmende Münder, die sagten: »Halloundsonstso? Najaokaytschau.« Dann hatten sie begonnen, ihre Münder aufeinanderzupressen, als ob das etwas besser machen würde, und es machte alles besser.

Jetzt waren sie schwingende, summende, schnurrende Mehrzeller, die sich ihre Körperbehaarungen gegenseitig zeigten und darin ihr Glück suchten und fanden. Sie rieben sich aneinander, bis kleine Röllchen abgerubbelter alter Haut entstanden, die zu Boden schwebten wie Rosenblätter, die das Bett umzogen wie ein Bannkreis, den man nicht verlassen will. Also blieben sie eben im Bett.

Vorher waren sie nur zwei Wohnungsbewohner zweier Wohnungen gewesen, die ihr Telefon brauchen, um bei der Welt draußen anzurufen und dann zu sagen: »Halloundsonstso? Najaokaytschau.«

Aber jetzt waren sie Schatz und Liebchen. Sie wohnten in sich selbst: Schatz in Liebchen und Liebchen in Schatz, und weil das so schön war, wohnten sie auch in sich selbst viel lieber: Schatz in Schatz und Liebchen in Liebchen. Sie putzten die Fenster, die vorher nur starrende Augen waren, und die Scheiben blitzten, funkelten und strahlten. Sie standen hinter den Fenstern und winkten sich zu mit selbst gebastelten Winkelementen aus rosa Velourpapier. Der ganze real existierende Kitsch der Liebe regnete auf sie herab und ließ die ranken und schlanken Klettertriebe der Gefühle der Menschen in der modernen Zeit der Schnelllebigkeit wachsen.

Ihre Münder sagten nicht mehr nur: »Halloundsonstso? Najaokaytschau.« Sie sagten sich ganze Schlagertexte, ohne sich zu schämen. Schatz sagte: »Ich schenke dir den Himmel über Marzahn«, und Liebchen erstrahlte einen Stern. Liebchen sagte, sie schenke Schatz dafür das Herz, das nur für Schatz gewachsen sei, und Schatz erstrahlte ebenfalls einen Stern. Es wurde hell im Zimmer. Schatz sagte: »Mit dir ist mir die Rechtschreibung egal, ich schreibe wunderbar groß«, und Liebchen erstrahlte ganze Sternbilder neu, das große Wagen, der kleine Muschibär und nie wieder Jungfrau. Schatz sagte in Liebchens Ohr, dass Liebchen die Sommerliebe bis ans Ende des Lebens wäre und ab jetzt sowieso immer Sommer. Liebchen erstrahlte eine ganze Milchstraße.

Die Spinnen in den Zimmerecken mussten kotzen von so viel Geseier. Sie erhängten sich freiwillig in ihren Netzen. Die Fliegen im Schlafzimmer konnten es nicht mehr ertragen und schlugen ihre Köpfe gegen die Fensterscheiben. Dann fanden sie einen Ausgang und flüchteten zu den Nachbarn Olle und Arschloch, die stumm monoton ihre Hände um den Hals des anderen legten, aber zu träge waren, dem Ganzen ein würdevolles Ende zu bereiten. Die Fliegen ließen sich in diesem Gestank nieder und warteten das dramatische Ende ab, welches für sie ein Festmahl werden würde.

Am schlimmsten von allen Insekten traf es aber die Mücken, die von Schatz’ und Liebchens Blut getrunken hatten. Einige der Liebesblut-vollgesoffenen Mücken taumelten hinaus in die Berliner Nacht, wo sie in wahnwitziger Selbstüberschätzung versuchten, türkische Gangs zu verprügeln, Autos zu stechen, Mülltonnen umzuschubsen und Banken auszurauben. Sie starben schnell und sehr glücklich.

Auch die Freunde von Schatz und Liebchen litten. Jeder dieser Freunde hatte vorher behauptet, er wolle nichts anderes für die beiden, als dass sie wieder glücklich seien. Jetzt, wo sie es waren, waren sie widerwärtig glücklich, ekelerregend. Drei Menschen starben beim Zukucken, wie Schatz und Liebchen sich anschielten, zwei Menschen wurden blind, vier Paare trennten sich, weil sie so nie werden wollten.

Schatz und Liebchen hatten, außer sich selbst, allen nur Kummer und Leid gebracht, aber davon nicht einmal etwas mitbekommen, weil sie Schwäne im Ohr hatten, Tauben, Rosen, Kerzen, Kondome.

Dann kam der schreckliche Tag, an dem Schatz und Liebchen sich für zwei Tage trennen mussten. Weh und Ach, Wei und Oh! Welch gemeiner Schachzug des Lebens riss die beiden, die doch weiße Königin und weißer König waren, so derb auseinander? Was für eine Grausamkeit des Lebens tat ihnen so etwas an? Die Tante von Liebchen war verstorben, sodass das Wochenende darauf die Beisetzung sein sollte. Am Wochenende! Wo Schatz und Liebchen zusammen so wichtige Dinge zu erledigen hatten: Leberflecken zählen und Geschichten erzählen z.B. Aber nein, die Tante starb, und Schatz und Liebchen mussten ihre Finger auseinanderflechten, obwohl ihr Gefühl ihnen sagte, dass ihre Finger auch seine Finger waren und seine Finger auch ihre und seine Hände ihre Hände und ihre Hände seine Hände – dass ihre Hände eben ihre Hände waren. Sie entwirrten ihre Arme, sie verringerten den Unterdruck ihrer angesaugten Münder, die so fest verbunden waren wie die Magdeburger Halbkugeln, die keine zehn Pferde auseinanderbekamen. Sie mussten sich Kleidung anziehen, Kleidung, die ihre Körper voneinander trennten, was sich so unnatürlich anfühlte, wie eine Mauer durch ein Land zu bauen.

Liebchen packte den Koffer, und Schatz schaute weinend zu. »Ich nehm dich einfach mit!«, sagte Liebchen und zerrte Schatz in den Koffer. Sie kopulierten mit klammernden Körpern den kakifarbenen Koffer kaputt. Und das sollte nun zwei Tage nicht möglich sein! Sie weinten New Orleans’ Straßen landunter.

Dann standen sie an der Tür, zwischen ihnen die Türschwelle. Sie wussten ihre Saugnapfaugen nicht zu lösen. Es schmerzte, etwas anderes anzusehen als ihre Augen, ihre Augen waren ihre Augen, seine ihre, und ihre seine, ihre ihre.

Liebchen wandte sich ab und floss die Stufen hinab, floss aus dem Haus, durch den Park, und tränenblind sah Liebchen Schatz auf dem Fahrrad. Er war ihr hinterhergefahren. Schatz sprang vom Rad, das Rad fiel um. Einen letzten Kuss! Einen letzten halbstündigen Kuss!

Dann schleppte sich Liebchen in die U-Bahn, und an jeder Station stand Schatz, pochenden Herzens vom Fahrradfahren, Fahrrad am Bahnhof anschließen, Rolltreppe herunterrennen, Liebchens Gesicht suchen. »Schatz!«, schrie Liebchen. Ein letzter Kuss, zersägt von der U-Bahntür. Lalülala, sang das Signal zum Türenschließen das traurige Lied.

Schatz stand auf dem Fernbahnhof mit Rosen. Ein letzter Kuss. Der Zug fuhr über X, X, X, X, X und X. In X stand weinend Schatz mit Rosen, und in X stand weinend Schatz mit Rosen, und in X stand weinend Schatz mit Rosen, und in X stand weinend Schatz mit Tulpen – Schatz war immer für eine Überraschung gut. Letzte Küsse. Mit sehr, sehr, sehr vielen Blumen stieg Liebchen am Zielbahnhof aus, wo Schatz mit noch mehr Blumen stand. Es war so schwer, Abschied zu nehmen. Schatz war schweißgebadet vom Radfahren, Liebchen tränenüberströmt vor Sehnsucht. Was hatte ihr Schatz gefehlt zwischen X und X!

Liebchen weinte die ganze Beerdigung durch, ließ alle Blumen von Schatz am Grab der Tante zurück, weil sie es nicht ertrug, durch die Blumen an Schatz erinnert zu werden, der so weit entfernt war. Schatz stand beim Leichenschmaus hinter der Restaurantscheibe und schaute Liebchen an. Liebchen bekam keinen Bissen herunter.

»Ich muss heute abreisen, ich ertrage es nicht«, beschloss Liebchen und eilte zum Bahnhof, wo Schatz mit Rosen stand und fragte, ob er sie in Berlin vom Bahnhof abholen solle.

»Oh bitte, je früher das alles aufhört, umso besser!«, hauchte Liebchen und stieg in den Zug, schaute aus dem Fenster, wie Schatz auf einem Feldweg radelte, als wäre der Teufel hinter ihm her.

In X fragte Schatz, ob er Liebchen mit Blumen abholen solle, als Überraschung.

»Ja!«, hauchte Liebchen. »Aber überrasch mich doch mal und bringe keine mit.«

In X stand Schatz mit Blumen auf dem Bahnhof.

»Nein!«, hauchte Liebchen. »Ich will nur dich. Keine Blumen mehr.«

Schatz stand in Berlin am Bahnhof und hatte als Entschuldigung, dass er Liebchen immerzu Blumen geschenkt hatte, Blumen dabei.

Nach der Trennung

1. Tag

Ich schneide mir die Pulsadern auf, und dann schlage ich im Erste-Hilfe-Buch nach, wie ein Druckverband geht, und dann mache ich das Bad sauber. Ich telefoniere mit einer Freundin, die sagt, ich solle froh sein, ihn loszuwerden, er wäre ein Muttersöhnchen. Ich finde das nicht. Er ist ja schon erwachsen. Er ist ein Muttersohn.

2. Tag

Ich habe mich getrennt. Von meinen Haaren. Ich denke über ihn, dass er mein Müll ist. Ich trenne ihn. Er ist aber auch mein Tee, ich lasse ihn ziehen. Er ist einfach ein Pups, ich lasse ihn fahren. Ich bin ich und lasse mich gehen. Ich schminke mich nicht mehr. Das heult sich sowieso ständig weg.

3. Tag

Ich will was unglaublich Dummes machen. Ich sehe fern. Wieder ein Tag weggelitten.

4. Tag

Ich schneide mir die Pulsadern auf und weiß ja inzwischen, wie ein Druckverband geht. Diesmal habe ich es in der Küche gemacht, weil ich die eh mal putzen musste. Nächstes Mal mache ich es in der Stube.

5. Tag

Mein Herz tut weh. Ich esse Bratwurst mit Auakraut. Ich spreche auf meinen AB, dass ich nicht ansprechbar bin und nicht zurückrufe, aber es ruft sowieso keiner an. Das finde ich schlimm. Ich gehe zu einer Telefonzelle und rufe mich an. Ich bin nicht zu Hause. Mein AB sagt, ich bin nicht ansprechbar. Ich lege deshalb auf. Zu Hause habe ich ein Tuten auf dem AB. Das macht mich irre. Wer hat mich nur angerufen? Hat er angerufen? Ich rufe ihn an und frage, ob er mich angerufen hat. Er sagt nein. Ich sage tschüss und lege auf. Ich bin mächtig stolz auf mich.

6. Tag

Ich mache mir vorher einen Druckverband und schneide mir dann erst die Pulsadern auf. Das find ich clever. Dann habe ich keinen Grund, meine Stube zu putzen, und darum mache ich es nicht.

7. Tag

Eine Woche schon. Andere Frauen mussten jahrelang auf ihre Männer warten, wenn die im Krieg waren. Aber die wurden wenigstens geliebt. Ich möchte lieber, dass mein Mann im Krieg ist und mir liebe Briefe schreibt. Ich ohrfeige mich für diese Gedanken, bis ich knallrote Wangen habe. Ich treffe mich mit einer Freundin, die sagt, ich sähe gut aus, weil ich nicht so blass bin wie sonst.

8. Tag

Meine Mutter sagt, er war sowieso nicht ihr Traumschwiegersohn. Ich weiß nicht, ob ich das wichtig finde. Ich habe wieder das dringende Bedürfnis, was Dummes zu machen. Ich schneide mir einen Arm ab. In der Stube. Als ich mir einen Druckverband machen will, merke ich, wie schwer das mit einer Hand ist. Fast wäre ich verblutet. Außerdem habe ich noch meine Tage. Die Stube putze ich mit links. Abends spiele ich einarmiger Bandit und klaue Rosen aus dem Stadtpark. An den Dornen pieke ich mich. So ist die Liebe, jaja.

9. Tag

Ich kann Smileys weinen. Wenn ich im Bett auf dem Bauch liege und heule, entstehen zwei nasse Flecken, und weil ich sabber, entsteht unter den runden Flecken noch ein länglicher Fleck. Der grinst mich an. Jetzt liege ich nicht mehr allein im Bett. Mein neuer Freund trocknet ständig weg, und ich muss ihn erneuern. Dazu denke ich mir Geschichten aus, warum ich traurig bin. Ich denke, dass ich wieder mit dem Mann zusammenkomme und er dann qualvoll stirbt. Davon muss ich nicht heulen. Davon bekomme ich richtig gute Laune.

10. Tag

Ich höre mit dem Rauchen auf und fange wieder an, höre wieder auf und fange wieder an. Dann schneide ich mir die Pulsadern auf, aber nur an dem abgetrennten Arm. Das tut nicht weh und blutet auch nicht.

11. Tag

Ich kann sein Profil aufs Kissen heulen. Na gut, ich habe vorher Zwiebeln geschnitten, weil ich gar nicht heulen musste, aber ich fand die Idee so toll. Dann habe ich es fotografiert und ihm geschickt. Dann habe ich ein brennendes Streichholz in den Briefkasten geworfen.

12. Tag

Ich schneide mir ein Bein ab, aber nur auf einem Foto. Da brauche ich keinen Druckverband machen. Ich hüpfe in der Stube herum, um es authentischer zu machen. Es ist aber autistisch. Nach einer Stunde habe ich keine Lust mehr. Nach Heulen ist mir auch nicht. Was mach ich bloß?

13. Tag

Kann wieder heulen. Kneife mich dafür in den Oberschenkel. Kann aus blauen Flecken sein Profil machen. Es ist gerade ein Straßenfest in der Nähe, und ich stelle mich mit einem Stand neben die Zuckerwatte und biete Kneiftattoos an. Ich kann Katzen und Käfer. Die Kinder verstehen mich. Sie weinen auch.

14. Tag

Ich gehe nur noch da essen, wo es ungesalzenes Bioessen gibt. Drauf geheult ist halb gewürzt. Außerdem mag ich nicht noch einmal den Spruch hören, dass der Koch verliebt ist, wenn das Essen zu salzig schmeckt.

15. Tag

Ich will was verbrennen von ihm. Da er mir keine Briefe geschrieben hat, angel ich die Briefe der Nachbarn aus den Briefkästen und verbrenne die. Dann gehe ich zur Post und lege da Feuer. Ich werde verhaftet, und endlich kann ich mich mal richtig ausquatschen. Die Polizisten hören mir stundenlang zu, sie schreiben sogar mit. Ich habe doch gewusst, dass das keine Null-acht-fuffzehn-Trennung ist, sondern eine ganz besonders schlimme. Sie machen betretene Gesichter und finden, dass ich ganz schön verwirrt bin. Wieder zu Hause, fällt mir ein, dass er mir zehn Euro geborgt hat. Ich verbrenne einen Zehn-Euro-Schein. Da ich nicht weiß, ob es genau der Schein war, gehe ich zur Bank und hebe immer wieder zehn Euro ab, bis das Konto leer ist. Danach mache ich ein Feuerchen zu Hause.

16. Tag

Ich will Fotos von ihm bemalen, mit Schnurrbart und Zahnlücke. Er hat aber schon beides in echt. Richtig schön ist er ja nicht. Ich kaufe fleischfarbenes Tippex und übermale seinen Schnurrbart. Sieht auch nicht besser aus.

17. Tag

In meinem Horoskop steht, dass es mir gut geht. Okay!

Karen Duve  
Die Miami Dream Men Show, Keine Ahnung, 2000

Der erste war Jeff. Er war ungefähr zwei Meter groß mit genügend Schulterbreite, um die Frauen in der Reihe vor uns in spitze Begeisterungsschreie ausbrechen zu lassen. Jeff trug eine weiße Hose und ein Matrosenkäppi, wie Tick, Trick und Track eines aufhaben, und er streichelte selbstverliebt über die Gehwegplatten - große Muskulatur seiner rasierten Brust. Auf der Bühne stand ein Badezuber aus Holz, der wie die untere Hälfte von einem Weinfaß aussah. Über dem Rand hing ein weißes Handtuch und an einem Nagel im Holz ein Rückenschrubber. Trockeneis-Nebel wälzten sich aus dem Badezuber auf den Boden und krochen Jeff um die Fußgelenke. Aus den Lautsprechern quoll ein schwüles Lied im Rhythmus einer Galeerenpauke. Jeff fing an, sich in diesem Rhythmus zu winden, und die Frauen in der Reihe vor uns heulten kehlig auf und klatschten mit. Weil sie aber die einzigen blieben, die klatschten, hörten sie auch gleich wieder auf. Tanzend öffnete Jeff den Reißverschluß seiner Hose, der sich nicht dort befand, wo er hingehörte, sondern an einer völlig albernen Stelle, nämlich an der Seite. Der Reißverschluß begann am unteren Ende des rechten Hosenbeins und ließ sich bis zur Hälfte aufziehen. Dann machte Jeff mit dem linken Hosenbein, in das ein weiterer Reißverschluß eingenäht war, das gleiche und riß sich die Hose zwischen den Beinen hindurch vom Körper, warf sie hinter sich. Darunter hatte er weiße Boxershorts an. Bevor er sich weiter auszog, wickelte Jeff das große, weite Badelaken um seine Hüften. Erst dann fielen die Unterhosen. Es gab ein paar Pfiffe und Buhrufe. Unbeeindruckt drehte Jeff sich um und ließ ein Stück von seinem Hintern sehen. Dann knotete er das Handtuch wieder fest und sprang mit einem Satz von der Bühne herunter und in den Gang zwischen die Zuschauerreihen. Ich spürte, wie der Drückerfisch neben mir zusammenzuckte. Auch Angela und Karin, die auf der anderen Seite des

Drückerfischs saßen, sahen verspannt aus. Karin war die, der wir die Freikarten verdankten.........

"Ich habe Karten für alle", hatte Karin gesagt, als sie morgens in das Büro für die Auszubildenden gekommen war. Wir saßen dort zu sechst: vier Steuerinspektorenanwärterinnen, zwei Steuerinspektorenanwärter. Vor wenigen Wochen hatten wir den Unterricht in einer Schule für Steuerrecht und Buchhaltung mit einer Prüfung abgeschlossen und waren auf verschiedene Finanzämter verteilt worden. Das Ergebnis der Prüfung war noch nicht bekannt, d.h. mir war mein Ergebnis doch schon bekannt, weil ich nur leere Blätter abgegeben hatte. Der einzige Grund, warum ich nicht schon längst gekündigt hatte, waren meine Eltern. Sie hatten bisher nicht besonders viele Gelegenheiten gehabt, meinetwegen glücklich zu sein, und sie waren geradezu blödsinnig glücklich, als ich Beamtin wurde, selbst wenn es vorläufig bloß auf Widerruf war.

"Ich habe Karten für alle - aber natürlich nicht für die Männer", hatte Karin hinzugefügt und einen kurzen, schadenfrohen Blick auf die beiden traurigen Gestalten in unserem Büro geworfen, auf die die Beziehung männlich im weiteren Sinn zutraf.

"Ihr dürft da sowieso nicht rein." Angela hatte träge hochgeschaut und eine Locke auf ihren Zeigefinger gewickelt und wieder abgewickelt. Sie war die einzige von uns, die das Zeug dazu gehabt hätte, gut auszusehen, wenn sie nur über einen Funken Temperament verfügt hätte..............

"Ja fein, das wird bestimmt lustig", sagte sie ohne jede Betonung und so langsam, als wäre sie gerade aus einer Narkose erwacht. Mir gefiel der Vorschlag auch. Die Männerstripshow interessierte mich, obwohl ich fand, daß ich die Gesichter in diesem Büro bereits einige Male zu oft gesehen hatte, als daß ich mit ihnen auch noch meine Abende verbringen wollte. Ich redete mir gern ein, daß ich eigentlich gar nicht so richtig dazugehörte, weil ich erstens sowieso durch die Prüfung gefallen war und zweitens auf keinen Fall dazugehören wollte. Tatsächlich paßte ich aber ganz hervorragend in dieses Büro; was uns alle einte, war der völlige Mangel an Frische und Lebendigkeit. Die stumpfesten Augen hatte der Drückerfisch.

Der Drückerfisch war eine Sie und hieß so, weil ihr Schädel merkwürdig deformiert aussah – der Kopf eines Neugeborenen nach einer Zangengeburt könnte so aussehen – und weil einer der beiden Männer aus unserem Büro eines Tages behauptet hatte, die Drückerfische zu Hause in seinem Aquarium hätten genau das gleiche Gesicht. Mir kam es immer so vor, als wäre das Gesicht des Drückerfisches deswegen so verbeult, weil ihr das Leben irgendwann einmal zu fest hineingetreten hatte.

Ihr mißgestalteter Schädel saß auf einem zarten Kinderkörper. Für eine Zwölfjährige wäre dieser Körper passend gewesen. Ihre Kleidungsstücke waren entweder zu klein oder zu groß; eng anliegende Wurstpellen-Pullover und steife Kunstfaser- Röcke, die wie schiefe Dreiecke von ihr abstanden. Und immer trug sie alles in braun. Braune Blusen, braune Röcke, braune Hosen und beige Gesundheitsschuhe.

Sie war die einzige, die Bedenken gegen Karins Einladung hatte. „Ich finde das nicht richtig“, sagte sie mit ihrer quäkenden Stimme, die klang, als wenn sie gerade geheult hätte. „Ich glaube, ich möchte lieber nicht mitkommen. Ihr solltet das auch nicht tun.“ Wir nahmen ihre Bedenken ungefähr so ernst, wie der Bürgermeister von Amity-Ville Chief Brodys Warnungen vor dem Weißen Hai. Allerdings verstand ich nicht, warum Karin sich so darauf versteifte, daß unbedingt alle Frauen mitkommen sollten. Normalerweise versuchte jede von uns, so wenig wie möglich mit dem Drückerfisch zu tun zu haben. Mir wäre es lieber gewesen, wir wären ohne sie gegangen, denn obwohl ich genauso unfreundlich zu ihr war wie die anderen, hängte sie sich ausgerechnet immer an mich. Eines Tages war sie aufgestanden und zu meinem Schreibtisch gekommen. Ich hatte gerade überlegt, ob der Kunstdruck an der gegenüberliegenden Wand eine Kirschbaumplantage darstellen sollte. „Ich habe ein Foto von meinem Freund dabei“, sagte der Drückerfisch, „willst du mal sehen?“ „Nein“, sagte ich. „Da“, sagte sie und hielt mir ein Paßfoto mit einem Knick in der Mitte hin. Mir war noch nie die Idee gekommen, daß der Drückerfisch an so etwas wie Sex und Männer auch nur dachte. Auf dem Paßbild saß ein Mann, der wie ein Hamster aussah, vor einer roten Gardine. Hamster und Drückerfisch. Ich zuckte die Schultern.

Ein paar Tage später kam sie dann an, um mir zu erzählen, daß der Hamstermann sie verlassen hatte. Sie holte wieder das Paßbild raus, das inzwischen einen zweiten Knick hatte, und legte es auf meinen Tisch. Ich wollte es zur Seite schieben, und dabei fiel es auf den Boden. Der Drückerfisch bückte sich und hob es auf. Als sie wieder hochkam, weinte sie. Ich tat, als würde ich es nicht bemerken. Aber ich wurde sie trotzdem nicht mehr los. Jeff tänzelte an den Sitzreihen entlang, verteilte Küßchen, ob die Zuschauer wollten oder nicht, und näherte sich bedenklich unserer Reihe. Ich saß ganz am Rand, wenn er bis hierhin vorrückte, war ich fällig....

Der Drückerfisch umklammerte die Armlehnen ihres Sitzes mit den Fingern, daß die Knöchel weiß hervorstanden, als wäre keine Haut mehr darüber. Aber im letzten Moment kreischten die Frauen in der Reihe vor uns so laut, daß Jeff auf sie aufmerksam wurde und nicht mich, sondern das Mädchen, daß vor mir saß, an die Hand nahm und mit sich zur Bühne zog. Kaum war das Beutetier von der Herde getrennt, wurde es sofort kleinlaut und sah sich bang nach seinen Freundinnen um. Die schrien und lachten nur noch mehr. Das Mädchen mußte mit Jeff auf die Bühne klettern und in das Holzfaß steigen. Er hielt ihr eine kleine Leiter, und dann stieg er hinter ihr her, wobei er sich noch einmal zum Publikum drehte und uns zuzwinkerte, als hätten wir diese Idee gemeinsam ausgeheckt. Das Holzfaß reichte Jeff bis zum Bauch. Von dem Mädchen sah man nicht mehr als von einem Nachrichtensprecher im Fernsehen. Jeff nahm das weiße Handtuch ab und warf es ins Publikum. Er nahm die Hand des Mädchens, führte sie nach unten und machte einige eindeutige Bewegungen damit. Dabei lehnte er sich nach hinten und warf den Kopf hin und her. Das Mädchen stand schlaff neben ihm und versuchte ein Gesicht zu machen, als würde sie die ganze Sache lustig finden. Jeff packte ihren Kopf und drückte ihn nach unten. Als sie wieder auftauchte, sahen wir für einen kurzen Moment den Hals einer grünen Flasche in ihrer kleinen Hand, die von Jeffs Hand umklammert wurde. Jeff legte auch noch die andere Hand um den Flaschenhals, schüttelte wie wild und spritzte sich den schäumenden Sekt auf die Brust. Dann zwang er das Mädchen, den Schaum auf seiner Brust zu verreiben, während das Mädchen versuchte, so zu tun, als würde es nicht gezwungen werden.

Nach der Badewannen-Nummer kamen zehn Männer, die wie Bauarbeiter ausstaffiert waren – mit gelben Plastikhelmen – und die vor einem Baugerüst tanzten und sich bis auf sehr knappe Unterhosen auszogen....

Nach den Bauarbeitern kam Bud. Sie hatten alle solche Namen – kurz wie Ohrfeigen. Bud zog sich auf einem roten Satinbett aus. Er zog sich gern aus. Das sah man. Dies war es, wofür er sich jeden Tag stundenlang mit Hanteln quälte. Nachdem er sich langwierig auf den schimmernden Laken gerekelt hatte, stand er auf und kam von der Bühne herunter, um sich ein Opfer zu suchen....

Als Bud sich in meine Richtung bewegte, erstarrte ich bis in die Fingerspitzen. Dieses Gefühl war mir bekannt. Es war das gleiche Gefühl der Anspannung, das ich jedesmal ausstand, wenn unsere Vorgesetzten im Finanzamt ihre Kontrollrunden bei uns machten und uns gutmütig über die gebeugten Schultern sahen und hin und wieder einen Kommentar abgaben. Ich fürchtete nämlich, daß sie bemerken könnten, daß ich seit 47 Tagen über derselben Steuererklärung saß. Normalerweise schafft ein Finanzbeamter ungefähr acht Steuererklärungen am Tag, und Anfänger, wie wir es waren, schaffen wenigstens eine. Aber ich saß seit 47 Tagen vor den Unterlagen eines Menschen mit Namen Dombrowski und sollte ihn veranlagen und hatte nicht den geringsten Schimmer, wie man so etwas macht. Wenn Dombrowski seine Steuererklärung in Sanskrit abgefaßt hätte, hätte ich auch nicht weniger davon verstanden. Also tat ich den ganzen Tag nichts und hatte fast den ganzen Tag Angst, daß irgend jemand bemerken könnte, daß ich nichts tat......

Bud wählte mich nicht aus, sondern eine Frau, die viel weiter vorn saß. Sie mußte sich zu ihm auf das Satinbett legen. Er zwang sie, seine Hüften zu streicheln, und dann legte er sich über sie, und dann fiel der Vorhang. Danach kam wieder eine Tanzgruppe. Diesmal waren sie als Chefstewards verkleidet. Chefstewards mit Reißverschlüssen in den Hosenbeinen.

Nach den Chefstewards kam Hank. Hank fuhr auf einer Harley Davidson auf die Bühne. Es sah aus, als schwebte er auf der wabernden roten Trockeneiswolke herein, begleitet von wabernder, bösartiger Death-Metal-Musik. Er trug eine amerikanische Polizeiuniform – Helm, schwarze Ledersachen und eine verspiegelte Sonnenbrille – und war mit Abstand der Unsympathischste von allen, die bisher

aufgetreten waren. Er sah aus wie jemand, dem ich sofort meine Brieftasche zuwerfen würde, wenn er mir in einer einsamen Straße entgegentritt. Aber die Frauen vor uns schrien gleich wieder stupide auf, als er den Polizeihelm abnahm und lange schwarze Locken herausschüttelte. Hank zog sich auf dem Motorrad aus. Auch seine Hose hatte die praktischen Reißverschlüsse an den Seiten. Die klobigen, schwarzen, mit Metallketten behängten Stiefel und die Lederbänder, die seine Oberarme einschnürten, behielt er an. Sogar seine Unterhose war aus Leder. Hank schwenkte das rechte Bein über den Motorradlenker, stand auf und kam in gemäßigter Primatenhaltung an den Bühnenrand. Ich wünschte, ich wäre nicht mitgekommen. Dies war der Moment der Verzweiflung, dies war der Moment, in dem der uneinsichtige, gewissenlose Politiker begreift, daß er doch lieber auf die Wissenschaftler hätte hören sollen, weil Godzilla nämlich schon kurz vor Tokio herumtrampelt und weder mit Flammenwerfern noch mit Panzern aufgehalten werden kann. Das, was ich am allerwenigsten wollte, war, von diesem eingeölten Schwerkriminellen zu irgendwelchen schlüpfrigen Handlungen gezwungen zu werden und dabei so tun zu müssen, als würde mir das auch noch Spaß bringen. Mein Hirn war so taub und leer, als hätte mir jemand einen Spaten übergezogen. „Ich kann das nicht“, war der einzige Gedanke, der darin hin und her kollerte wie das letzte Markstück, das man aus einem Sparschwein zu schütteln versucht....

Hank beschirmte seine Augen mit einer Hand und sah wie ein Hollywood-Indianer auf uns herunter. Flakscheinwerfer tasteten suchend über die Frauenköpfe, tauchten sie in Licht und entließen sie wieder in schützendes Dunkel. Und dann sprang Hank. Er sprang nicht von der Bühne herunter, sondern er sprang geradeaus, landete mit den Stiefeln auf den Sitzlehnen zwischen zwei Zuschauerinnen und ruderte kurz mit seinen Armen, um das Gleichgewicht zu halten. Das Kreischen schwoll an wie bei einem Popkonzert für Teenager. Es war die Sorte kreischen, die nach Kleinmädchenpisse stinkt. Mit großen Schritten setzte Hank seine Stiefel zwischen die Frauenköpfe, trat einfach auf die Sitzlehnen und kam mit jedem Schritt näher.....

Die Frauen vor uns schrien wieder wie verrückt. Ich wünschte Ihnen den Tod, denn natürlich lockten sie Hank damit geradewegs hierher. Und dann schnappten sie beinahe über, weil er wie der Zorn Gottes vor ihnen aufragte – nicht viel mehr als einen Meter von mir entfernt – und versuchte, das Mädchen zu sich hochzuziehen, das schon mit Jeff in der Badewanne gesessen hatte. Aber es zappelte und strampelte so heftig, daß Hank in Gefahr geriet abzustürzen. Er ließ von ihr ab, machte einen weiteren Schritt, und dann stand er über uns, über den phlegmatischen Steuerinspektorenanwärterinnen, und griff nach Angela. Angela war natürlich zu temperamentlos, um sich zu wehren, aber es reichte doch noch dafür, daß sie sich an Karin festklammerte, und Karin klammerte zurück, und Hank mußte zum zweitenmal aufgeben. Die Muskeln an seinem Unterkiefer traten vor, als er um sich blickte, welche von uns ein sicheres Opfer abgeben würde.

Der Drückerfisch wog bestimmt nicht mehr als vierzig Kilo. Hank hob sie einfach aus ihrem Sitz, warf sie sich über die Schulter und stapfte mit ihr über die Sitzreihen zurück zur Bühne. Als seine Pranken direkt neben mir zugriffen, hätte ich den Drückerfisch vielleicht festhalten können. Aber das hatte ich nicht getan. Ich war sogar unwillkürlich zur Seite gerückt. .....

Ich vermied es, zu Angela und Karin hinüberzusehen. Sie sagten etwas. Ich hörte ihnen nicht zu. Ich verfolgte das weitere Geschehen auf der Bühne mit der Kälte und Teilnahmslosigkeit eines Tierfilmers, der aufnimmt, wie ein Rehkitz von einer Pythonschlange verschlungen wird, und dabei erklärt, daß er auf keinen Fall eingreifen darf, weil er dadurch den Kreislauf der Natur stören würde. Das, was auf der Bühne passierte, war zweifellos auch Natur. Hank schwang sich wieder auf sein Motorrad und legte den Drückerfisch vor sich mit dem Rücken auf den Tank. Er packte ihre Beine, bog sie auseinander und fuhr sie mit beiden Händen ab. Der Drückerfisch trug Hosen, und als Hank mit seinen Daumen die Innenseite ihrer Beine hochglitt, schob er das eine Hosenbein so weit hoch, daß man ihren Strumpf sehen konnte. Es war ein Nylonstrumpf, ein Kniestrumpf aus Nylon, und als die Frauen ihn bemerkten, wurde ihr Kreischen wie splitterndes Geschirr. Dieser Strumpf war das Erbärmlichste und Traurigste, was ich seit langem gesehen hatte. Er war schuld, daß ich plötzlich anfing zu beten. Ich faltete die Hände. Ich bewegte noch nicht einmal die Lippen. Aber in mir drin betete ich von ganzem Herzen zu Hank und Jeff und Bud und Joe und Pit und wie sie alle hießen.

„Gnade“, betete ich, „Gnade, ihr Herren, für den Drückerfisch! Laßt sie gehen! Nur diese eine! Und nur dieses eine Mal! Tut ihr nichts! Wir wissen doch längst, daß ihr die Herren seid und mit uns machen könnt, was ihr wollt, und daß es uns gar nichts nützt, dafür bezahlt zu haben. Aber der Drückerfisch kann es von allen am schwersten ertragen.“ Das half natürlich gar nicht. Ich mußte mit ansehen, wie Hank den Drückerfisch vor seinen stoßenden Unterleib hielt, wie er sie auf den Boden legte und seine Liegestütze über ihr absolvierte. Sie lag da wie ein Haufen schmutziger Wäsche, der kleine, dünne Drückerfisch, der einfach nur langweilig und häßlich war, der den Hamstermann liebte und überhaupt nicht mitgewollt hatte. Schließlich gab Hank ihr einen Kuß auf die Wange und stellte sie wieder auf die Füße. Er führte sie noch bis zum Bühnenrand, packte sie um die Taille und ließ sie hinunter in den Zuschauerraum. Dann drehte er sich um und ging zu seinem Motorrad. Und wie das unschuldige Monster, das nach der Zerstörung einer Großstadt dem Schauplatz den Rücken kehrt, fuhr Hank von der Bühne. Ich wartete nicht, bis der Drückerfisch zurück an ihren Platz gekommen war oder bis die anschließend auftretende Gruppe tanzender Kellner anfing, sich auszuziehen. Ich stand auf und ging.

Ich habe nicht mehr erfahren, was aus dem Drückerfisch geworden ist, denn ich bin am folgenden Tag einfach nicht zur Arbeit gekommen und am darauffolgenden Tag auch nicht. Ich machte meine Eltern unglücklich und kündigte und ging nur noch einmal in das Finanzamt, als ich meine Entlassungsurkunde abholen mußte. Das war in einem anderen Büro, in einem anderen Stockwerk, und ich stieg im sechsten Stock gar nicht erst aus und sagte niemandem auf Wiedersehen.

Katja Petrowskaja  
Vielleicht Esther, 2013

Lasse der Herrgott Dich so viel wissen, wie ich nicht weiß, sagte Babuschka immer wieder. Sie wiederholte den Satz leicht beleidigt, aber auch stolz. Ihr Enkel Marik, mein Vater, war ungewöhnlich belesen. Bis zu seinem neunten Lebensjahr hatte er bereits Hunderte von Büchern verschlungen und stellte den Erwachsenen, wie er dachte, ganz einfache, elementare Fragen. Babuschka wusste meistens keine Antwort. Auch den Ausspruch von Sokrates, Ich weiß, dass ich nichts weiß, kannte sie nicht. Vielleicht wollte sie mit ihrem Satz sich selbst trösten oder ihren klugen Enkel zurechtweisen, denn Babuschka beharrte auf ihrer Devise, die nach einem antiken Aphorismus klang, Lasse der Herrgott Dich so viel wissen, wie ich nicht weiß.

Außer diesem Spruch sind von meiner Urgroßmutter, der Babuschka meines Vaters, nur noch zwei Dinge geblieben: eine Photographie und eine Geschichte.

Als die Familie im August 1941 vor der deutschen Armee aus Kiew floh und mein Großvater Semjon an die Front musste, blieb Babuschka allein zu Hause in der Engelsstraße, einer Straße, die steil auf den Prachtboulevard Krestschatik hinab führte.

Babuschka wurde nicht mitgenommen. Sie konnte sich kaum noch bewegen, und während des ganzen Kriegssommers hatte sie es nicht geschafft, die Treppe hinunter und auf die Straße zu gehen. Sie mitzunehmen, war ausgeschlossen gewesen, sie hätte den Weg nicht durchgehalten.

Die Evakuierung erinnerte an einen Datscha-Ausflug, und Babuschka wurde mit dem Gedanken zurückgelassen, dass sich Alle wiedertreffen würden, wenn der Sommer vorüber wäre. Der Juli forderte den Wechsel, und alle diese Menschen auf der Straße hatten Koffer und Bündel, wie immer im Sommer, nur die Eile und dass es zu viele auf einmal waren, verrieten, dass das Geschehen trotz der passenden Jahreszeit und der üblichen Habseligkeiten nichts, aber auch gar nichts mit einem Datscha-Ausflug zu tun hatte.

Ich glaube, sie hieß Esther, sagte mein Vater. Ja, vielleicht Esther. Ich hatte zwei Großmütter, und eine von ihnen hieß Esther, genau.  
Wie‚ vielleicht!? fragte ich empört. Du weißt nicht, wie sie hieß?  
Ich habe sie nie bei ihrem Namen genannt, erwiderte mein Vater. Ich sagte Babuschka, und meine Eltern sagten Mutter.

Vielleicht Esther ist in Kiew geblieben. Sie bewegte sich in der plötzlich leer gewordenen Wohnung mit Mühe, das Essen brachten die Nachbarn. Wir dachten, fügte mein Vater hinzu, wir kämen bald zurück, aber wir sind erst nach sieben Jahren zurückgekommen.

Anfangs änderte sich in der Stadt nichts Grundlegendes. Es waren einfach die Deutschen gekommen. Als auch Babuschka der Aufruf Alle Juden der Stadt Kiew müssen sich pünktlich einfinden u.s.w. erreicht hatte, begann sie sofort, sich bereit zu machen. Die Nachbarn versuchten, es ihr auszureden. Gehen Sie nicht! Sie können doch gar nicht laufen!

Die Kontrolle war lückenlos. Die Hausmeister kämmten die Adressen durch, die Listen der Einwohner. Damit auf Russisch Alle und auf Deutsch Sämtliche gehen, wurden Schulen, Krankenhäuser, Waisenhäuser und Altersheime durchsucht. Das Erscheinen wurde von deutschen und ukrainischen Patrouillen kontrolliert. Aber im Haus Nummer 11 in der Engelsstraße war der Hausmeister bereit, diese Alte nicht zu melden, sie außer Acht zu lassen, nicht etwa, um sie vor dem Tod zu retten, nein, an den Tod dachte man gar nicht, oder besser gesagt, man dachte nicht bis zum Tod, man dachte das Geschehen nicht wirklich zu Ende, man hinkte den Ereignissen hinterher. Überlegen Sie einfach selbst: Wozu soll eine Greisin sich auf einen Weg begeben, selbst wenn es ins gelobte Land ginge, wenn sie nicht laufen kann. Gehen Sie nicht, sagten die Nachbarn. Sie blieb stur.

Das Stadtzentrum brannte seit ein paar Tagen. Die Explosionen, welche die Stadt in Schrecken versetzten, hörten nicht auf. Häuser gingen in die Luft, mit einer fatalen Regelmäßigkeit. Zuerst das überfüllte Gebäude der Okkupationsverwaltung, dann ein Kino während einer Vorführung, ein Soldaten-Klub und ein Munitionslager. Es nahm kein Ende. Die Häuser wurden von der sich zurückziehenden sowjetischen Armee vermint und per Funk gesprengt. Nur ein paar Tage und der Krestschatik lag in Trümmern. Im ganzen Zentrum loderte Feuer. Die Deutschen, die sich erst fast friedlich in der Stadt niedergelassen hatten, wurden zuerst ratlos, dann gerieten sie in Panik und verfielen in Raserei angesichts dieser damals noch unbekannten Art des Partisanenkriegs. Es schien, dass der Aufruf an Alle und Sämtliche eine logische Folge war, eine Vergeltungsaktion gegen die angeblich Schuldigen, als ob sie nicht von vornherein schuldig gewesen wären und längst verurteilt, als ob dieser Aufruf spontan erlassen worden sei, als ob nicht alles in einer längst festgelegten Reihenfolge in die Tat umgesetzt werden sollte. Aber davon und auch von dem, was in der Stadt los war, nicht einmal einen halben Kilometer von ihrem Haus entfernt, wusste Vielleicht Esther anscheinend nichts.

Selbst die Bäckerei an der Ecke Engelsstraße und Meringowskaja war, wie die Nachbarn ihr berichteten, immer geöffnet. Nur drei Stufen tiefer. Die Explosionen nicht gehört? Den Brandgeruch nicht gespürt? Das Feuer nicht gesehen?

Wenn Alle, dann Alle, sagte sie sich. Als ob es eine Ehrensache wäre. Und sie ging hinunter. Alles andere stand still. Wie genau sie hinunter ging, verschweigt uns die Geschichte. Obwohl, nein. Die Nachbarn müssen ihr geholfen haben, wie sonst? Auf der Kreuzung unten machten die Straßen ihre Biegungen, rundeten sich in der Ferne, und man spürte, dass die Erde sich doch dreht. Auf der Straße war sie dann allein.

Außer einer Patrouille war in diesem Moment niemand zu erblicken. Vielleicht waren Alle schon weg. Zwei flachsblonde, stramme, beinahe elegante Männer flanierten gemächlich und pflichtbewusst auf der Kreuzung. Hin und her. Es war hell und öde, wie in einem Traum. Esther ging zur ihnen und sah: Es war eine deutsche Patrouille.

Wie viele ukrainische Polizisten am ersten Tag der Operation in den Straßen Kiews unterwegs waren, um das Erscheinen Aller zu kontrollieren, hat niemand berechnet. Auch die Historiker wissen es nicht genau. Es gab viele Ukrainer, aber vermutlich oder sogar bestimmt näherte sich Babuschka lieber den Deutschen als den Ukrainern, denen sie misstraute. Aber hatte sie eine Wahl?

Sie ging zu ihnen, aber wie lange dauerte dieses ging? Hier folge jeder seinem eigenen Atem.

Ihr ging entwickelte sich wie ein episches Geschehen, nicht nur weil Vielleicht Esther sich wie die Schildkröte aus den Aporien von Zenon bewegte, Schritt für Schritt - langsam, aber sicher -, sie war so langsam, dass niemand sie einholen konnte, und je langsamer sie ging, desto unmöglicher war es, sie einzuholen, sie anzuhalten, sie zurückzubringen und erst recht, sie zu überholen. Nicht einmal der schnellfüßige Achilles hätte das gekonnt.

Sie ging ein paar Meter die Engelsstraße hinunter, eine Straße, die früher Lutheranskaja hieß und heute wieder so heißt, ja, nach Martin Luther, eine Straße, an der die schönsten Bäume wuchsen, wo sich seit einem Jahrhundert deutsche Geschäftsleute niedergelassen hatten und wo, eine ganz oben und die andere an der Ecke Bankowaja, schon im vorletzten Jahrhundert zwei deutsche Kirchen gebaut worden waren, von denen eine direkt hinter meiner ersten Schule stand. Vierzig Jahre nach Babuschkas Gang lief ich jeden Tag an diesen deutschen Kirchen vorbei.

Zuerst hieß sie Lutheranskaja, dann Engelsstraße – Straße von Engels oder Straße der Engel. Alle, die nicht wussten, in welchem Reich diese Straße lag, konnten denken, sie sei tatsächlich den Engeln gewidmet. Es passte zu dieser Straße, die so unmöglich steil war, so abschüssig, dass sie jeden Hinabsteigenden beflügelte. Ich war ein sowjetisches Kind, kannte Friedrich Engels und erdete meinen Schritt.

Vielleicht spiegelte sich in Vielleicht Esthers verzögertem Gang ein sprachlicher Irrtum wider. Für die alten Kiewer Juden war Jiddisch immer noch eine Muttersprache, egal ob sie religiös waren und die Traditionen achteten oder ob sie ihren Kindern hinterherstürzten, geradewegs vorwärts in die helle sowjetische Zukunft. Viele jüdische Alte waren stolz auf ihr Deutsch, und als die Deutschen kamen, dachten sie möglicherweise, trotz all dem was da schon erzählt wurde, was durch die Luft flog und nicht mehr als Lüge bezeichnet werden konnte, dass sie, gerade sie, die nächsten Verwandten der Okkupationstruppen seien, ausgestattet mit dem besonderen Recht derer, für die das Wort alles ist. Den Gerüchten und Berichten, die aus Polen und aus der zum großen Teil schon besetzten Ukraine nach Kiew drangen, wurde einfach nicht geglaubt. Und wie hätte man solchen Gerüchten auch glauben können?

Den Alten – und nicht nur ihnen – war das Jahr 1918 noch in Erinnerung, als nach den militärischen Wirren und dem ständigen Drehen des Machtkarussells die Deutschen in die Stadt einmarschiert waren und dafür gesorgt hatten, dass eine gewisse Ordnung herrschte. Und nun schien mit den Deutschen plötzlich wieder so eine Ordnung einzuziehen. All diese exakten Anweisungen: Alle Juden der Stadt Kiew und ihrer Umgebung müssen sich am Montag den 29. September 1941 um 8 Uhr morgens an der Ecke Melnikova und Dokhturovska Straße (an den Friedhöfen) einfinden. Deutlich, klar und verständlich: Alle, 8 Uhr und die genaue Adresse. Und weder die Friedhöfe noch das abwertende Wort Żyd auf den russischen Plakaten haben sie beunruhigt. Vielleicht war es die leichte Schattierung der polnischen und der west-ukrainischen Sprache, in der man für Juden kein anderes Wort hat als Żyd, das im Russischen so kränkend klingt. Es stand da noch etwas über Erschießung. Bei Zuwiderhandlung – Erschießung. Bei Entwendung von Gegenständen durch Juden – Erschießung. Also nur, wenn man sich nicht an die Regeln hielt.

In der Zeit, in der Babuschka ging, hätten Schlachten ausbrechen können, und Homer hätte begonnen, die Schiffe aufzuzählen.

Eine der ersten Geschichten, die meine Mutter mir vorgelesen hat und die sie mir danach, wer weiß warum, noch mehrmals nacherzählte, als ob in diesen Wiederholungen eine belehrende Kraft stecke, war die Geschichte von Achilles und seiner Ferse. Als seine Mutter ihn im Fluss der Unsterblichkeit badete und ihn dabei an der Ferse festhielt, sprach meine Mutter mit schmeichelnder Stimme, als ob die Geschichte schon zu Ende sei; sie hielt ihn an der Ferse, sagte sie, ich weiß nicht mehr, war es die linke oder die rechte - aber vielleicht hat sie das auch gar nicht erwähnt, und ich bin es, die sich damit beschäftigt, ob es die linke war oder die rechte, obwohl es überhaupt keine Rolle spielt.

Der Fluss war kalt, der Säugling schrie nicht, es war im Schattenreich und Alle glichen den Schatten, sogar der dicke Säugling sah aus, als wäre er ausgeschnitten aus Papier. Sie badete ihn im Fluss, erzählte meine Mutter, damit er unsterblich wurde, aber die Ferse hatte sie vergessen. Ich erinnere mich daran, wie mich an dieser Stelle die Angst jedes Mal so packte, dass meine Seele in die Fersen rutschte, wie man auf Russisch sagt, wenn man von Furcht ergriffen wird, vielleicht ist es sicherer für die Seele, wenn sie sich in die Fersen zurückzieht und dort bleibt, bis die Gefahr vorbei ist. In diesem Moment konnte ich mich nicht mehr bewegen und kaum noch atmen, ich wusste, dass die Ferse, die Achilles‘ Mutter hielt, etwas Unabwendbares verkörperte, etwas Verhängnisvolles. Ich dachte auch an den bösen Zauberer aus dem Märchen, Кощей Бессмертный, Koschej der Unsterbliche, der zwar sterblich war, aber sein Tod hockte in der Nadelspitze, die Nadel im Ei, das Ei in der Ente, die Ente wohnte auf der Eiche und die Eiche wuchs auf einer Insel, von der niemand wusste, wo sie ist. Und hier – eine nackte Ferse! Ich sah den Schatten meiner Mutter an der Wand, der wie eine Gestalt auf einer Terrakotta-Amphore aussah, ich dachte an die Mutter von Achilles, an den schwarzen Styx und an das dämmrige Schattenreich, dann an unseren breiten Fluss, den ich jeden Tag auf dem Weg zur Schule überquerte, an unser Schattenreich und wieder an meine Mutter, die die Geschichte vom schnellfüßigen Achilles unvorstellbar lang erzählte, episch und abschweifend, sie erzählte von Troja, von der Freundschaft mit Patroklos und vom Zorn. Sie stieß das Wort Zorn mehrmals aus, und zornig erzählte sie weiter, wie Achilles wegen seiner Freundschaft mit Patroklos starb, direkt in die Ferse von einem Pfeil getroffen, den Paris schoss und Apollon leitete. Ich verstand nicht, warum Apollon, Patron und Beschützer der Musen, diesen Pfeil an den Ort geleitet hat, wo in diesem Moment auch meine verängstigte Seele verweilte.

Und so wurde die Geschichte von Achilles zu meiner eigenen Blöße, zu meinem Schwachpunkt, denn meine Mutter hat mich in dieser Geschichte gebadet, im Fluss der Unsterblichkeit, als ob ich so den Schutz der Unsterblichen hätte erhalten können, aber meine Ferse hat sie vergessen, meine Ferse, wo meine Seele sich, geplagt von Angst und in Vorahnung eines Verhängnisses, zusammenrollte, und ich begriff, dass jeder eine Blöße haben muss, die Ferse, die Seele, der Tod, - der einzige Beweis der Unsterblichkeit, eigentlich.

Eigentlich waren die Transportmittel entscheidend. Wer konnte, floh aus Kiew. Als Semjon schrie, dass die Familie in 10 Minuten unten stehen solle, dort wo der Lastwagen wartete, stand der Fikus schon auf der Ladefläche. Der Nachbar hatte ihn, verwirrt von dem Durcheinander, da hingestellt, bereit zur Evakuierung. Auf der Ladefläche waren schon zwei Familien, Säcke, Koffer, Bündel, und eben der Fikus im Kübel, das Symbol von Heim und Herd. Für eine weitere Familie war kein Platz. Mit einem Ruck nahm Semjon den Fikus herunter und schob die Koffer auseinander, um Platz für seine Frau und seine beiden Söhne zu schaffen. So blieb der Fikus am Straßenrand der abschüssigen Luteranskaja uliza stehen.

Ich sehe die Blätter dieses Fikus, die nun, im Jahre 1941, im Takt der Weltereignisse nicken. Diesem Fikus verdanke ich mein Leben. Indirekt. Mein Vater – direkt.

Ich lese, was mein Vater über seine Evakuierung geschrieben hat. Alles stimmt, nur fehlt der Fikus, von dem er mir früher erzählt hatte. Alles ist heil und am richtigen Platz: ein verstörter kurzsichtiger Junge – mein zukünftiger Papa -, sein entschlossener Vater in der neuen Uniform, der Lastwagen, die Nachbarn, die Koffer, die Bündel, das Durcheinander, die Hast. Alles ist da. Nur der Fikus im Kübel fehlt. Als ich den Verlust feststelle, verliere ich den Boden unter den Füßen. Hebel und Fixpunkt meiner Geschichte sind weg.

Dabei sehe ich den Fikus deutlich vor mir: allein und verlassen vor dem Elternhaus meines Vaters. Seine Blätter zittern im Takt der einmarschierenden Wehrmacht. Wenn ich dieses Getrampel höre, zu dem man Schostakowitsch pfeifen könnte, begreife ich, dass mein Vater nur deshalb überlebt hat, weil der Fikus vom Lastwagen geräumt wurde. Natürlich musste man den Fikus wegräumen. Es wäre absurd gewesen, wenn statt des Jungen der Fikus evakuiert worden wäre. Aber in der Logik der damaligen Ereignisse hätte auch dies normal sein können. Allein die Vermutung, dass dieser kleine Junge durch eine zufällige, sei es sogar eine fiktive Verkettung von Umständen – stellen Sie sich das einmal vor – in Kiew hätte bleiben müssen, stellt meine Existenz in Frage, nimmt mir die Möglichkeit meiner Geschichte. Man verliert eine einzige Karte, und schon kann man nicht mehr weiterspielen.

Die Stammesbrüder dieses Jungen, die, die in der Stadt geblieben waren, obwohl, Stammesbrüder ist ein neutraler Begriff, lassen Sie uns Juden sagen, es ist einfacher, einfacher in dem Sinne, dass man es besser versteht, als ob man es besser verstehen könnte, aber es ist leider oder fatalerweise wirklich verständlicher, post factum natürlich, erst post factum, wenn man weiß, was danach passiert ist, aber wirklich gerechtfertigt wird das, was passiert ist, dadurch trotzdem nicht, also, die, die geblieben waren, wurden in Babij Jar zusammengetrieben, oder, wie meine Mutter schreibt, in BJ, als ob alle wüssten, was BJ bedeutet oder als ob sie diesen Ort wirklich, und ich meine wirklich, nicht beim vollen Namen nennen kann. Und dort wurden sie erschossen. Aber das wissen Sie bestimmt. Kiew ist von hier genauso weit entfernt wie Paris.  
Und jetzt weiß ich, wozu ich meinen Fikus brauche.

Papa, du hast den Fikus vergessen.  
Welchen Fikus? Ich erinnere mich an keinen Fikus. Koffer, Bündel, Säcke, Kisten. Aber ein Fikus?  
Papa, aber du hast mir doch von dem Fikus erzählt, der vom Lastwagen wieder heruntergenommen wurde.  
Was für ein Fikus? Ich erinnere mich nicht daran. Vielleicht habe ich das vergessen.

Ich war auf den Fikus fixiert, ich war fikussiert. Ich verstand nicht, wie man so etwas vergessen kann. Ich verstand nicht, was jemandem passiert sein musste, um so etwas zu vergessen.

Der Fikus scheint mir die Hauptfigur, ja, wenn nicht der Weltgeschichte, dann meiner Familiengeschichte zu sein. In meiner Fassung hat der Fikus das Leben meines Vaters gerettet. Doch wenn selbst mein Vater sich nicht mehr an den Fikus erinnern kann, dann hat es ihn vielleicht tatsächlich nicht gegeben. Als er mir von der Evakuierung erzählt hat, habe ich in meinem Bild möglicherweise die fehlenden Details in die Lücken des Straßenraums eingefügt.  
Gab es den Fikus, oder ist er eine Fiktion? Wurde die Fiktion aus dem Fikus geboren – oder umgekehrt? Vielleicht werde ich nie feststellen, ob der Fikus, der meinen Vater gerettet hat, überhaupt irgendwann existierte.

Ich rufe meinen Vater an, und er tröstet mich.

Sogar wenn er nicht existiert hat, sagen solche Fehlleistungen manchmal mehr aus als eine penibel geführte Bestandsaufnahme. Manchmal ist es gerade die Prise Dichtung, welche die Erinnerung wahrheitsgetreu macht.

So wurde mein fiktiver Fikus als literarischer Gegenstand rehabilitiert.  
Noch keine Woche ist vergangen, als mein Vater zu mir sagt: Ich glaube, ich erinnere mich an einen Fikus. Vielleicht. Oder habe ich den Fikus jetzt von dir?

Wenn mein Großvater diesen fragwürdigen Fikus nicht von der Ladefläche heruntergenommen hätte, hätte der neunjährige Junge, der später mein Vater wurde, keinen Platz in der Arche des Lastwagens bekommen, wäre er nicht auf die Liste der Überlebenden geraten, würde ich nicht existieren. Da es keinen Fikus gegeben hat, es uns aber gibt, bedeutet dies, dass es ihn doch gegeben hat, oder auf jeden Fall muss es ihn gegeben haben, denn wenn es ihn nicht gegeben hätte, gäbe es kein uns, wir hätten uns nicht retten können, ich sage wir und meine meinen Vater, denn wenn mein Vater nicht gerettet worden wäre, wie hätte er sich sonst an den Fikus erinnern können, und wie hätte er zuvor diesen Fikus vergessen können? Es hat sich also herausgestellt oder es könnte sich herausstellen, dass wir unser Leben einer Fiktion verdanken.

Cherr Offizehr, begann Babuschka mit ihrem unverkennbaren Anhauch, überzeugt davon, sie spreche Deutsch: Zeyn Zi so fayn, sagen Sie mir, was zoll ick denn machen? Ikh hob di plakatn gezen mit instruktzies far yidn, aber ich kann nicht so gut laufen, ikh kann loyfn azoy schnel.

Sie wurde auf der Stelle erschossen, mit nachlässiger Routine, ohne dass das Gespräch unterbrochen wurde, ohne sich ganz umzudrehen, ganz nebenbei. Oder nein, nein. Vielleicht fragte sie: Seien Sie so nett, Cherr Offizehr, sagen Sie bitte, wie kommt man nach Babij Jar? Das konnte doch wirklich lästig sein. Wer mag das schon, auf dumme Fragen antworten zu müssen?

Ich beobachte diese Szene wie Gott aus dem Fenster des gegenüberliegenden Hauses. Vielleicht schreibt man so Romane. Oder auch Märchen. Ich sitze oben, ich sehe alles! Manchmal fasse ich mir ein Herz und komme näher heran und stelle mich hinter den Rücken des Offiziers, um das Gespräch zu belauschen. Warum stehen sie mit dem Rücken zu mir? Ich gehe um sie herum und sehe nur ihre Rücken. So sehr ich mich bemühe, ihre Gesichter zu sehen, in ihre Gesichter zu schauen – von Babuschka und von dem Offizier – wie sehr ich mich auch strecke, um sie anzuschauen und alle Muskeln meines Gedächtnisses, meiner Phantasie und meiner Intuition anspanne – es geht nicht. Ich sehe die Gesichter nicht. Verstehe nicht, und die Historiker schweigen.

Woher kenne ich diese Geschichte in ihren Einzelheiten? Wo habe ich ihr gelauscht? Wer flüstert uns Geschichten ein, für die es keine Zeugen gibt, und wozu? Ist es wichtig, dass diese Alte die Babuschka meines Vaters ist? Und was, wenn sie nie seine Lieblingsoma war?

Für diese Geschichte aber fanden sich tatsächlich Zeugen. 1948 kehrte die Familie nach Kiew zurück - sieben Jahre nach ihrer Datscha-artigen Evakuierung, nach Aufenthalten in Rostow, Aschchabad und mehreren Jahren in Barnaul im Altai-Gebiet. Das Haus auf der Engelsstraße war zerstört wie auch das gesamte Viertel. Vom Haus war nur eine Schachtel, ein Gerippe geblieben. Auf dem Balkon des fünften Stocks stand ein Bett, aber es führte kein Weg mehr zu ihm. Das Innere des Hauses war komplett weg, ebenso die Treppe. Auf einem deutschen Luftbild vom November 1941 kann man dieses Bett sehen, auf dem sich mein neunjähriger Vater noch im ersten Kriegssommer gesonnt hatte.

In Romanen treffen Opfer und Henker häufig in luftleeren Räumen aufeinander, als ob sie die einzigen Menschen auf der Welt wären, dazu verdammt, die ihnen zugeschriebenen Rollen zu erfüllen. Als Vielleicht Esther einsam gegen die Zeit lief, gab es in unserer Geschichte eine ganze Menge unsichtbarer Zeugen: Passanten, Verkäuferinnen in der Bäckerei drei Treppenstufen tiefer und Nachbarn hinter den Vorhängen dieser dicht bewohnten Straße, eine nirgendwo erwähnte, gesichtslose, anonyme Masse für die großen Flüchtlingszüge, Ermordungen und anderen Massenszenen der Kriegs- und Friedenszeiten. Sie sind die letzten Erzähler. Wohin sind sie alle umgezogen?

Mein Großvater Semjon suchte lange nach jemandem, der etwas über Babuschka wusste. Es war der Hausmeister des nicht mehr existierenden Hauses, der ihm alles erzählte. Es scheint mir, dass an diesem 29. September 1941 jemand am Fenster gestanden hat. Vielleicht.

Olga Martynova  
Ich werde sagen: »Hi!«, 2012

1.

Ich werde sagen: „Hi...“, dachte Moritz.

Ein dunkles Mädchen. Schwarze Fischchenkontur um jedes Auge. Schweres Haar hinter den Ohren. Pony bis zur Mitte der Stirn. Der Hals ist etwas kurz geraten, sodass die Schultern unsicher hochgezogen scheinen und das Lächeln ebenso unsicher wirkt. Gelenke schmal, Arm- und Knöchelreifen bunt –Moritz zerlegte das Bild in Einzelteile, um es besser festhalten zu können: Ein unsichtbares Mädchen, das über die Straßen des Städtchens lief, in dem Tante Anita lebte. Tante Anita ging die Treppe herunter, öffnete die Tür in den Garten, um die warme und stickige Blütenluft ins kühle Haus zu lassen, und legte ein Blatt Papier vor Moritz auf den Küchentisch: „Sag mal, was besser ist: ‚Sie’ oder ‚Du’? Wir führen ein neues Produkt ein (coproduction mit unserem amerikanischen Partner). Ich muss die Übersetzung für den Flyer freigeben.“ Moritz las den Text und sagte: „Mach ‚Du’. Das ist vertraulicher“. Anita las vor, bei jedem “Du” oder “Sie” zeichnete sie sich ein Luftkomma hinter das Ohr, um eine akazienhonigfarbene Haarsträhne zu richten:„Wer kennt das nicht: Ein Kollege mit Mundgeruch macht den Büroalltag zur Qual. Eine zu laut sprechende Mitfahrerin im Zug verdirbt die Urlaubsvorfreude. Noch schlimmer ist es, wenn Sie (wenn du) im engen Freundeskreis oder gar in der eigenen Familie eine Person nicht leiden kannst. Man muss das ändern. Aber wie? Es liegt an IHNEN (an DIR). Du musst lernen, deinen Nächsten zu akzeptieren (sag mal, vielleicht besser: ‚deinen Nächsten zu lieben’?). Wir bieten ein Training für Menschen, die ihre Antipathien und Aversionen endlich überwinden möchten. Diskret und zuverlässig. Überzeugen Sie sich selbst: Sie werden ein glücklicherer Mensch!Ich weiß nicht, ich werde den Chef fragen. Oder den Pfarrer, er wollte den Flyer in der Kirche auslegen. OK. Was wirst du heute machen?“, sagte Anita.„Ich nehme das Rad und fahre in die Stadt. Eis essen und so“, sagte Moritz.

Er dachte wieder an das unsichtbare dunkle Mädchen, weil erstens ein gleiches, aber sichtbares, ihm eben sein Eis verkauft hatte. Das Mädchen war aus dem lichtlosen Schlauch der Eisdiele hinter der riesigen Wasserfarbenbox der von der Sonne beleuchteten Eistheke erschienen. In einem breit gestreiften Sommerkleid, in jedem Streifen ein Muster aus Vogelflügeln und -köpfen. Und zweitens, weil er mit dem Eis in der Hand vor der Gedenktafel stand, die erzählte, dass in diesem Haus vor hundertfünfunddreißig Jahren ein Kunst- und Kulturliebhaberverein gegründet worden sei, mit der Absicht, eine altägyptische Mumie für die hiesige historische Kunstsammlung zu erwerben. Leider sei die erfolgreich aus einem fernen Land herbeigeschaffte und dem „Natur- und Kunstmuseum“ anvertraute Mumie später den alliierten Bomben zum Opfer gefallen.

Man kann auch zweimal am Tag Eis essen, oder? Die Ähnlichkeit des Eis-Mädchens mit Figuren auf altägyptischen Sarkophagen ließ Moritz nicht los. Das unsichere Lächeln. Kleine, runde Ohren vor dem Haar, das schwarz ist und glänzt wie die frisch gefirnissten Fachwerkbalken am Haus mit der Tafel. Ein leichter

Vogelknochenkörper, der einer Pharaonentochter womöglich, der Jahrtausende überdauert hatte, um im barbarischen Norden mit Himmelsfeuer bis zum endgültigen Verschwinden bespuckt zu werden. Ich nehme eine andere Sorte, ich werde sagen: „Hi, das Eis war ...“ Nein, das ist blöd, ich werde sagen: „Hi...“

Das Fachwerkhaus mit seinen Inschriften und Schnitzereien war im Frühjahr fünfundvierzig als einziges auf diesem Platz heil geblieben und glich nun einem alten Zahn zwischen frischen Kronen und Brücken, dachte Moritz unter dem Eindruck des Abendbrots vom Vortag, das von einem munteren Tischgespräch über Kronen und Brücken begleitet worden war, weil Tante Anita und Onkel Robert anlässlich Onkel Roberts neuer Zähne Meinungsverschiedenheiten hatten. Es war im späten Mittelalter ein Apotheker-Haus, eines der prächtigsten Gebäude des Städtchens, und heute ein Museum. Da war auch der Raum zu besichtigen, in dem die feierliche Auswicklung stattgefunden hatte, geleitet von einem angesehenen Ägyptologen. Die in den Leinenschichten gefundenen Ölfläschchen, Fayenceperlen und Mistkäfer aus Türkis waren in der Bombennacht ebenso vernichtet worden. Auch die Papyrusrollen mit einem Unterweltführer, mit den Namen der Unterweltrichter und mit den Rechtfertigungsworten, die das Mädchen vor ihnen zu sagen hatte.

2.

Es war einmal ein kleiner Moritz, dachte Moritz, als er die matten, dichten und rosagrün gestreiften Strümpfe seiner Tante sah. Eines Tages, dachte Moritz, sah der kleine Moritz die golden gleißenden hauchdünnen Strümpfe seiner Tante Anita. Wie alt war er? – Nicht viel älter als vier. Das Gefunkel stimmte ihn fröhlich, er lachte und klatschte und schmiegte sich an ihr Bein. Die Oberfläche erwies sich als unangenehm, feingrießig und kratzig. Anita lachte, wodurch die Muskeln ihres Beines fester wurden, und sagte zu Moritz’ Mutter, ihrer kleinen Schwester: „Strümpfe haben doch etwas an sich, was? Sie locken die Jungs einfach herbei, sogar die Knirpse.“ Die Begeisterung, die der Seidenglanz in ihm geweckt hatte, wurde ihm peinlich. Er fühlte sich angegriffen und gekränkt, ohne zu ahnen, warum sie lachte. Oder doch? Wie auch immer. Seitdem wich er Anitas Berührungen aus. Wohl aus Rache. Aber seine Aufmerksamkeit folgte ihrem Parfum, wie ein Straßenkater dem Selchwurstgeruch aus einer Einkaufstasche folgt, bis diese im Kofferraum verschwindet und anstelle des Kofferraums eine Auspuffwolke bleibt. Die übliche erste Ferienwoche bei Anita und Robert begann gestern. Das hieß: tagsüber rumhängen, am Abend Bier mit Robert trinken, morgens die Wespen beobachten, die durch die offene Tür aus dem Garten zufliegen und am Frühstück teilhaben wollen, Anita sagen hören: „Scheißviecher! Passt auf!“. Die Holunderblüten riechen nach Sperma, Anitas Parfum riecht nach Kindheit.

„Da hatte ich keine Zeit für“, sagte Anita.

„Na, wenn man immer am Telefon hängt“, sagte Robert.

„Ich hänge nicht am Telefon“, sagte Anita.

„Und mit wem hast du gestern den ganzen Nachmittag telefoniert?“, sagte Robert.„Na mit dir“, sagte Anita.

„Und warum war es besetzt?“, sagte Robert.„Ich habe sonst nicht telefoniert“, sagte Anita.

„Und mit wem hast du gesprochen?“, sagte Robert.

„Mit dir, sage ich doch“, sagte Anita.

„Nein, warum bin ich nicht durchgekommen?“, sagte Robert.

„Ich habe nur mit dir gesprochen“, sagte Anita.

„Bring deinen grünen Anzug zur Reinigung“, sagte Anita.

„Du hast heute deine Tochter zu Mittag eingeladen, vergiss es nicht, und geht nicht in die ‚Blume’, sie lassen einen immer lange warten, geht ins ‚La Mama’ oder so“, sagte Anita.

„Nimm einen Regenschirm mit, sie haben gesagt, es wird heute regnen“, sagte Anita.„Die Gartentür quietscht, sag Rami, er soll sie ölen“, sagte Anita.Robert trank den letzten Schluck Kaffee, nahm das Paket mit dem grünen Anzug, griff einen Regenschirm und ging.

„Vergiss deinen Schnauzbart nicht“, sagte Moritz sehr leise. Anita nahm das Telefon, wählte und ging nach oben. Je weiter sie sich entfernte, desto klangvoller war ihr Lachen.

Ein Austauschschüler aus Amerika, der vorhatte, creative writing zu studieren, hielt es für schick, mit der Hand auf Papier zu schreiben. Moritz hatte sich von dem knochigen Amerikaner mit kleinem blauem Hut auf einer unscharfen Menge eng geringelten Haars und mit verschiedengroßen Moleskin-Heftchen in der Hängetasche beeindrucken lassen: Obwohl ihm sein Vater ein iPad zum Geburtstag geschenkt hatte und ihn seitdem jedes Mal fragte, ob ihm das Ding gefalle, nahm er sein papierenes Notizbuch und schrieb sehr langsam, um die Notizen später entziffern zu können:

HÄTTE ADAM EVA GELIEBT, WÄRE NICHTS PASSIERT

Hätte Adam Eva geliebt, wäre nichts passiert. Aber Adam liebte Eva nicht. Sie war eine ihm vom Herrn gegebene Frau. So eine Frau, die alles mit einem teilt, die das Leben managt, sich kümmert. Eine Frau, die sagt: „Lass endlich mal dein Rad reparieren!“ Man nimmt dann das Rad und bringt es in die Werkstatt. Oder sie sagt: „Du, nächste Woche hat Deine Kusine Anke Geburtstag. Wir müssen ihr einen Blumenstrauß schicken. Oder nein, eine Postkarte reicht, sie hat dir ja letztes Jahr auch nichts geschenkt. Schicken wir ihr eine Postkarte.“ Man nickt, und die Sache ist erledigt.

Hätte Adam Eva geliebt, hätte er anders reagiert, als sie ihm sagte: „Schau, eine Frucht. Schmeckt auch. Koste mal, hat mir ein Kerl von nebenan gegeben.“ Was tat Adam? Er kostete, klar, warum nicht. Er war nicht wählerisch und aß alles, was sie ihm auftischte.

Hätte Adam Eva geliebt, hätte er sich gefragt: „Von was für einem von nebenan bekommt meine Frau Geschenke?“

„Eva“, hätte er gesagt, „bring das Ding sofort zurück und sprich nie wieder mit dem Typen von nebenan.“ „Mensch,“ hätte Eva gesagt, „er ist so ein netter, ein Engel von einem Wurm!“ „WURM?!“, hätte Adam gesagt. Und er hätte den Feind erkannt und erschlagen.

„Wer schreiben will, muss lesen,“ hatte der Leiter einer Schülerschreibwerkstatt gesagt, „wer zum Beispiel die Bibel nicht gelesen hat, hat vieles verpasst, wer Fabulieren lernen will, kann es von der Bibel lernen“, und Moritz dachte damals, er habe zu wenig im Religionsunterricht mitbekommen, und begann das Buch zu lesen. Er las Genesis und Exodus und blieb in Levitikus stecken, Numeri waren nicht spannender, auch Deuteronomium nicht. Er las Kohelet und Hohes Lied und ließ es damit gut sein.

Moritz schlug sein Notizbuch zu und radelte in die Stadt, Eis essen. Nicht weit vom Fahrradständer ragte aus dem Katzenkopfpflaster der glatte schwarze Stein, dessen Inschrift er genauso gut kannte wie die Geschichte der Mumienfreunde: Es habe an dieser Stelle eine Synagoge gestanden, die es seit dem 9. November 1938 nicht mehr gebe, wobei die Beziehung der jüdischen und nichtjüdischen Stadtbürger ansonsten vorzüglich gewesen sei. Ich werde sagen: „Hi, was soll ich heute nehmen?“, nein, ich werde sagen: „Hi, wie heißt du?“ Nein, auch nicht, dachte Moritz.

3.

Heute war Anita früher weg als Robert. Enger Rock bis zur Kniemitte, enges kurzes Jackett, Stöckelschuhe, schwarze Strümpfe, das heute rote Haar hochgesteckt: Dienstag ist Anitas Bürotag. Ihr Chef hat fünf Sekretärinnen, eine für jeden Wochentag. Er wolle kein erschöpftes Arbeitsvieh sehen, sondern eine zufriedene, gebildete Frau, die aus Langeweile einen Tag in der Woche arbeitet, die ansonsten erwachsene Kinder und einen wohlhabenden Mann hat, dem sie zeigen will, dass sie Wichtigeres zu tun hat als ihm das Frühstücksbrötchen zu schmieren (so ungefähr hat Moritz’ Mutter das dargestellt). Sie ging, sagte nur noch, dass es zum Frühstück keine Gurken und Tomaten gebe, weil man nun kein rohes Gemüse essen dürfe, bis auf weiteres, so sei die Meldung des Robert-Koch-Instituts gewesen. „Dr. Koch hat befohlen, alles zu kochen. Dr. Händewasch hat befohlen, vor dem Essen Hände zu waschen“, sagte Moritz. „Die Gartentür quietscht, sag Rami, dass er sie ölt. Oder hast du schon?“, sagte Anita noch zu Robert.Der Duft ihres Parfums mischte sich mit den Holunderblüten aus dem Garten.Die Montagssekretärin hatte BWL studiert und ordnete die Papiere in diesem Sinne. Anita konnte Englisch, Spanisch und Französisch und war für Telefonate und Korrespondenz mit dem Ausland zuständig. Die vom Mittwoch war Altphilologin und verfasste eloquente Reden mit angeberischen Zitaten. Von der Donnerstagsdame wusste Moritz nicht mehr, was sie konnte. Die vom Freitag war eine Sportlerin und ihre Kompetenz war das Fitnessprogramm fürs Wochenende. Ein Arbeitsvieh gab es allerdings auch, das all das beherrschte plus jeden Tag den alltäglichen Kram erledigte. Sie hasste die anderen fünf und war in den Chef verliebt.

Robert tat seine Zeitung in den Papierkorb und las lächelnd die SMS, von denen er beim Frühstück gesagt hatte, sie seien von seinem Mobilfunkanbieter. Dann trank er den letzten Schluck Kaffee und sagte, immer noch woanders hin lächelnd: „Er spinnt, Anitas Chef. Wir waren auf einer Betriebsfeier, keine Tischordnung, aber nach jedem Gang stehen alle auf und tauschen die Plätze: über Kreuz, die einen im Uhrzeigersinn, die anderen umgekehrt. Damit alle mit allen in Kontakt kommen. OK jetzt, ich muss los. Was machst du heute? Wenn du noch da bist, sag Rami von der Gartentür, dass sie quietscht“, sagte Robert und ging, an den Neffen seiner Frau mit jenem solidarischen Mitgefühl denkend, das erwachsene Männer für männliche Heranwachsende aufbringen.

Ich werde sagen: „Hi...“, dachte Moritz und stockte. Er sah die von Robert offen gelassene Gartentür und begriff, dass sie ihm den Weg versperrte. Würde er jetzt gehen, ohne Rami Bescheid zu geben, wäre ihm den ganzen Tag mulmig zumute. „Unrast und Unruh – und raus bist Du! Nein: Ohne Rast und ohne Ruh – und raus bist du!“, murmelte Moritz. Du Idiot, sagte er sich, niemand erwartet, dass du wartest, bis Rami mit seinem Rasenmäher kommt, niemanden interessiert die blöde Tür wirklich, außer dir.

Na gut. Vor hundertfünfunddreißig Jahren haben sich die Bewohner dieser Stadt gesagt: „Es ist eine Schande, dass wir in der ganzen Gegend (und wir sind nicht die Ärmsten!) keine altägyptische Mumie haben.“ Moritz nimmt sein iPhone (Stiefvaters Geschenk zum Geburtstag) und googelt, was sie damals alles anhatten: die Damen mit der ab der hohen Brust streng nach unten fallenden Körperlinie vorne und mit dem abstehenden Tournüre-Hintern, sodass sie im Stehen Stühlen ähnelten (der Hintern als Sitzfläche); die Herren in Gehrock und Melone. Die Stuhldamen und die Herren mit den Uhrkettenwasserfällchen an den Westentaschen (oder waren das Monokelketten?) gründeten also einen Verein, dessen Zweck das Sammeln der Mittel für den Erwerb einer Mumie war. Auch die aufgeklärten und emanzipierten Juden der Stadt unterstützten diese Idee mit reichlich Geld und Begeisterung. Passen sie in diese Geschichte? Gut, warum nicht, dachte Moritz, alle Menschen wurden Brüder.

Schade, dachte er außerdem, dass diese Geschichte nicht zur Zeit von E.T.A. Hoffmann passierte, was der alles daraus hätte machen können, halt, das wäre doch was für den nächsten Kurzdramenwettbewerb, dachte Moritz, und schrieb:Handelnde Personen:Mumie: ein Mädchen, fünfzehn, höchstens sechzehn Jahre alt. Mit großen Haselnussaugen (er strich die Haselnussaugen). Mit zu den Schläfen gezogenen Augen. Nein, auch das nicht.

Ach was, dachte Moritz, ich lasse für Rami einen Zettel da. Kann er Deutsch lesen? Und wie soll ich schreiben? „Sehr geehrter Herr Rami ...“ Das ist doof. Wie ist denn der Nachname? Moritz öffnete und schloss die Gartentür und hörte zu, wie sie quietschte, während das Eis-Mädchen ihre Sachen packte, vom Geschrei der Geschwister genervt. Ihr Ferienjob war zu Ende, die Ferien noch nicht, drei Wochen Kopftuchtragen und zweimal Flugangst. Der Vater musste nur noch ein paar Rasen mähen.

4.

Moritz radelte einen Bach entlang, rosa-grün die blühenden Büsche, hechtgrau das Wasser, das alte Rad quietschte lauter als die Frösche und Heupferdchen. Ich werde sagen, dachte er, dachte aber gleich an das andere Mädchen: an das nur für ihn sichtbare, unsichere, unsichtbare.

Sie kommt in einem schmalen Kahn über einen grau glänzenden Bach, schmächtig, schüchtern, die Schultern hochgezogen. Ich werde sagen, denkt sie, wenn ich endlich vor dem Lichttor stehen werde: „Hi, ich kam über viele Wege ...“ Sie kommt aus der Lichtlosigkeit und gelangt zum Tor, das offen ist, ihr aber den Weg versperrt, jetzt, wo sie fast am Ziel ihrer Fahrt ist. Ihr Herz schwimmt herauf und versperrt ihr den Atem, sie sagt trotzdem: „Hi, ich kam über viele Wege. Die Brote, die man mir auf den Weg mitgegeben hatte, damit ich nicht vergesse, was Hunger ist, wurden mir weggenommen. Der Wein, den man mir auf den Weg mitgegeben hatte, damit ich nicht vergesse, was Rausch ist, wurde mir weggenommen. Der Papyrus, den man mir für den Weg mitgegeben hatte, damit ich nicht vergesse, wie meine Richter heißen, wurde mir weggenommen. Der Schmuck, den man mir auf den Weg mitgegeben hatte, damit ich nicht vergesse, dass ich Königstochter bin, wurde mir weggenommen. Mein Bildnis, das man mir auf den Weg mitgegeben hatte, damit ich nicht vergesse, wie ich aussehe, wurde mir weggenommen. Die Himmelsschlangen bespuckten mich. Aber mir wurde ein Schreiber geschickt, der mein Gesicht erkannte. Ich kann mich an die Namen der 11 Götter erinnern“ (sie stockt), „und an die der 42 Götter. Ich bin nicht schuldig.“ Das Tor entspannt seine Luftsperre und sie entkommt den Gassen des Städtchens, in das sie, als sie auf ihrem langen Weg zu ihren Richtern war, für die Kunst- und Kulturliebhaber verschleppt wurde.

5.

Moritz radelte in die Stadt, entschieden und entschlossen. Die Eisdiele war leer, aus dem länglichen Dunkel hinter der Wasserfarbentheke erschien eine fröhliche dicke Tante, die Moritz kannte, seit er denken konnte, und schaute ihn fragend an. „Äh“, sagte Moritz. „Grüß Gott“, sagte er und fuhr weiter. Sein Magen freute sich heimlich über das Ausbleiben des Eises.

6.

Die Mädchen, die einander gleichen, reihen sich die Museenwände entlang und lächeln unsicher, die Schultern hochgezogen, die Streifen ihrer Kleider sind mit den Namen ihrer Richter beschrieben. Und von uns bleibt nichts. Alle unsere Datenträger sind viel fragiler als Pergament, Papyrus und Papier, die schon viel anfälliger als Ton und Stein waren, dachte Moritz, stieg vom Rad und schrieb das auf, in sein Notizbuch mit grauem handgeschöpftem Papier.

7.„Das ist eine Schande, sie hängen ihre Wäsche einfach auf den Balkons zum Trocknen auf und ihre Teppiche breiten sie auf den Gehsteigen zum Waschen aus, eine Balkanisierung unserer Städte ist das. Das ist es, eine Balkanisierung! Und sie klopfen ihre Läufer einfach aus dem Fenster aus!“ Mit dieser Kunde erschien Robert zum Abendbrot.

„Lass die Leute leben, wie sie wollen“, sagte Anita.„Ich lasse sie leben, wie sie wollen, keine Frage, aber nur solange sie mit ihrem Leben das meine nicht stören“, sagte Robert.„Was stören sie dich, du siehst sie kaum“, sagte Anita.„Na eben! Ich fahre nur ungern in die Innenstadt, weil sie dort alles balkanisiert haben“, sagte Robert.

„Quatsch“, sagte Anita.

„Du musst mal mittags in die Stadt fahren und selber sehen“, sagte Robert.

„Da habe ich keine Zeit für“, sagte Anita.

„Na, wenn man immer am Telefon hängt“, sagte Robert.

„Ich hänge nicht am Telefon“, sagte Anita.

„Und mit wem hast du gesprochen?“ sagte Robert.

„Mit dir“, sagte Anita.

Nachts konnte Moritz nicht schlafen, weil ihm eine Geschichte einfiel, die weiterzudenken er nicht aufhören konnte, die aufzuschreiben er aber zu müde war:Aus einem Fenster in der ersten Etage eines Innenstadthauses hängte ein Türke einen Läufer und begann ihn in weitschweifigen Bewegungen auszuschütteln.Aus dem Fenster in der zweiten Etage desselben Hauses guckte ein Serbe heraus und hängte seinen schweißgetränkten Jogginganzug zum Lüften. Der Gestank strich um alle Gegenstände, die unvorsichtig draußen platziert worden waren, auch um die frisch gewaschenen Höschen, Büstenhalter und Unterhemden einer alten Bulgarin, die im dritten Stock einen Balkon besaß, wo ihre Unterwäsche zum Trocknen flatterte.

Ein Grieche aus dem vierten Stock goss die an der Brüstung seines französischen Fensters befestigten und von Dr. Koch untersagten Gurken- und Tomatenpflanzen. Das überflüssige Wasser strömte nach unten, und die Wäsche wurde wieder nass.Ein Albaner darüber hängte aus dem kleinen Fensterchen seinen kleinen bunten Teppich, der ihn an seine kleine liebe Heimat erinnerte, und klopfte ihn aus.Auf dem Außensims der Dachwohnung legte ein Ägypter schmale Papyrusstreifen zum Trocknen hin, die er mit bunten schakal- und pavianköpfigen Menschen bemalt hatte, um sie am nächsten Tag auf dem Flohmarkt zu verkaufen. Am Rande jedes Streifens waren winzige Kähne mit Pharaonentöchtern gezeichnet, die in die taufeuchte Luft glitten und in der Ferne verschwanden. Der Ägypter dachte, die schlechte Farbe sei schuld, dass nach dem Trocknen keine Kähne mehr zu sehen waren, und schimpfte auf die deutschen Farbenhersteller.Mein Onkel Robert wohnte im Erdgeschoss. Während er auf seiner Terrasse seine Guten-Morgen-Zigarette rauchte, wurde er zu dem nach Schweiß riechenden, begossenen Staubsack, der er bis heute geblieben ist, -

Oder ist „der er bis heute geblieben ist“ überflüssig? – dachte Moritz und schlief endlich ein.¨

Nina Bußmann  
Große Ferien, 2011

Man sieht nicht, wie das Kraut wächst. Über Nacht ist es da. Auf Wiesen, Schuttfluren, Triften recken die Kriechpioniere ihre Ausläufer, meterlange, am Boden niederliegende Stängel. Sie wurzeln an den Knoten, sie fassen Fuß in jedem Winkel, der ihnen auch nur halbwegs zusagt. Ameisen tragen die Früchte fort. Durch die Schonung am Hang in die Siedlung hinein, in Hecken, Beete, Rollrasen, bis hinab in den nie besonnten Schacht vor dem Garagentor am unteren Ende der Auffahrtsrampe, in die Ritzen zwischen feuchten Steinen, wo die Regenkette neben dem Ablassgitter sich zum Nest verschlingt. Handtief langen die Wurzeln des Fingerkrauts in die Fugen zwischen den Pflasterplatten hinein. Einige wehren sich mit Gift gegen den unerwünschten Bewuchs, viele greifen zu Gasbrennern, armschlanken Apparaten, sie töten das Grün eilends ab, ohne dass man sich auch nur bücken muss. Das sieht schön aus, schön und vornehm. Auf Dauer wirksam ist es nicht. Schramm scharrte. Er hieb die Spitzhacke tief in die Ritzen, bis er die Stränge der Wurzeln zu fassen bekam, und lockerte sie in kleinen, wiederholten Bewegungen, einem Stochern und Hebeln. Ganze Pflanzkörper konnte er dann schon mit den Fingern herauszupfen, fester verhaftete mit einem Stück gebogenen Drahts heranholen; zuletzt schabte er abgeschnittene Wurzelhärchen aus den Fugen.

Er hatte sich die ganze Auffahrt vorgenommen. Gut drei Tage würde er daran zu tun haben, wahrscheinlich mehr. Zu Störungen käme es von allein. Und er war nicht mehr der Kräftigste. Selbst wenn es ihn packte, wenn er das Werkzeug gar nicht mehr aus der Hand legen wollte und zeitweilig glaubte, alles könne gelingen, selbst und gerade dann durfte er sich nicht vergessen. Er hatte es schon einmal übertrieben, es sollte nicht noch einmal passieren. Es war zu lächerlich. Er hatte dreißig Jahre lang gearbeitet, er hatte keinen Tag gefehlt. Das war nur der Anfang, scherzte er, den Becher in die Runde hebend, als es im Lehrerzimmer eine kleine Feierlichkeit zum Anlass gab: Mich werdet ihr so schnell nicht los, sagte Schramm, Sie können ja gar nicht ohne, meinte ein anderer.

Solche hatte es immer gegeben. Aber wenn sich die Kollegen kurz vor Weihnachten und am Schuljahresende beim Griechen zum Trinken getroffen hatten, war Schramm immer mit dabei gewesen. Beim letzten Mal war er geblieben bis in die Morgenstunden, war wie alles um ihn her immer noch heiterer geworden, bis er die Dinge doppelt sah. Verlierst du denn niemals die Fassung, fragte die Referendarin und stützte ihren Kopf in die Hand, um ihn von unten her anzusehen. Schramm schlug mit der Klinge des Werkzeugs gegen die Pflastersteine, dass es Funken gab. Dabei konnte er mit sich zufrieden sein. Bald hatte er die erste Reihe beendet, und die erste ist die schwierigste. Fast war er angelangt bei dem Fleckchen ebener Erde vor der Grasböschung, wo die Clematis wuchs, ihre Trugdolden filzig in seinen Nacken welken ließ, die Stiele um die Drähte wand, die Schramm gespannt hatte für sie.

Klassenführung ist kein Hexenwerk, sagte er zur Referendarin, und es wurde wieder vernünftig um ihn: Bei der Sache sein muss einer, muss wissen, wo er steht und welcher Schritt als nächstes zu tun ist. Kinder riechen den Braten, sie wissen, hob er an, wenn einer sich seiner Sache nicht sicher ist, nicht weiß, wo es als nächstes, weißt du eigentlich, wie sie dich nennen, fragte sie und barg ihren Mund hinter der Faust, blinzelte hinauf zu ihm mit kurzen, kittschweren Wimpern, die zerbröckelten zu Rußsplittern auf ihr Tränenbein. Weißt du, wie sie dich nennen! Was sie das kümmerte, hätte er fragen müssen. Zumindest fiel in keiner seiner Stunden ein lautes Wort. Und als einmal etwas geschehen war, hatte er von sich aus einen klaren Schnitt gesetzt.

Es stimmt nicht, dass einem die Decke auf den Kopf und man selbst in eine Leere stürzt, wenn die gewohnten Pflichten wegfallen vom einen auf den anderen Tag; dass man vom einen ins andere Zimmer schleicht und nicht hört, wie man anfängt, das Wort an sich selbst zu richten, vergreist, froh und dankbar, wenn der Anruf einer Firma kommt, eine Meinung zu erfragen, einen Verkauf zu tun. So weit braucht es nicht zu kommen. Einen Rhythmus müssen die Tage haben, Anfang und Ende und immer die gleiche Form, eine Form, die man mit beiden Händen packen kann. Das ist nicht langweilig, das ist nur nützlich, wenn man sich auf eine Aufgabe konzentrieren muss. Und alles, was lebt, hat seine Aufgabe, an der es sich schließlich zerreibt. Wenn Schramm Bier kaufte, musste keiner seine Schlüsse ziehen, das Bier war für die Schnecken gedacht. Es gab zu viele davon. Entlang der Grasgrenze glitzerten ihre Spuren, ihre schwingend an den Spitzen der Halme entlang gesponnenen Fäden, verfangen in den Poren des Betons. Einmal in der Kindheit hatte er einen ganzen Ballen von ihnen gefunden, in dem Winkel des Gartens, wo er sich als Junge so gern aufgehalten hatte, hinter dem vom Vater bei irgendeiner angefangenen Arbeit angelegten Erdhügel. Schaum schwitzend, ästen sie am verendeten Käfer, eng um seinen Panzer geschmiegt, bloß noch die Enden seines Geweihs staken aus dem Haufen hervor. Eine Umhegung gebaut hatte Schramm, Stöcke und Steine geschichtet, dicht aneinander gelegt, in der festen Annahme, die Tiere blieben, wenn man ihn wieder ins Haus geholt hätte, wenigstens bis zum nächsten Morgen an ihrem Platz. Aber sie verkrochen sich am Tag und fraßen in der Nacht, sie suchten und fanden die jüngsten Pflanzen und richteten Schaden an. Er streute Linien aus Kalk zur Abwehr, er stellte täglich neue Fallen auf. Frisch musste es sein, frisches dunkles Bier, damit es sie machtvoll anlockte und sie ertranken darin.

Er werde seine Gründe haben, hieß es über Schramm, das wusste er, wusste, wer auf ihn zeigte im Vorübergehen, wenn er über einer Arbeit kauerte, hockte oder kniete, aber er konnte sich nicht auch noch darum kümmern, wie man ihn sah. Leicht, sich herzuleiten, warum es Miss trauen erregt, wenn einer mit Sorgfalt vorgeht. Wiederum drängte sich als Beispiel Waidschmidt auf. Man konnte über Waidschmidt sagen, was man wollte, mögen musste man ihn gewiss nicht. Er war, in aller ausge stellten Askese, ein durch und durch verzogener Junge gewesen, berechnend und keiner menschlichen Regung fähig. Aber das durfte nur einer sagen, der ihn kannte, die allermeisten wussten so gut wie nichts über ihn. So sehr gespottet und sogar geklagt wurde, selbst von den Lehrern geklagt wurde über seine Pedanterie, seinen übertriebenen Fleiß; so groß war das Geschrei, als er beinahe vom einen auf den anderen Tag in Verweigerung umschlug. Was die Menschen nicht ertragen, ist, wenn einer konsequent vorgeht. Er übertreibe, hieß es über Waidschmidt, er übertreibe, hieß es über Schramm. Gerade daran mochte Schramm jetzt nicht denken. Beim Versuch, ein Auto anzuhalten, war Waidschmidt aufgegriffen worden, kurz vor dem für die letzten Prüfungen angesetzten Termin, nachdem er offenbar für Tage gelaufen, ohne Schlaf, Nahrung, Wasser, einfach nur gelaufen war. Insgesamt mussten seine Angaben wirr, sein Zustand bedenklich gewesen sein. Und als man ihn in die Klinik brachte, sollte er sich einverstanden, ja begeistert gezeigt haben.

Ganz gleich, wie geschwätzt und geflüstert wurde über Schramm, vor und hinter seinem Rücken über seine Mutter und ihn, über Waidschmidt und ihn, nichts davon traf auf diese von Zweck und Zufall bestimmten Verhältnisse auch nur annähernd zu. Wir wissen nicht, was der andere denkt. Kein neuer und kein schwieriger Gedanke, aber ein richtiger. Und im Reden ändert einer nichts daran, im Reden ändern auch zwei in Einigkeit nichts daran, sie können sich ihrer Einigkeit noch so sicher sein, sie machen sich doch nur selbst und gegenseitig etwas vor. Gründlich genug hatte Waidschmidt diese Sachen in seinem harten Schädel hin und her gewendet. Das wusste Schramm besser als irgendein anderer und verstand doch nicht alles, wusste nicht, wie ernst es ihm war mit seinem angedauten, hingeworfenen Gedankengewöll, nicht, ob er seine großen Worte bloß so auf Probe dahin sagte, ob er eine Absicht verfolgte.

Mit dir wird es Geschichten geben! Das hatte Schramm von Anfang an gewusst, schon gleich, als der Junge als Neuer vor der achten Klasse stand. Mit seiner Mappe. Keine ganze Woche, daran erinnerte Schramm sich gut, nicht die sonst übliche Schonfrist verstrich, ehe er den Spott der anderen auf sich zog, ihre Verachtung und endlich ihren Hass. Seine zur Schau getragene Schläfrigkeit reichte hin, damit sie nicht locker lie ßen; für Arroganz gab es ein empfindliches Gespür. Und man darf auch nicht denken, weil es in Schramms Fächern um Naturdinge geht, kenne er nur seine Berechnungen, seine Regenkarten und Versuchsaufbauten, Wechselwirkungen von Materie und Energie. Für die Verwicklungen unter Menschen fehle ihm hingegen jeglicher Sinn. Das Gegenteil war der Fall. Er sah, was vor sich ging, er wusste, wie sie unterschieden zwischen Herr und Knecht, Freund und Feind. Aber es war falsch, sich in die Belange der Kinder einzumischen. Im Fall Waidschmidts nicht nur falsch, im Fall Waidschmidts war es ganz und gar unnötig. Larven, sagte Waidschmidt, sie führen eine Larvenexistenz, sie fressen, was man ihnen vorsetzt und wollen immer gerade eben nur so viel, nichts darüber hinaus. Man braucht doch einen Feind, erklärte er, sonst weiß man nicht, wo man steht.

Nicht älter als vierzehn, als er Schramm diese Gedanken darlegte, gleich, als er ihn zum ersten Mal vor dem Kartenzimmer abgepasst hatte, weil er mit einer Beweisführung nicht zufrieden war. Die Fußspitzen nach außen gedreht, die Mappe vor den Bauch geklemmt, stand er da. Wann immer Schramm an Waidschmidt dachte, dachte er an die Mappe, diese aus tabakfarbenem Lederimitat gefertigte, an den Ecken schon hässlich abgeriebene Mappe. Die nötigen Bücher fanden darin unmöglich Platz, nichts als der dünnblattrige Block, den Waidschmidt in der letzten Reihe, in seiner kleinen spitzen Schrift, Seite um Seite beschrieb. Und obwohl man es sich in diesen Dingen nicht zu einfach machen darf, dachte Schramm, sagte diese Mappe wahrscheinlich doch schon alles Nötige über ihren Besitzer aus. Es war Schramm nicht recht gewesen, dass er auf ihn wartete, bald jede Pause auf ihn wartete bei dem Zimmer mit den Kartenbeständen, für deren Ordnung und Wahrung Schramm verantwortlich war. Hätte er ihn gleich in seine Schranken gewiesen, dachte Schramm, gleich gehört auf das niemals beherrschende, doch von Anfang an vorhandene kleine schlechte Gefühl. Auf jede Antwort wieder eine Frage, auf jede Aussage hatte Waidschmidt einen Widerspruch, doch gehörte das in diesem Fall dazu, wie bei jedem Gespräch, das diesen Namen verdient, in dem es einmal nicht um Rechthaberei, sondern um die Sachen selbst geht, ein Gespräch, das nie abschließend beendet, immer nur unterbrochen werden kann. Darum hatte er sich hineinziehen lassen, und nichts bedacht. Nicht, was den Jungen antrieb, ob er sich einen Vorteil versprach.

Immer waren die großen Ferien eine kritische Zeit. Solange die Mutter gelebt hatte, war es nicht leichter, es war um vieles verwickelter gewe sen. Ihr hätte er die Sache unmöglich begreiflich machen können, ohne verhöhnt zu werden, und zwar zu Recht, dachte Schramm, zu Recht schätzte die Mutter Knappheit und Klarheit. Kappes, rief sie, sobald sie witterte, dass einer seine Behauptungen selbst nicht ganz gar hatte, und ihre Nase war, was diese Dinge betraf, fein. Kappes, und damit war das Gesagte erledigt für sie, eingedrückt im Zigarettenstummel auf Aschenbechergrund, einsortiert in die dürren Rubriken in ihrem Kopf. Bilanzen aus Soll und Haben, ein einfaches System. Noch als sie ins Stift gekommen, im Fragen ungenauer geworden war, konnte er niemals sicher sein, was die Krümmung ihrer Mundwinkel ihm anzeigen sollte, ob sie seine Aussage anzweifelte, missbilligte oder gar nicht mehr erfasste, wenn er sie in kleinen Dingen, um sie zu schonen, belog. Oder ob nicht mehr sie, sondern ihr Leib als letztes über diesen Ausdruck verfügte, ihn hervorholte, um wenn schon keine schöne, wenigstens eine Form zu wahren, als ihr Verstand mit dem Gesagten keinen Inhalt mehr verband.

Einmal die Hand ausgerutscht, damit wäre es für sie erledigt gewesen, eine zutreffende Beschreibung war es nicht. Doch keinem war gedient, wenn wieder und wieder an den Ereignissen herumgetastet wurde, oder an der, wie es die Rektorin bei ihren letzten Anrufen genannt hatte, Angelegenheit. Lange kann man in einer Kette von Rechenoperationen den Fehler suchen, wenn man ganz im Anfang von falschen Größen ausgegangen ist. Das würde er nicht mehr tun. Störer kamen früh genug, sie kamen von außen, und sie kamen von allein. Spätestens gegen halb zehn die Ansagen des Bademeisters aus dem hangaufwärts gelegenen Waldbad, das Rufen und Jauchzen der Kinder, wenn sie einander nachjagten auf den kaum befahrenen Siedlungsstraßen. Die Striche ihrer Kreidezeichnungen reichten bis knapp an die Rampe seiner Auffahrt heran. Er hörte sie flüstern hinter seinen Hecken, er sammelte regelmäßig aus Büschen und Beeten ihr über die Hecke geflogenes, im Übermut geworfenes Spielzeug auf. Und einmal hatte er es auch im Guten mit ihnen versucht: Alle mal hersehen! rief er aus, in der Mitte der verkehrsberuhigten Straße aufgestellt, die Schachtel mit seinen Fundstücken in der ausgestreckten Hand. Doch griff keines hinein, sahen sie alle nur ihn an, als wäre so schwer zu begreifen, was er von ihnen wollte.

Es war nicht richtig, das hatte Schramm gleich gewusst. Erst recht, als Waidschmidt kurze Zeit später wieder und dann noch einmal zu ihm gekommen war. Doch musste er es die ersten Male jeweils für etwas Einmaliges halten, so dass er ihn nicht fortschicken wollte, es später nicht mehr konnte, da eine Regel daraus geworden war. Aber wenn er bald alle Pausen, mitunter auch die Nachmittagsstunden bei ihm verbrachte, dann war das nicht Schramms Wunsch, es geschah auf Waidschmidts Antreiben hin. Er ließ sich nicht fortschicken, nicht mit der Warnung, es würde Gerede geben, darüber lachte Waidschmidt nur. Wie er lachte, als Schramm ihm zuletzt die Bestnote verweigern musste wegen scheinbar unerheblicher Fehler, lachte, wenn er ihm eine Formel nicht herleiten wollte, weil es für den Moment zu schwierig war: Sie sind Lehrer, sagte er, Sie müssen die Dinge klären und nicht ein Geheimnis daraus machen.

So redete er, und so musste er ja reden. Noch zum Schluss, als Schramm ihn zu sich bestellt hatte, weil er aus seinem Verhalten nicht mehr klug geworden war. In das Kartenzimmerchen, das Schramm übrigens, bei aller doch angenehmen Absonderung, nicht liebte. Es gab nichts Besseres dort. Ich kann nicht warten, sagte Waidschmidt, nicht warten, bis ich hier heraus bin. Du verrennst dich, mein Lieber, sagte Schramm, hielt ihm die Zettel der letzten Klausur unter das Gesicht, zeigte die nicht einmal schwerwiegenden, nur in ihrer Summe erheblichen Fehler. An die Wand gelehnt, sah Waidschmidt auf das Blatt hinab, stand bequem, als ginge es schon um gar nichts mehr, dachte Schramm: So wird nichts aus Amerika, sagte er. Und hörte ihr Jubeln, noch durch die geschlossenen Fenster konnte er es vom Pausenhof hinauf schallen hören, ihr Rufen und Johlen, das hohle Scheppern, wenn ein Ball gegen das Gitter hinterm Torpfosten prallte, und zum ersten Mal aus Waidschmidts Mund das Wort wir.

Kurz vor den Prüfungen war es gewesen, nicht anders als in allen Jahren, als die Achtzehnjährigen, bis es hell wurde, zum Trinken auf der Wiese am Weiher saßen, die ganzen kurzen Nächte bei Schnaps und Schwüren im nassen Gras um ein Feuer herum, selbst solche, die einander noch vor kurzem kaum angeschaut hatten, sich fürs Leben verbrü- derten, gerade eben, bevor sie für immer auseinander gehen sollten. Kurz vor den letzten Prüfungen, dass Waidschmidt in der Nähe gewisser Gruppen gesehen wurde. Das sollte er ruhig tun. Das war nichts Besonderes, nicht das erste Mal, das wusste Schramm und kannte sich doch nicht mehr aus.

Schabernack, sagte Schramm, wenn er an das Heft dachte. Aus der eingerollten Karte der Meeresströmungen war es im Unterricht herausgeglitten, zu Boden gefallen. Das Mädchen aus der ersten Reihe klemmte die Karte im Halter fest. Alle anderen schauten, noch von der letzten Sitzreihe schauten sie auf das zu Schramms Füßen liegende Magazin, das Bild, auf dem zu vieles gleichzeitig zu sehen war, zwei Paar Arme, aus einem Rumpf gewachsen, in drängelnden Verrenkungen, ein Körper, der den nächsten verdeckte, gerade eben sehen ließ, dass da einer wie ein Hund über dem anderen hing. Nichts wurde einem ganz gezeigt in diesem Bild, alles ließ sich ahnen, und das war es, dachte Schramm, was es im Ganzen noch aufdringlicher machte, noch unerfreulicher. Wie sie in ihren Reihen hockten, bald Erwachsene, hockten und lauerten, was als nächstes passierte. Und das groß geratene Mädchen bei der Karte, der im Halter aufgerollten, nachzitternden Karte, stand vor den kreisenden Pfeilen auf blauem Grund, stand beim Kartenrand und rührte sich nicht. Nur die Flecken aus ihrem dünngewaschenen Halsausschnitt blühten über die Wölbung ihrer Wangen, bis an die Bucht ihres unsauberen Scheitels hinauf. Schramm tippte mit dem Fuß das Heftchen an, gab ihm einen Tritt, dass es aufflatterte, eine Schrittlänge entfernt liegen blieb: Was ist, sollen wir bis morgen warten, fragte er, und es wurde schon wieder ruhiger in ihm, während er wartete, dass sie sich steifhüftig bückte nach dem Heft, es zugeklappt an ihren Platz trug, ehe er eine Überschrift an die Tafel setzte, über den Gegenstand der Stunde zu sprechen begann.

Er wusste nicht, was Waidschmidt mit der Sache zu schaffen hatte. So wie er nicht wusste, niemals wissen würde, hatte der ihn angeschwärzt oder sich ausgeschwiegen, Andeutungen gemacht oder alles abgeleugnet. Angeschwärzt und dann die Nerven verloren, weil es zur Hälfte erlogen war. Schramm würde zu keinem Ergebnis mehr kommen, nicht einmal für sich selbst zu einer Feststellung, welche der Möglichkeiten ihm am meisten missfiel. Und konnte den Finger nicht legen auf den einen Punkt, an dem die Veränderungen begonnen hatten, ihm die ersten Bedenken gekommen waren. Nicht erst, als Waidschmidt anfing, kleine Fehler zu machen, gerade in den letzten Klausuren keine schwerwiegenden, aber doch richtige Fehler, wie sie aus Nachlässigkeit geschehen. Einer in Wahrheit höchst absichtsvoll gesetzten Nachlässigkeit, wie man sie kennt von jenen, die auch einmal zeigen wollen, dass sie es nicht nö- tig haben. Darum hatte er sich in seiner stumpf beharrenden Art Freunde und schließlich ein Mädchen gesucht. Eine wie viele, dachte Schramm. Morgens saß sie mit ihren Traubenzuckerwürfeln und gespitzten Stiften am Platz, mit feuchtem Haar, zum Knoten gewunden, scheitelhoch festgesteckt, dass man zuschauen konnte, wie es sich in ihrem Nacken trocknend bleichte. Wenn er sich neben sie beugte, um ihre Rechnungen zu prüfen, konnte er sie sehen, die aus der Frisur gezausten Federchen, den undeutlichen Übergang in den sandblass verschossenen, den Hals hinab unter den Kragen wachsenden Flaum. Fehler erlaubte sie sich kaum, aber ob sie darum etwas Besonderes war. Was einer wie Waidschmidt mit einem Mädchen wie diesem zu bereden hatte, was einen Waidschmidt überhaupt bewogen hatte, abzusehen von einer über die Jahre, mit Entschiedenheit durchgeführten abgesonderten Existenz. Was tut es zur Sache, fragte Waidschmidt, wenn ich fragen darf.

Ein Versuch, etwas anderes konnte sie für Waidschmidt nicht gewesen sein, ein Versuch, so hätte er es schließlich auch selbst genannt, dachte Schramm. Blank gescheuerte Beine, schwarze Brauen, noch unterm Mützenschirm zweifelnd zusammengezogen, wenn sie in den Freistunden und nach dem Unterricht gegen sich selbst trainierte, wieder und wieder den Ball mit Wucht gegen die Außenwand der Turnhalle schlug. Wie er sich den anderen angeglichen hatte, in kürzester Zeit an sie angeschlossen, besser noch: herangeschmissen hatte, dachte Schramm, sich angedient, dass es zum Schämen war.

Es war ihm nicht recht gewesen, wie sehr der Junge seine Nähe gesucht hatte, aber als er fortblieb beinahe vom einen auf den anderen Tag, kam es Schramm ebenso ungut vor. Und auf keine seiner klärenden Fragen gab Waidschmidt eine Antwort, tat sie ab stattdessen mit blassen Redensarten und ablenkenden Gegenfragen. Dieses und jenes reden wir, das verstehen Sie doch, dass es da um nichts Großes geht. Und mit dem Heft, was soll denn gewesen sein mit dem Heft, worauf wollen Sie hinaus. Sie müssen schon genauer werden, forderte er, wenn ich wissen soll, wovon die Rede ist. Sie sind der Lehrer, Sie müssen die Dinge klären, und nicht im Ungefähren lassen. Das sagte der Richtige! Ein Ausweichen, dachte Schramm, ein großes Ausweichen und Ablenken statt einer einzigen brauchbaren Antwort, so dass er ihn, das einzige Mal, das er ihn zu sich gebeten hatte, auch schon wieder fortschicken wollte, weil er ihn an keiner Stelle zu packen bekam, doch noch mit der Hand an der Tür, halb schon herausgewunden drehte Waidschmidt sich noch ein Mal um. 11Wie halten Sie das eigentlich aus, fragte Waidschmidt: Ich an Ihrer Stelle, ich hätte längst den Verstand verloren. Und er strich eine rasch sich schließende Schneise durch das neuerdings länger gewachsene Haar, stand und lauschte freudig dem Nachklang seiner Worte, indes das Lämpchen über dem Türsturz zum Pausenende zu blinken begann, das Rufen und Trappen in die Flure vor dem Zimmer drang. Du reitest dich hinein, warnte Schramm, du wirst dich noch einmal umgucken. Aufpassen, warnte er, wie er warnte, wenn einer mehr Fehler machte als üblich, aus Mangel an Aufmerksamkeit: Es hat schon viele gegeben wie dich. So redete er und merkte doch, dass Waidschmidt schon gar nicht mehr bei der Sache war. Als rechnete er mit dem, was als nächstes käme, dachte Schramm, als wüsste er schon alle Sätze, und er, Schramm, kannte sie ja selbst: Wer zu viel will, will nichts, weiß er doch im tiefen Innern selbst, dass er es nicht erreicht, schneller als gedacht, ist ausgeträumt. Denk einmal darüber nach. Waidschmidt streckte seinen Nacken, Kinn an der Brust. Verstand verloren oder umgebracht, sagte er, oder beides, beides nacheinander. Und es war niemandem die Hand ausgerutscht. Nichts, wie Schramm jetzt wieder denken musste, war zufällig geschehen, alles hatte Waidschmidt mit einem Plan und einer Absicht hingeführt zu diesem einen Punkt. Jede Äußerung ein Zug, der auf jeglichen Gegenzug eine Erwiderung wusste und auf den folgenden wieder eine. Und sogar den sogenannten Zusammenbruch, dachte Schramm, mitbedacht und mitgeplant als die aus dem Vorangegangenen notwendig folgende Konsequenz. Bis zum Schluss, dachte Schramm, ist er dir voraus gewesen, über und voraus, noch als Waidschmidt mit ihm auf seine Hand schaute, auf Schramms zum Schlag erhobene, im Zaudern gefrorene Hand. Jetzt haben Sie ausgeholt. Waidschmidt lächelte.

Da hätte er vielleicht endlich bekommen, was er verdiente, und er verdiente es nicht nur, dachte Schramm, er brauchte es sogar unbedingt. Einmal entgeistert werden, einmal entsetzt. Den Schreck spüren, in dem jeder nackt aussieht und dumm, wenn ihm die Sprüche ausgehen, wenn er einmal angefasst wird und einer zudrückt, drückt, so fest er kann. Ausgeholt, nun schlag auch zu, dachte Schramm, das war, wohin er gewollt hatte mit seinen Anspielungen, seinen Bemerkungen, das war, was sie alle miteinander in Wahrheit wollten und wünschten, dass eins zum andern kam und ihr Tun nicht ohne Folgen blieb. Ohne Zwinkern sah der Junge ihn an, nur das Zittern des rechten, etwas tiefer hängenden Lids, vor allen Eifer, alle Angst gezerrt, vor alle Verzückung, dass endlich etwas geschah. Hier gibt es nichts zu gucken, sagte Schramm und umfasste den Griff des Werkzeugs fest mit beiden Händen. Das konnte noch kommen, dass er ihnen drohte, wenn sie sich beim Spielen zu lang, zu nah vor seinem Tor herumdrückten, Stirnen an die Stäbe pressten, hinab zu ihm in die Senke spähten, in den Vorgarten hinein. Er zeigte die Hacke, zeigte einen Stein, wie man es erwartet von einem, der natürlich immer wunderlicher wird, ohne Frau, ohne Kind, und nicht einmal ein Hund. Aber dafür war es jetzt noch zu früh.

Kathrin Passig  
Sie befinden sich hier, 2006

Wenn man im Winter in eine missliche Lage gerät, weil es beispielsweise früher dunkel wird als gedacht, Schneetreiben einsetzt oder man den Weg verloren hat, gibt es zwei Möglichkeiten. Ist damit zu rechnen, dass man in absehbarer Zeit gefunden und gerettet wird, vergräbt man sich im Schnee und wartet ab. Kennt man dagegen den Weg zur nächsten Unterkunft und ist ein Rettungseinsatz vorerst nicht zu erwarten, sollte man in Bewegung bleiben. Die Frage, was zu tun ist, wenn beides nicht zutrifft, wird in der Literatur höflich ausgespart. Ich habe mich daher für einen Kompromiss entschieden. Meine Art der Fortbewegung ähnelt ein wenig der eines Maulwurfs oder, wie ich mir vorstelle, der eines Menschen, der versucht, die Erde unter sich zu drehen. Ob ich mich bewege oder ob sich der Untergrund relativ zu mir bewegt – das Ergebnis ist in beiden Fällen dasselbe: Ich komme ans Ziel. Letztlich würde sogar die Bewegung der Erde durch das All genügen, den Ort, an dem ich mich befinde, wieder in eine sommerliche Klimazone hineinzubefördern. Aber so lange kann ich nicht warten.

Meine punktförmige Existenz wird nicht von allein mit einem warmen Ort zusammenfallen. Ich muss mich bemühen, vom Punkt zur Linie zu werden, denn jede Linie schneidet jede andere Linie früher oder später. Für meine Zwecke ist es sogar recht günstig, dass meine verschiedenen Ziele so statischer Natur sind, denn, wie ich Anne vergeblich beizubringen versucht habe: Wenn man einander aus den Augen verliert, dürfen sich nicht beide gleichzeitig auf die Suche machen. Die rettende Berghütte wird nicht zu mir kommen, aber sie läuft auch nicht weg. Das ist ihre entscheidende Eigenschaft, die ich mir hier zunutze mache.

Huxley äußert sich ausführlich darüber, wie viel besser der Mensch doch beraten wäre, still zu Hause zu sitzen. Was dabei an Nützlichem ungetan bleibe, werde mehr als aufgewogen durch die vielen sinnlosen und schädlichen Handlungen, die vermieden würden. Heute bin ich geneigt, ihm Recht zu geben. Eindeutig haben wir hier eine falsche Abzweigung eingeschlagen, aber ob sie nur wenige Stunden zurückliegt, einen halben Tag oder ein halbes Leben, kann ich nicht sagen. Wir hätten nach Berlin weiterfahren können und wären gestern Nachmittag dort angekommen. Wir hätten uns mit einer flüchtigen Ortsbesichtigung begnügen können, ohne auch nur das Auto zu verlassen. Ich hätte Annes Vorschlag Widerstand leisten können. Eine Reihe winziger Entscheidungen hat dazu geführt, dass ich jetzt hier durch den Schnee krieche.

In Berlin wird sicher nicht vor Neujahr auffallen, dass wir nicht zurückgekehrt sind; vielleicht auch erst am zweiten oder dritten Januar. Und hier hinterlassen zwei Ortsfremde, die einander im Supermarkt seltsame Markennamen vorlesen, um dann einige Keksriegel und eine Flasche Kofila zu kaufen, mit Sicherheit einen so bleibenden Eindruck wie fallende Schneeflocken. Mit Suchmannschaften mit Taschenlampen, Sprechfunkgeräten und kompetenten Hunden ist jedenfalls bis auf Weiteres nicht zu rechnen. Es ist vermutlich besser so, denn ich kenne die peinlichen Folgen solcher Bergungsaktionen. Statt Mitgefühl wird dem Geretteten ein schlampig formulierter Beitrag in irgendeiner Mitgliederzeitschrift zuteil, in dem von Leichtsinn, mangelnder Vorbereitung und unzureichender Ausrüstung die Rede ist. Wer sich aus eigener Kraft zurück in den Schoß der Zivilisation rettet, dem verzeiht man gern, dass er sich aus freien Stücken in die Situation begeben hat, die eine Rettung erst nötig machte. Den Bericht über seine Strapazen verfasst er selbst. Es steht ihm frei, sich humorvoll, aber doch geläutert zu den eigenen Versäumnissen zu äußern und sein Verhalten in schwieriger Lage im günstigsten Licht darzustellen. Bis dahin kann ich mir eine weniger naheliegende Metapher ohne Schneeflocken zurechtlegen, um einen Sachverhalt zu illustrieren, der mir jetzt wieder entfallen ist. Anne werde ich dabei nicht erwähnen. Man soll in solchen Berichten nicht andere für das eigene Schicksal verantwortlich machen. Nicht einmal dann, wenn sie tatsächlich durch ihre mangelnde Weitsicht das ganze Unheil heraufbeschworen haben. Verirrte Kleinkinder haben bessere Überlebenschancen als Erwachsene, denn es fehlt ihnen an der Phantasie, die nötig wäre, um den Ernst ihrer Lage zu begreifen. Sie machen weder schlechte noch gute Pläne, sie laufen nicht tagelang in die falsche Richtung, und weil sie nicht wissen, dass sie bereits tot sind, bleiben sie am Leben. Aus demselben Grund lassen sie auch erfroren oder ertrunken noch nach Stunden wiederbeleben. Ihr Spatzengehirn bemerkt das Fehlen von Sauerstoff gar nicht erst. Am größten ist die Gefahr dagegen, wenn man sich zwischen dem sechsten und zwölften Lebensjahr verirrt. Man ist alt genug, um einen Plan zu fassen, aber noch zu jung, um einen durchdachten von einem ungenügenden Plan zu unterscheiden. Wenn ich sterbe, nimmt dieses ganze Wissen die Form eines nutzlosen, gefrorenen Eiweißklumpens an. Im Frühjahr irgendeines Jahres kann man meine Leiche unten im Tal aus dem Gletscher schmelzen sehen. Aber ich werde natürlich nicht sterben, und es gibt hier auch gar keinen Gletscher. Nicht zu wissen, wo man sich relativ zu anderen Punkten aufhält, ist keine Todesursache. Verwirrung ist eine Todesursache. Aber ich bin, wenn schon nicht körperlich, so doch geistig orientiert, und ein kleines rotes Dreieck markiert meinen Standort: Sie befinden sich hier.

Unten am Parkplatz hatte unser Weg beschildert und befestigt seinen Anfang genommen. Vom Wind aufgewirbelte Schneekristalle leuchteten in Spektralfarben. Der Weg verlor sich schon ein oder zwei Stunden später, oder vielleicht waren auch wir es, die den Weg verloren. Die Natur hatte ihn ausgelegt wie eine klebrige Zunge, und wir waren ihr auf den Leim gegangen. Aber wir dürfen ihr keinen bösen Willen unterstellen. Unser Überleben könnte der Natur kaum gleichgültiger sein, das wird in solchen Situationen schmerzlich spürbar. Wie das Desinteresse eines Menschen, von dem man geliebt werden möchte, muss man ihre Gleichgültigkeit stoisch ertragen. Die Zeit arbeitet für mich.

Verirrte sterben häufig bereits in der ersten Nacht im Freien, obwohl sie, gemessen an ihrer Ausrüstung und körperlichen Konstitution, in der Lage sein müssten, mindestens einige Tage zu überleben. Nicht Kälte oder Erschöpfung werden ihnen zum Verhängnis, sondern Verzweiflung und schlechte Planung. Aber ich habe in der letzten Nacht bereits unter Beweis gestellt, dass ich nicht aus Enttäuschung über das mangelnde Mitgefühl der Natur zu versterben gedenke. Es war eine lange Wartepause im Windschatten eines Felsblocks, an die ich mich jetzt kaum noch erinnere, ähnlich, wie man sich an einen überstandenen Schmerz nur abstrakt und undeutlich erinnert. Alles eine Frage der Selbstbeherrschung, der richtigen Einstellung. Natürlich ist es wichtig, den Verstand, der wie ein Hund lieber hierhin und dorthin streunen möchte, an die kurze Leine zu nehmen und nicht zuzulassen, dass er Schemen nachjagt. Abenteuerbücher für leichtgläubige Leser berichten immer wieder von schattenhaften Begleitern, mit denen die durch Kälte oder Einsamkeit verwirrten Wanderer ihren Proviant zu teilen versuchen. Tatsächlich habe ich genau zwei Erwähnungen dieses Phänomens in zuverlässigen Quellen gefunden, nämlich in einer berühmten Bergsteigerbiografie, an deren Titel ich mich gerade nicht erinnern kann, und in einem Bericht Amundsens über seine Überquerung der Gletscher Südgeorgiens. Ich bin mir allerdings nicht sicher, ob da nicht irgendeine Verwechslung mit Nansen vorliegt. Abgesehen von diesen kleineren Gedächtnisausfällen bin ich bei klarem Verstand und stelle statt der Anwesenheit eines Dritten vielmehr die Abwesenheit einer Zweiten fest. Anne ist nicht mehr da. Ich komme sehr gut ohne sie zurecht, besser sogar. Ich hätte sie gar nicht erst mitnehmen sollen, das wäre am besten gewesen. Ohne Anne könnte ich längst in Berlin sein, an einem gut beheizten und von Menschen für Menschen gestalteten Ort. Meine Vorfahren haben viele tausend Jahre daran gearbeitet, nicht mehr unbehaust in Kälte, Schnee und Nebel herumkriechen zu müssen – es ist mein gutes Recht, von ihren Leistungen zu profitieren. Aber ich hätte es wissen müssen, denn Anne hat in ihrem ganzen Leben keine vernünftige Karte gekauft. Situationen, in denen ein Maßstab von 1:500.000 nicht mehr ausreicht, kommen in ihrem beschränkten Weltbild nicht vor.

Immerhin profitiere ich von den Leistungen anderer insofern, als ich eine hochprofessionelle Winterjacke trage, ein wahres Wunderwerk an Wind- und Wasserdichtigkeit. Ich erinnere mich zwar nicht, was mich dazu bewogen hat, dieses für Berliner Winterverhältnisse völlig überqualifizierte Kleidungsstück zu erwerben, aber ich bin zufrieden mit meiner längst vergessenen Entscheidung. Wer eine solche Jacke hat, der braucht kein Haus. Wen kümmern ihre hässlichen rostbraunen Flecken und ihre undichten Nähte? Es ist nämlich tatsächlich so, ich habe diese Frage mittlerweile geklärt, dass manche Schneeflocken die Form kleiner weißer Federn haben, weil sie kleine weiße Federn sind.

Diese Feststellung hat mich einige Zeit gekostet, denn meine ganze Umgebung ist von irritierender Einfarbigkeit. Aber es ist nicht das strahlende Weiß der Landschaft, die gestern so anziehend wirkte. Es ist ein fahler, breiiger Ton, in dem jeder Kontrast versickert. Irgendwo unter mir muss Svat´y Petr oder Sankt Peter liegen, aber bevor ich mir Gedanken über Feinheiten der Namensgebung mache, muss ich diesen namenlosen Ort verlassen. Es ist dem Menschen nicht zuträglich, sich an Orten ohne Namen aufzuhalten. Deshalb hatten auch Entdecker nichts Eiligeres zu tun, als jede neue Landschaftsformation nach ihrer Frau oder dem deutschen Kaiser zu benennen. Eskimos haben, wie einfallslose Mitmenschen an dieser Stelle gern in die Konversation einwerfen, unzählige Wörter für Schnee. Vermutlich soll damit auf die abgestumpfte Naturwahrnehmung des Stadtbewohners hingewiesen werden. Ich habe keine Geduld mit den Nachbetern dieser banalen Behauptung. Die Eskimosprachen sind polysynthetisch, was bedeutet, dass selbst selten gebrauchte Wendungen wie ”Schnee, der auf ein rotes T-Shirt fällt“ in einem einzigen Wort zusammengefasst werden. Es ist so ermüdend, das immer wieder erklären zu müssen.

Vor meinen Augen entsteht gerade eine neue Art Schnee, nämlich Schneedurch- den-sich-ein-magerer-Hase-arbeitet. Ich hoffe für den Hasen, dass er ein bestimmtes Ziel vor Augen hat, auch wenn ich mir kaum vorstellen kann, dass sich ein solcher Energieaufwand für ein verdorrtes Stück Flechte lohnt. ähnlich schwer nachvollziehbar mag wiederum dem Hasen erscheinen, warum ich mich hier durch den Schnee wühle. Ich sage ”Hase“, dabei ist durchaus denkbar, dass es sich um ein Kaninchen handelt. Kaum jemand weiß, dass Hasen und Kaninchen nicht schwer voneinander zu unterscheiden sind; sie sind nicht einmal miteinander verwandt. Kaninchen sind Höhlenbewohner und gehören zu den Nagetieren, Hasen zu den Hasenartigen. Aber heute kann auch ich nicht sagen, um was für ein Tier es sich handelte, denn es war so weiß wie seine Umgebung, im Grunde also unsichtbar. Mit dem Verschwinden des weißen Hasenkaninchens überkommt mich ein merkwürdiges Gefühl, das ich aus meiner Kindheit kenne. Es ähnelt ein wenig dem Gefühl, eine schwere Metallkugel in der Hand zu halten, nur erstreckt es sich auf den ganzen Körper, vor allem auf der Zunge und dem Gaumen breitet sich die nicht unangenehme Empfindung aus. Es muss sich doch um ein Kaninchen gehandelt haben, denn das lateinische cuniculus bezeichnet nicht nur das Tier, sondern auch dessen Höhle, und auf diese Höhle weist das Auftauchen des Kaninchens hin, das ist mir nicht entgangen. Außerdem waren die Ohren viel zu kurz für einen Hasen. Wenn alle Richtungen gleich aussehen, ist eine so gut wie die andere, daher würde ich dem weißen Kaninchen bereitwillig folgen, wenn es nicht ohnehin in die Richtung gelaufen wäre, die mein Plan vorsieht.

Ich glaube übrigens nicht, dass es im Riesengebirge überhaupt Kaninchen gibt, die sich im Winter weiß färben. Aber das Tier machte einen ausgesprochen realen Eindruck, und ich würde hoffentlich ein besseres, weniger ungelenkes und mageres Kaninchen herbeihalluzinieren, wenn ich mir davon Aussicht auf Rettung verspräche. Aus der Tatsache, dass sich abgesehen von dem Tier in den letzten Stunden keine plausiblen Kandidaten für Halluzinationen eingestellt haben, schließe ich, dass in meinem Körper alles nach Plan läuft. Wir kommen schon zurecht, auch ohne Blendwerk. Hauptsache, man bleibt in Bewegung.

Deshalb erzeuge ich geduldig aus Schnee-der-vor-mir-liegt Schnee-derhinter- mir-liegt. Es ist alles eine Frage der Zeit und der Hingabe. Wenn ich genug Zeit hätte, könnte ich allen Schnee der Welt in Schnee-der-hinter-mirliegt verwandeln, ihn hinter mir wieder glattstreichen und jede Spur meiner Durchreise tilgen. Aber ich bin etwas in Eile, und meine Hände, willige Helfer bis vor wenigen Stunden, sträuben sich jetzt gegen mich, als hätte ich ihre Loyalität überstrapaziert. Auch zu den Füßen ist der Kontakt abgerissen, aber bei meiner Fortbewegungsart habe ich ohnehin keine Verwendung für sie. Lähmung ist hinderlich für das Bein, so steht es bei Epiktet oder Joe Simpson, aber nicht für mich. Die Beine werden selbst zusehen müssen, wie sie zurechtkommen, ich kann mich heute nicht um alles kümmern. Man kann uns kaum vorwerfen, dass wir unvorbereitet waren. Anne besaß eine Seite aus einem kostenlosen Tourismusprospekt, auf der immerhin der Anfang dessen, was wir für unseren Weg hielten, eingezeichnet war. Und ich besitze immer noch ein Digitalfoto der im Ort ausgehängten Winterwanderkarte, an dem ich mich orientieren könnte, wenn meine Kamera nicht die Angewohnheit hätte, bei niedrigen Temperaturen die Arbeit einzustellen. Natürlich müsste ich außerdem in der Lage sein, den Reißverschluss meiner Tasche zu öffnen und die Kamera zu bedienen, und schließlich scheint auch der Begriff der Orientierung eine gewisse Vorstellung von dem Punkt, an dem man sich befindet, zu beinhalten. Es ist, wie Anne zu sagen pflegt: ”Wenn wir jetzt Schinken hätten, könnten wir Rührei mit Schinken machen, wenn wir Eier hätten.“ Davon abgesehen möchte ich ungern die Handschuhe ausziehen, da der Vorgang des Handschuhausziehens zwar ein einfacher, seine Umkehrung jedoch auch dann nicht einfach ist, wenn die Hände kooperieren. Merkwürdig, dass es so viele nicht reversible Prozesse auf der Welt gibt. Bei genauerer Betrachtung stellt sich heraus, dass Umkehrbarkeit generell die Ausnahme darstellt und nicht die Regel, wie man es in einem vernünftig gestalteten Universum erwarten möchte. Die Tatsache, dass meine Finger bereits jetzt nicht mehr in der Lage sind, einen einfachen Reißverschluss zu bedienen, gibt mir jedenfalls zu denken. Ich weiß über Erfrierungen Bescheid, und es ist ohne weiteres möglich, dass sich mir diese Fähigkeit nicht nur heute, sondern für immer entzieht. Verschließt, bin ich versucht zu sagen. Ich werde mir vorsorglich eine Antwort auf die Frage nach fehlenden Fingern oder Fingergliedern zurechtlegen, eine Antwort, die nichts mit Annes habitueller Verkennung von Gefahrensituationen zu tun hat. Hätte ich in meiner unzugänglichen Tasche statt einer Digitalkamera einen Handwärmer, könnte man später immerhin Catch-22-Probleme im Alltag erörtern. Ich glaube, ich werde einen Handwärmer hinzuerfinden.

Mein eigener Großvater ist nach Kriegsende wochenlang nachts durch Tschechien gewandert, um in amerikanische Kriegsgefangenschaft zu gelangen. Ich bezweifle, dass ihm besseres Kartenmaterial zur Verfügung stand als unsere Gratis-Wanderkarte, zudem war es ja dunkel. Er muss die Gene, die ihn dazu befähigten, an mich weitergegeben haben. Nein, bei näherer Betrachtung kann ich mich auf diese Überlegung nicht verlassen, denn mein Vater war zu diesem Zeitpunkt bereits gezeugt. Oder lassen sich daraus überhaupt keine Schlussfolgerungen ableiten? Die Frage wird später zu klären sein; vorerst muss ich diese Wanderung zu Ende bringen, ohne auf die Gene meines Großvaters zurückzugreifen.

Natürlich bin ich letztlich nicht auf das Foto der Wanderkarte angewiesen, denn auch mein Gehirn hat ein Abbild jener Tafel in ihrem hölzernen Triptychon gespeichert. Und im Unterschied zur Kamera funktioniert es auch bei Kälte ausgezeichnet. So weiß ich, dass die Berghütten mit ihren rührend altmodischen Namen rund um uns herum so zahlreich stehen, dass sie selbst ohne Karte und im Schneetreiben kaum zu verfehlen sind: Erlebachbaude, Weißwassergrundbaude, Geiergucke, Wiesenbaude. Irgendwo zur Rechten des Weges liegt das schöne, aber auch ein wenig beunruhigende Modr´y D°ul. Da ich kein Tschechisch verstehe, kann es sich dabei statt um einen Ort ebensogut um einen Hinweis an den Wanderer handeln: Hic sunt leones. Verlassen wir uns also besser nicht auf Modr´y D°ul und halten uns an die Hütten, die man zuvorkommenderweise oben auf Bergen zu erbauen pflegt, wo sie leicht zu finden sind. Ich weiß das zu schätzen, denn in dem grauweißen Nichts, das mich umgibt, sind die Himmelsrichtungen Oben und Unten alles, woran ich mich halten kann.

Und das sind bereits zwei Richtungen mehr als in der letzten Nacht, in der der Schnee waagerecht und in großer Eile an uns vorbeifegte. Eng aneinandergedrängt an unserem Felsblock, beobachteten wir den Schnee aus zusammengekniffenen Augen, wie man an einem Bahnübergang einen Güterzug aus nächster Nähe vorbeirasen sieht. Alle Waggons waren mit Schnee gefüllt, und der Zug nahm und nahm kein Ende. Die Schranke wollte sich nicht mehr heben. Wer hätte dieser friedlichen Landschaft solche Exzesse zugetraut? Ein Tropfen Blut löst sich von meiner Stirn und versinkt einige Zentimeter tief im Schnee. Skorbut, die Geißel der Polarforschung, führt bekanntlich zum Wiederaufbrechen alter Wunden, aber ich kann in dieser Hinsicht ganz unbesorgt sein, denn es handelt sich um einen so frischen wie harmlosen Kratzer. Ich beobachte den Vorgang aufmerksam, seiner ungewohnten Farbigkeit wegen. Der erstarrte Tropfen hat die Form von Annes T-Shirt angenommen, oder war es Annes Anorak? Hat sie überhaupt ein rotes Kleidungsstück getragen? Entfernungen sind bei diesen Lichtverhältnissen schwer einzuschätzen, und wenn ich den Tropfen auf eine bestimmte Weise fixiere, kann ich in der Ferne die vollständige Anne erkennen.

Nachdem ich sie so eine Weile eingehend betrachtet habe, muss ich mir der intellektuellen Redlichkeit halber die Frage stellen, ob ich womöglich doch ganz ohne Annes Schuld, überhaupt ohne Anne hier gestrandet bin. Zugegeben, die Überlegung drängt sich schon seit geraumer Zeit auf. Hätte Anne sich nicht durch irgendeine eigene Regung bemerkbar machen müssen, wenn sie eine von der meinen unabhängige Existenz führte? Ihr Name ähnelt verdächtig dem meiner Schwester Annette oder wirkt doch jedenfalls einfallslos, ein beliebiger Frauenname mit A. Fragt man Menschen nach einer Farbe, antworten sie ”Rot“, bittet man sie, ein Werkzeug zu nennen, sagen sie ”Stein“. Nein, nicht Stein, ich glaube, man sagt ”Hammer“. Auf die Frage nach einem Frauennamen würden neunzig Prozent wahrscheinlich mit ”Anne“ antworten. Das alles beweist natürlich noch gar nichts. Aber es war nicht Anne, die ihre Handschuhe im Auto gelassen hat. Ich war es. Ich wollte die Hände in die Hosentaschen stecken, ein, zwei Stunden durch den Schnee zu einer tschechischen Hütte schlendern und dort ein Glas Glühwein einnehmen. Für den Rückweg würde es hier in dieser gut erschlossenen Gegend vielleicht sogar einen Sessellift geben. So hatte ich mir den Nachmittag vorgestellt, und wer selbst noch nie so gedacht hat, werfe den ersten Stein. Im Land des Glühweins und der Sessellifte sind alle diese Überlegungen unschädlich und zulässig. Aber es berührt an vielen Stellen ein Land, in dem andere Regeln gelten. Im Laufe dieser Wanderung habe ich dessen Grenze überquert und finde jetzt den Weg zurück nicht mehr. Das ist weniger problematisch, als es klingt, denn ich will gar nicht zurück. Mein Plan sieht vielmehr einen kühnen Vorstoß nach vorne und oben vor, und die Abschaffung Annes ist nur ein Teil dieses Plans. Mein Gedankenkreislauf beschränkt sich immer mehr auf das Nötigste, so wie der Blutkreislauf nur noch zentral gelegene Organe versorgt. Ich kann mir keine unnützen Gedanken leisten, die meine Energievorräte aufzehren. Ich muss mich konzentrieren, wenn die holzwurmgleiche Spur, die ich durch die Landschaft ziehe, heute noch ein Ende finden soll.

Mir ist, als hätte ich meine Lage vorhin mit dem Begriff ”gestrandet“ beschrieben, dessen sommerliche Konnotationen hier ganz unangemessen sind. Man erkennt daran die Vernunft früherer Generationen, die hin und wieder Schiffbruch erlitten, aber nicht ohne Not Berge zu besteigen pflegten, schon gar nicht im Winter. Dabei sind wir nicht einmal über die Baumgrenze hinausgelangt. Wenn sich die Lichtverhältnisse bessern, erkenne ich kleine, bucklige Kiefern. Vielleicht sind es aber auch dunkle Flecken. An dieser Stelle könnte ich erwähnen, dass die Birke der einzige Baum war, den Anne erkennen konnte, aber ich weiß es jetzt besser. Meine schlecht verwischte Spur im Schnee ist die Spur eines einzelnen Menschen. Mag sein, dass sich meine Erinnerungen vermischen, sicher habe ich irgendwann einmal mit Anne im Winter einen Berg bestiegen, aber das muss länger zurückliegen als nur eine Nacht und einen Nachmittag. Es passt zu den übrigen sinnlosen Bildern. Was soll ich in meiner Lage mit der Außenansicht einer bayrischen Apotheke anfangen, in der ich vor fünfzehn Jahren eine Zahnbürste erworben habe? Was will die junge, schwarzweiße Katze, der mein Grundschullehrer vor den Augen der Klasse einen Tritt versetzt? Birgt die Erinnerung an ein unleserlich beschildertes Stück Autobahn irgendeinen latenten Sinn, den ich nur nicht mehr entschlüsseln kann? Vielleicht zieht längst mein Leben in einer geordneten und cineastisch wertvollen Darstellung an mir vorbei, aber ich bin intellektuell nicht mehr in der Lage, dem Film zu folgen. Es hätte schlimmer kommen können. Immerhin habe ich nicht versucht, meinen Proviant mit der nicht vorhandenen Anne zu teilen. Das wäre umso schwieriger gewesen, als die vier tschechischen Keksriegel in ihren Jackentaschen steckten, nicht in meinen. Nein, hier geraten mir zwei Gedanken durcheinander, was unter diesen Umständen vermutlich normal ist und niemanden weiter beunruhigen muss. Ich muss nur die richtigen von den falschen Gedanken trennen wie die Schneeflocken von den Federn. Annes Jackentaschen sind jetzt meine Jackentaschen. Sie mögen unzugänglich sein – ich werde dem Hersteller später meine Überlegungen zu Reißverschlüssen mitteilen müssen – aber es sind meine Jackentaschen und meine Keksriegel. Ich muss sie mit niemandem teilen.

Ich werde versuchen, mein Gesicht vorübergehend in den Ausschnitt meiner Jacke zu stecken wie ein Gürteltier oder ein Igel. Zum einen ist der Kopf für die Hälfte des Wärmeverlustes verantwortlich, zum anderen hoffe ich so meine Gedankengänge wieder in Ordnung zu bringen. Gut wäre es, Winterschlaf zu halten wie ein Igel, meinen Herzschlag und meine Atmung so weit zu verlangsamen, dass ich erst im Frühjahr wieder aufwache, abgemagert, aber intakt. Nansen und Johansen haben es in ihrer Erdhöhle auf Franz-Josef-Land nicht anders gehalten.

Meine Innenwelt ist nur unwesentlich wärmer als meine Umgebung. Sie ist schwarz statt weiß, und unter meiner Jacke trage ich eine weitere Jacke. Wahrscheinlich kommt darunter eine dritte Jacke, und so weiter. Ich mache mich rund und halte die Angriffsfläche für die Kälte so klein wie möglich, körperlich wie geistig. Allerdings kondensiert in dieser Stellung die Feuchtigkeit meiner Atemluft im Inneren meines Gehäuses. Das Weiße darf sich nicht mit dem Schwarzen vermischen, darauf muss ich achten. Außerdem habe ich keine Zeit für Introspektion, ich muss mich mit der Außenwelt und ihren weißen Tieren arrangieren. Es sind die Oberflächen, die mich angehen, unberührte, abweisende Oberflächen. Es gibt Outdoorjacken aus Stoffen, von denen selbst die widerwärtigsten Flüssigkeiten spurlos abperlen, ich habe das mit eigenen Augen gesehen. Es gibt Tiere, die den antarktischen Winter barfuß auf dem Eis verbringen, es gibt argentinische Rugbyspieler, die nach einem Flugzeugabsturz siebzig Tage in den Anden überlebt haben. Das alles ist nicht so schwierig, wie es manchmal scheint. Ich habe schon im Laufe der Nacht aufgehört zu zittern. Vor meinen Augen steigt ein Nachbild der fallenden Schneeflocken nach oben. Schnee-Antimaterie hebt alles Geschehene auf. Das Auftauchen schwarzer Tiere vor diesem Hintergrund würde meinen Hasen endgültig disqualifizieren, es sei denn, er wäre wie das Schaf des Mathematikers nur auf einer Seite weiß gewesen. Aber ich muss dieses fragile Gleichgewicht stören, den Kopf aus meinem Daunengefieder ziehen und mich wieder an die Arbeit machen. Gleich, wenn ich soweit bin. In wenigen Minuten.

Hinter mir könnte man im Windschatten des Felsblocks immer noch Annes nackten Arm und einen Teil ihres roten T-Shirts erkennen. Aber das ist eine rein hypothetische Überlegung, denn ich werde mich auf keinen Fall umdrehen. Anne ist zum Punkt geworden, ich bin eine Linie. Ich komme voran.

Reader  
Erzählerische Texte von Frauen

Teil 2

1. Zoë Jenny: Sugar Rush
2. Juli Zeh: Feindliches Grün
3. Terézia Mora: Der Fall Ophelia
4. Katja Müller-Lange: An einem Strand
5. Judith Herrmann: Sonja
6. Terézia Mora: Der Fall Ophelia
7. Sibylle Lewitscharoff: Pong
8. Katrin Seddig: Von der Anstrengung des Lebens
9. Monique Schwitter: Goldfischgedächtnis
10. Jenny Erpenbeck: Im Halbschatten meines Schädels



Philippe Wampfler Version 1.0

phwa.ch/frauenreader

Zoë Jenny  
Sugar Rush, 2011

Sie warteten auf ihn in ihre Regenjacken gehüllt, die Kapuzen hochgezogen. Er freute sich darauf, den Tag mit den Kindern allein zu verbringen. Auf dem Weg zur Untergrundbahn ging er, eine Zigarette rauchend, einen Schritt hinter ihnen. Selwyn erzählte Tara aufgeregt etwas über ein neues Computerspiel. Tara nickte nachgiebig und legte plötzlich wie beschützend die Hand auf den Kopf ihres Bruders – eine Geste, die Mike seltsam berührte. Sie war zwei Jahre älter als Selwyn und immer ganz die große Schwester. In der Untergrundbahn standen sie so dicht beisammen, dass er seinen Arm um sie legen konnte, während ihre Körper sich gleichzeitig im Rhythmus des Wagens wiegten. Draußen schubste er sie durch das übliche Gedränge von Oxford Circus in die Regent Street. Er behielt sie dabei vorsichtig im Auge, als ob er fürchtete, sie könnten in der Menschenmasse verschwinden und für immer verlorengehen. Ein Gedanke, der ihn mit Panik erfüllte.

Selbst an einem düsteren Tag wie heute wirkte der große Apple Store hell, die unzähligen Bildschirme leuchteten wie kleine Sonnen. Tara und Selwyn rannten auf einen Computer zu und drückten sofort wild auf den Tasten herum. Karin würde überrascht sein, wenn die Kinder ihr am Abend den Computer zeigten. Er hatte ihr nichts über den Vorschuss gesagt, den er für sein neues Theaterstück bekommen hatte. Es war nicht nur ein Geschenk für die Kinder, es war ein Statement, ein Zeichen dafür, dass auch er etwas beisteuern konnte – und kein Parasit war. Schlimm genug, dass Karin das Geld verdiente und alles für ihn bezahlte. Zu Beginn war es zwar ganz angenehm gewesen, sich in ein gemachtes Nest zu setzen, aber Mike fühlte sich zunehmend eingeengt, und die Abhängigkeit störte ihn.

Das junge Personal in Turnschuhen und umgelegten Headphones schwirrte mit einer Leichtigkeit durch das Geschäft, als gehörten sie allesamt einer anderen Spezies an. Eine junge Frau erklärte ihm ausführlich die Funktionen des Computers – die er sogleich alle wieder vergaß, weil er fasziniert das Piercing in ihrer Zunge studierte, das jedes Mal aufblitzte, sobald sie den Mund öffnete – er fragte sich, wie es sich wohl anfühlte, sie zu küssen, bei dem Gedanken, mit der Zunge das Metall zu berühren, schauderte ihn. Die Verkäuferin lächelte die Kinder an, fragte nach ihren Namen und ihrem Alter. Die beiden zogen stets alle Aufmerksamkeit auf sich; wenn er mit ihnen unterwegs war, übersahen ihn deshalb die Frauen, gerade so, als ob er gar nicht existierte. Auch als er zahlte und den Computer entgegennahm, bedankte sich die Verkäuferin nicht etwa bei ihm, sondern bei den Kindern, winkte ihnen nach und wünschte ihnen viel Spaß mit dem weißen Gerät. Ein letztes Mal sah er das Metall in ihrem Mund aufblitzen.

Draußen regnete es in Strömen. Tara nahm Selwyn an die Hand. »Wie wäre es mit einem Eis?«, fragte Mike. Es war so leicht, die Kinder zufriedenzustellen. Die Eisdiele am Leicester Square war nur einen Katzensprung entfernt. Und ein kleiner Sugar Rush würde ihnen gewiss nicht schaden. Karin musste es ja nicht wissen. Ein Geheimnis zwischen ihm und den Kindern. Das letzte Mal hatten sie in Karins Abwesenheit eine riesige Packung Chips vernascht, während sie im Fernsehen *Tom & Jerry* geschaut hatten. Das krachende Geräusch der knusprigen Chips, während ihre Hände abwechselnd in der Tüte versanken, gab ihm ein Gefühl der Verbundenheit. Karins Besessenheit, den Kindern nur biologisch einwandfreies Essen zu erlauben und jegliches Junkfood zu verbieten, fand er völlig übertrieben. War für sie doch alles irgendwie vergiftet, die Luft, das Wasser, die Nahrung. Für Karin war die Welt eine einzige Giftmülldeponie. Schon mehr als einmal hatte er ihr zu erklären versucht, dass es vielleicht gar nicht so gesund sei, die Welt nur als eine toxische Gefahrenzone wahrzunehmen. Zwecklos. Karin hatte eine Mission, und wenn er auch nur den leisesten Zweifel äußerte, bombardierte sie ihn mit Statistiken, zählte alles auf: die Konservierungsmittel, E-Nummern, Karzinogene, die Krankheiten und Krebsraten, die globale Erderwärmung – denn alles war miteinander verbunden, und sie hatte ja recht, das musste er am Ende immer eingestehen. Nur: Manchmal wollte er das alles gar nicht wissen. Wie neulich am Sonntagmorgen, als sie ihm im Bett erklärte, dass selbst die Kleider nun vergiftet seien. Er blickte aus dem Fenster in den Garten, während Karin ausführte, wie die Haut tagtäglich die Schadstoffe der mit toxischen Bleichmitteln behandelten Baumwolle absorbiere. »Du bist tagtäglich in Gift eingekleidet und merkst es nicht mal!« Eine Amsel saß auf der Backsteinmauer, die ihren Garten vom Nachbargrundstück trennte, und hackte eifrig auf etwas herum, das er aus der Distanz nicht genau erkennen konnte, aber am ehesten nach einer Schnecke aussah. »Hörst du überhaupt zu?«, fragte sie. »Ich höre zu«, sagte er. Und drehte sich zu ihr hin, während er aus dem Augenwinkel weiterhin den Vogel beobachtete. »Ich habe dieses Geschäft in Covent Garden entdeckt, das Kleider aus Bambus verkauft«, sagte sie, ihre Stimme hatte dabei diesen enthusiastischen Unterton, von dem er ahnte, dass er nichts Gutes bedeutete. Doch erst als sie aufstand und zu seinem Kleiderschrank ging, begriff er, auf was sie aus war. Mit einem Satz sprang er aus dem Bett und stellte sich vor sie hin.

»Bist du verrückt geworden? Du möchtest meine Hemden wegwerfen? Kommt nicht in Frage. Nein. Das geht zu weit. Du wirst nicht meine Kleider wegwerfen! Und ich trage keine Sachen aus Bambus. Niemals!« Augenblicklich kam er sich lächerlich vor, wie er nackt mit gespreizten Beinen und vor der Brust verschränkten Armen vor ihr stand.

Karin schüttelte den Kopf und sah ihn an, als sei er nicht ihr Mann, sondern ein kleines verzogenes Kind. »Warum so stur? Ich wollte dir nur helfen. Meinetwegen kannst du dich vergiften lassen.«

»Ich vergifte mich nicht«, sagte er laut. Aber sie hatte sich schon umgedreht und war auf dem Weg ins Kinderzimmer. Er blickte ihr nach, fast enttäuscht, wie schnell sie aufgegeben hatte. Sie verschwendete keine Zeit mehr mit ihm. Sie hatte ihr eigenes Fleisch und Blut zu bewahren.

An diesem Morgen verließ er die Wohnung und aß sein Frühstück allein in einem Café. Er wollte das Geschrei nicht hören. Er hörte es trotzdem. In Gedanken, während er sein Spiegelei verzehrte, sah er, wie Tara weinend ihren Lieblingspulli mit der aufgedruckten Mickey Mouse an sich drückte, sich lauthals dagegen wehrend, dass ihre Mutter ihn wegzuwerfen gedachte. Ein billiges Polyestergemisch – hergestellt in einer Fabrik in China, von Kinderhand zusammengenäht. Ein politisch höchst fragwürdiges, unkorrektes Kleidungsstück. Aber Tara in London, die weder von Kinderarbeit noch von chinesischen Fabriken oder vergifteten Kleidern etwas wusste, hatte diesen Pulli zu ihrem Lieblingsstück erkoren. Mike stellte sich vor, wie sie um ihn kämpfte, schreiend an ihm festhielt und daran zerrte (Mickey Mouse machte dabei eine unansehnliche Fratze), während Karin versuchte, ihrer achtjährigen Tochter zu erklären, warum dieser Pulli in den Abfall gehöre. »Wann, wenn nicht jetzt?«, fragte sie jedes Mal, wenn Mike zu bedenken gab, dass die Kinder noch zu jung seien, um politische Zusammenhänge zu verstehen. Vielleicht hatte sie ja recht – aber zu welchem Preis? Die Kinder taten ihm leid. Es war schließlich nicht ihre Schuld, dass die Welt ungerecht und kaputt war, und manchmal – davon war er überzeugt – musste man die Augen auch schließen können, um normal zu leben. Aber Karin war schon zu weit gegangen. Sie war nicht mehr zu stoppen. An jenem Wochenende schaffte Karin es, sämtliche Kleider auszutauschen – selbst die Bettlaken und Handtücher wechselte sie gegen Produkte aus Bambusfasern aus. Seit sie in den Kleiderschränken der Kinder gewütet hatte, hielten diese mehr zu ihm. Komplizenhaft zwinkerten sie sich zu, wenn Karin am Tisch über einem Bulgursalat erklärte, wie gesund der sei und dass sie die Tomaten auf den Farmers’ Markets gekauft habe, weil die Tomaten von dort nicht nur besser schmeckten, sondern weil es wichtig wäre, Farmers’ Markets zu unterstützen. Tara und Selwyn kickten sich unter dem Tisch mit den Füßen und gaben sich Zeichen, weil Karin ihnen wieder die Welt erklärte.

Ihn, den Außenseiter, befriedigte das. Er hatte diese Befriedigung bitter nötig. Mehr als einmal hatte er sich vorgestellt, wie Alexander, Karins Ex-Mann, ihn bei den Kindern schlechtmachte. Karin tat dies als Paranoia ab, aber er wusste genau, dass er in Alexanders Augen ein »Loser« war. Der »Künstlertyp«, den Karin auf Londons Straßen aufgelesen hatte, wie einen Hund, der sich verlaufen hatte. Ein brotloser Theaterschriftsteller, der seit Jahren auf seinen Durchbruch im West End wartete. Jedes Mal versetzte es ihm einen Stich, wenn Alexander am Wochenende kam, um die Kinder abzuholen, und sie mit Freudengeschrei auf ihn zurannten. Er warf Tara wie eine Feder in die Luft, und sie fiel jauchzend in seine Arme zurück. Mike wünschte, er könnte Tara so in die Arme nehmen und an sich drücken. »Hi Mike«, rief Alexander ihm zu, als wäre er nur zufällig auch gerade in der Wohnung und nicht weiter von Interesse. Es wäre ihm lieber gewesen, Alexander würde ihn offen hassen. Das kumpelhafte Getue war schlimmer. Vor der Premiere seines letzten Stücks in einem Theater in Hackney hatte Alexander ihm sogar gönnerhaft auf die Schulter geklopft und ihm viel Glück gewünscht. Den ganzen Abend hatte er noch den Druck seiner Hand auf der Schulter gefühlt, er konnte sich nicht auf das Bühnengeschehen konzentrieren. Stattdessen phantasierte er, wie er Alexander bald die Faust ins Gesicht schlagen würde, mitten in das breite wohlmeinende Grinsen. Immer wieder, er konnte die Zähne fühlen, die wegbrachen, diese weißen strahlenden Zähne, das Gebiss eines Hundes, dachte er, fletschend und bereit zum tödlichen Biss. Weg damit! Sollte er doch ersticken an seinen eigenen Zähnen. Schlag für Schlag, bis er aufgedunsen und blutverschmiert zu Boden sank.

Mit Genugtuung betrat Mike mit den Kindern die Häagen-Dazs-Eisdiele am Leicester Square. Nervös sahen sie sich um, gerade so, als erwarteten sie Karin wie einen Geist irgendwo hinter einem der runden Tischchen hervorkommen, um sie schimpfend hinauszujagen. Erst als die Kellnerin drei große Eisbecher an den Tisch brachte, entspannten sie sich. Tara und Selwyn starrten auf die Schokoladensauce, die dick und zäh über die Vanillekugeln floss, als trauten sie ihren Augen nicht.

»Worauf wartet ihr?«, fragte Mike. »Es schmilzt!« Ihre Köpfe beugten sich über die zuckrig-kalten Kugeln, und ihre Gesichter versanken darin. Er bestellte ExtraSchokoladensauce, es sollte nicht zu knapp sein. »Wir werden Mummy nichts verraten«, sagte Tara mit vollem Mund, »sie darf nichts wissen.« Selwyn nickte eifrig. »Kein Sterbenswörtchen.« Mike nickte schweigend, er konnte die Kinder nicht auch noch zum Lügen auffordern. Während das süße Eis auf seiner Zunge schmolz, plante er schon den nächsten Ausflug. »Nächste Woche gehen wir zu McDonald’s«, sagte er verheißungsvoll, und sie sahen ihn an mit diesem offenen, erstaunten Blick. In diesem Moment wusste er, dass er sie in der Hand hatte und sie ihm folgen würden, wohin immer er wollte. Eine teuflische Freude erfasste ihn, wenn er sich vorstellte, wie er mit den Kindern vor Fett triefende Cheeseburger und Pommes frites verschlingen würde. »Die Fresshölle«, wie Karin die Kette mit dem goldenen M nannte. Wenn sie nur sehen könnte, wie ihre Kinder gierig das Eis verschlangen und die Finger genüsslich in die Schokoladensauce tauchten! Er würde ihnen alles geben, was Karin ihnen verbot. Auf dem Heimweg in der Untergrundbahn schien es ihm, als drückten sie sich fester an ihn.

Zu Hause warfen die Kinder ihre Regenjacken zu Boden und rannten sofort mit dem Computer ins Wohnzimmer. Mike hängte die Jacken in der Garderobe auf und strich sie glatt. Sie tropften noch vom Regen, und er vergrub sein Gesicht in Taras Jacke. Sie roch nach Untergrundbahn und Regenwetter, und irgendwo darunter roch es nach Kind, nach Unschuld und Vorfreude. Er atmete tief, klammerte sich am Stoff fest, während die Tränen an seinen Wangen herunterliefen. Er hörte ihre Stimmen aus dem Wohnzimmer und wie sie den Computer auspackten, das hastige Zerreißen von Karton und Klebeband. Er hörte das Wort »Daddy«, und für einen Moment glaubte er, sie meinten ihn.

Juli Zeh  
Feindliches Grün, 2010

Durch technisches Versagen gibt eine Lichtzeichenanlage den Verkehr in alle Richtungen frei. Ein Rechtsbegriff.

Wenn ich den Raum betreten oder verlassen wollte, musste Amelie aufstehen. Ich hatte ihr den Besuchertisch zwischen Aktenregal und Schreibtisch an die Wand gerückt, das war ihr Arbeitsplatz. Mit hängenden Armen und gesenktem Blick hatte sie sich geweigert, die Strafrechtsakten zu Hause zu bearbeiten.

Amelie saß krumm an dem niedrigen Tisch, Gesicht zur Wand. Ihre langen Fingernägel kratzten über Kinn und Wangen, das regelmäßige Geräusch maß die Sekunden. Kaum war sie meine Referendarin geworden, bekam sie Ausschlag in den Mundwinkeln. Ab und zu sagte ich ihren Namen. Dann quietschten Stuhlbeine über das Linoleum, sie trat neben mich und beugte sich über die aufgeschlagene Akte. Während ich ihr den Fall erklärte, betrachtete ich das Ekzem. Rund um den Mund glänzten Spuren einer Hautcreme. Als ich sie danach fragte, behauptete sie, das komme vom Stress. Bis zum Examen blieb Amelie mehr als ein Jahr. Sie war weder schön noch intelligent. Ich kam nicht darauf, was an ihrem Leben stressig sein sollte.

Der Beschuldigte hieß mit Nachnamen Rollenspiel, und schon das erschien mir wie eine Lüge. Um ein Uhr fünfunddreißig in der Nacht war sein Mercedes auf leerer Kreuzung mit einem Fiat Panda zusammengestoßen. Der Polizeibericht ergab, dass keines der beiden Fahrzeuge gebremst hatte. Nach drei Monaten kam der Fahrer des Fiats wieder zu Bewusstsein und behauptete genau wie Rollenspiel, bei Grün über die Ampel gefahren zu sein.

„Feindliches Grün“, sagte ich zu Amelie. „Kommt öfter vor als man denkt. Jedenfalls in den Köpfen der Angeklagten.“ Sie verstand den Witz nicht und ging zurück an ihren Platz. Ich wischte ein paar Hautschuppen von der Anklageschrift.

Zum ersten Mal war ich Amelie zwischen vierter und fünfter Etage begegnet, auf dem Treppenabsatz, der als Raucherecke dient. Die neue Referendarsgruppe hatte um elf Uhr Pause, Kaffeetassen bedeckten die Stehtische und ließen keinen Platz, um die Ellenbogen aufzustützen. Hochgewachsene, naturblonde Mädchen in sauberen Jeans und Blusen, unter denen die Form der Brüste nicht zu erkennen war, erzählten einander, welche Punktzahlen sie im Ersten Staatsexamen erreicht hatten. Jungen mit streichholzkurzen, wachsglänzenden Haaren standen herum und zogen die Reißverschlüsse ihrer Sportpullover auf und zu. Ich legte die Robe ab und hängte sie über den Arm.

Amelie fiel auf zwischen den anderen, sie wirkte verirrt.Ihr Haar war nicht blond, sondern weiß und strohig vom Bleichen, und sie trug eine Hose aus grünem, synthetisch schillerndem Material. Die Luft um ihre Beine schien elektrostatisch zu zittern. Sie sah aus, als hätte sie etwas Entscheidendes nicht verstanden. In ihrer Kindheit musste sie mit goldhaarigen Puppen gespielt und sich vorgestellt haben, später einmal selbst eine zu werden. Dass es nicht geklappt hatte, war ihr offensichtlich nicht klar.

Aus einer Tüte holte sie ein rundum mit Nutella beschmiertes Brötchen, hielt es mit spitzen Fingern und biss hinein. Alle anderen rauchten und sahen zu. Es krachte, große Krümel fielen auf den Boden oder klebten sich an ihr Kinn. Was sie da esse, fragte jemand. Sie esse, erklärte Amelie, was sie sich leisten könne. Dabei schwenkte sie affektiert eine

klebrige Hand in der Luft. Ob schon aufgefallen sei, dass das Mittagsmenü in der Kantine drei Euro fünfzig koste? Die Referendare murmelten Beifall. Stimmt doch, sagte Amelie zu mir, während ich mich an ihr vorbeineigte, um den Aschenbecher in der Ecke zu erreichen. Ich hatte kein Wort gesprochen und ständig zur Seite geschaut.

Seitdem traf ich die Referendare täglich beim Rauchen und verschenkte jedes Mal eine halbe Packung Zigaretten, ohne am Gespräch teilzunehmen. Als Amelie mir nach Ende des Einführungskurses zur Ausbildung zugewiesen wurde, glaubte ich nicht an einen Zufall. Es bestand die Möglichkeit, den Namen eines Wunsch-Richters in die Liste einzutragen.

Richtern geht es wie Amerikanern in einem Moskauer Bordell. Das wusste ich schon im ersten Studiensemester, während ich mit leerer Laptoptasche in der Bibliothek spazieren ging, ohne ein Buch aus den Regalen zu nehmen. In den Vorlesungen saß ich in der letzten Reihe des Hörsaals und überblickte die Plantagen aus kürzeren und langen, dunklen und hellen Pferdeschwänzen, durch die es raschelnd wie ein Windstoß fuhr, wenn der Professor uns aufforderte, einen Paragraphen nachzuschlagen. Laut Statistik würde nur jedes zweite dieser Mädchen das Erste Examen bestehen, die meisten mit schlechter Note. Wenig später würden sie als Referendarinnen bei Gericht auftauchen und sich einen noch unverheirateten Richter suchen, der ihnen den Alptraum des Zweiten Examens ersparte. Während ich mit der Frage beschäftigt war, wie ich selbst die beiden Examina überleben sollte, vergaß ich die statistischen Berechnungen. Sie fielen mir wieder ein, als Amelie meine Referendarin wurde. Den feingliedrigen, gepflegten, halb durchsichtigen Jurastudentinnen aus meiner Erinnerung glich sie nicht im Mindesten, sie war ein unaufhörlich scheiternder Versuch. Aber ich wusste, dass sie Geldsorgen hatte und es mir leicht machen würde, und der Ausschlag in ihren Mundwinkeln rührte mich.

Dann erfuhr ich, dass Richter Greifzacker sie vögelte. Man teilte es mir in der Geschäftsstelle mit, nachdem Türen und Fenster geschlossen und ein paar einleitende Worte gesprochen waren. Eigentlich sei es nicht meine Sache und schließlich auch nicht direkt verboten. Aber besser, ich erführe es auf diesem Weg. Vielleicht könnte ich bei passender Gelegenheit? Über die Frage, ob Amelie mir gehörte, hatte ich nicht nachgedacht, weil ich sie für einen Typ Frau hielt, der einem nicht weggenommen wird. Ich hatte geglaubt, sie sei dankbar und treu wie ein zugelaufener Hund. Da war es mal wieder: Feindliches Grün. Die Damen in der Geschäftsstelle deuteten meinen Gesichtsausdruck falsch und drückten mir den Arm. „So etwas kommt öfter vor als man denkt“, sagte die Urkundsbeamtin. Ich ließ mir Greifzackers Telefonnummer aufschreiben und warf den Zettel in den Papierkorb neben dem Kaffeeautomaten.

Das nächsthöhere Gericht lag ein paar Straßenzüge entfernt Richtung Innenstadt. Richter Greifzacker war ein schwarzrobiges Flügelschlagen auf den dortigen Korridoren. Nie hatte ich ihn länger als ein paar Momente gesehen, aber ich kannte die Legenden. Er sei eine männliche Schönheit, hieß es. Sein Lächeln erwecke selbst bei Anwälten den Glauben an die Gerechtigkeit. Niemand bewirke mehr Geständnisse als er. Sein lächerlicher Name wurde respektvoll wie der eines Kunstwerks gesprochen, man sagte „Greifzacker“ wie „Guernica“.

Um mir das Wunderwerk anzusehen, setzte ich mich als Zuschauer in die letzte Bank seines Referendarsunterrichts. Er hatte Kamelaugen. Seit mir für die feuchten, langbewimperten und weit auseinanderliegenden Augen Richter Greifzackers kein anderes Wort eingefallen ist, stelle ich mir Kamele mit hellblauen Augen vor. Ansonsten sah er aus wie ein Dressman, groß gewachsen, die dunklen Haare im Nacken sauber rasiert. Er redete schnell und machte Pausen an seltsamen Stellen im Satz, im typischen Rhythmus des Diktiergerätmonologs. Wenn er begann, das Kreidestück dicht vor seiner Gürtelschnalle in der halboffenen Faust zu schütteln, ging eine Bewegung durch die Gruppe. Dann unterbrach er sich mitten im Satz: „Was gucken Sie so? Hab ich was Falsches gesagt?“ Niemand hörte ihm zu, alle schauten ihn an. Amelie saß ganz vorn und hatte mein Eintreten nicht bemerkt.

Von den Fenstern des Unterrichtsraums ließ sich die halbe Stadt überblicken. Flugzeuge zogen rote Linien über den Abendhimmel, die Drahtrollen auf dem Dach der Strafvollzugsanstalt glitzerten in der Sonne. Ich verließ den Saal und schloss die Tür lautlos hinter mir. Richter Greifzacker war unerreichbar wie ein Luftballon, der sich den Händen eines Kindes entrissen hat, hoch über den Baumkronen des Parks schaukelt und unsichtbar wird, wenn seine Bahn die weißglühende Sonne kreuzt. Dass er ein Mädchen wie Amelie vögelte, schien mir wider die Natur.

Sein Büro war nicht verschlossen, drei Mal so groß wie meins und wahrscheinlich das einzige Richterzimmer im Gebäude, das über eine Art Einrichtung verfügte. Ich setzte mich auf die Couch, deren Leder bei jeder Bewegung quietschte, atmete durch und betrachtete die beiden gigantischen Gemälde an der gegenüberliegenden Wand. Sie waren quadratisch, ungerahmt, in Rot- und Brauntönen wie mit Blut gemalt, das an den dicker aufgetragenen Stellen heller leuchtete, als wäre es noch nicht trocken. Obwohl nichts Gegenständliches zu erkennen war, musste ich an die Photos in den Mordakten der Staatsanwaltschaft denken. Mir gefielen die Bilder. Ich trat dicht vor das rechte, berührte eine der dicken Farbstellen mit der Fingerspitze und roch daran. Mein Blick fiel auf die Signatur. Ich musste drei Mal hinsehen, bevor ich den eigenen Augen traute. Möglicherweise war er pervers. Das würde einiges erklären.

Amelie saß auf meinem Stuhl, kratzte am Ausschlag und las ernst in einer Frauenzeitschrift, als handelte es sich um einen Dostojewski-Roman. „Amelie“, fragte ich, „wie finden Sie eigentlich Richter Greifzacker?“ „Toll!“, sagte sie mit Nachdruck.

Auf eine idiotische Frage durfte ich keine intelligente Antwort erwarten. Ich wusste nicht einmal, ob sie errötete oder ob die Neurodermitis ihre Wangen zum Glühen brachte. Ihr weißes Haar glänzte grünlich im Neonlicht und fiel raschelnd wie eine Handvoll Heu über die aufgeschlagene Zeitung, als ich ihren Oberkörper mit beiden Händen auf die Tischplatte drückte, den Stuhl zur Seite trat und ihr die Hose über die Hüften zwängte. Ich sah zu, wie ihre Finger auf der glatten Schreibtischauflage Halt suchten, und stellte mir vor, dass die Feuchtigkeit zwischen ihren Beinen zu großen Teilen aus Richter Greifzackers Sperma bestand. Zum ersten Mal fand ich Amelie schön.

Als ich einige Tage später einen dunklen Fleck oberhalb ihrer rechten Hüfte entdeckte,

tauchte ein merkwürdiges Bild in meiner Vorstellung auf. Vielleicht schlug er sie. Ich sah den kameläugigen, sanften, nach gar nichts riechenden Richter, ausgestattet mit einem durchsichtigen Bürolineal, hoch aufgerichtet über der elektrostatisch knisternden Amelie stehen. Sein Arm bewegte sich mechanisch rauf und runter, im gleichen Takt drehte Amelie den Kopf, und die lautlose Szene wiederholte sich in einer Endlosschleife wie der Werbefilm irgendeines Pornostreifens.

Der Fleck stellte sich als Schatten heraus, aber die Endlosschleife lief weiter. Ich war so besessen, dass Amelie, die ohne Boden unter den Füßen Stoß für Stoß über die Tischplatte rutschte, mir etwas Unanständiges zurief. Normalerweise hätte ich, erschreckt von der Lächerlichkeit des Ausrufs, sofort von ihr abgelassen und meine Kleider geordnet. Jetzt aber bildete ich mir ein, sie könnte zu ihm dasselbe sagen, wenn er sie schlug. Wimmernd brach ich über ihr zusammen.

Von da an suchte ich seine Nähe. Ich brauchte ihn in allen Einzelheiten, vor allem die Abläufe seiner Bewegungen. Ich musste ihn studieren. Die Gelegenheiten waren rar. Als die Staatsanwaltschaft den Beschuldigten Rollenspiel wegen schwerer Körperverletzung anklagte und der Fall ans Landgericht abgegeben wurde, hatte ich einen Vorwand, um Greifzackers Verhandlung zu besuchen. Amelie konnte ich nicht verbieten, mich zu begleiten.

Wie Narren saßen wir nebeneinander in den Zuschauerbänken. Von draußen waren die langsamen, unregelmäßigen Schritte des anderen Fahrers zu hören, der mit Krücken im Flur auf und ab ging und jedes Mal kurz stehenblieb, wenn er an der Tür des Gerichtssaals vorbeikam. Ich stützte den Kopf in die Hand, damit Amelie nicht sehen konnte, dass meine Augen unverwandt auf den Vorsitzenden der Großen Strafkammer gerichtet waren. Ich registrierte alles, seine Art, den Arm gen Himmel zu recken, wenn er die weiten Ärmel der Robe zurückschob, wie er beim Reden im Gesetz blätterte, ohne einmal hineinzusehen, und wie sein Zeigefinger sich nach hinten bog, wenn er ihn aufs Richterpult stieß, als hätte er keine Gelenke.

Rollenspiel saß dumpf neben seinem Verteidiger und wirkte nicht, als könnte er der Verhandlung folgen. Die Haut seines Gesichts war glatt gespannt von den Fettpolstern und am Haaransatz rot verfärbt. Der kindliche Ausdruck passte nicht zu seinen borstigen Haaren und den massigen Schultern. Ab und zu hob er den Kopf und schaute Greifzacker nachdenklich an, als überlegte er, ob man ihn essen könnte.

„Die Verhandlung sollte gestoppt werden“, flüsterte Amelie mir zu. Ärgerlich bedeutete ich ihr zu schweigen. Sie musste langsam wissen, dass man Verhandlungen, nicht „stoppte“, sondern „aussetzte“ oder „unterbrach“, und das niemals ohne Grund. Außerdem wollte ich meine Ruhe.

Die Verteidigung beharrte darauf, dass die Ampel Grün gezeigt hatte. Es war Sache der Staatsanwaltschaft, Rollenspiels Schuld zu beweisen. Was Greifzacker von sich gab, entsprach nicht der höheren Kunst. Ein Wunder, dass er das Examen geschafft hatte. Wir alle hatten jahrelang gelitten, gekämpft und geflucht, die Freundin verloren, an die wir längst glaubten, und waren schließlich ins Leben entlassen worden: einsam, gehirngewaschen, von uns selbst überzeugt – Juristen. Ich war nicht sicher, ob Richter Greifzacker dasselbe durchgemacht hatte.

Nach einstündiger Vernehmung entlarvte er endlich den Zeugen der Verteidigung.

Während er sich Notizen machte und ich mir vorstellte, wo der Stift in seinen Händen sich überall befunden haben mochte, fragte er beiläufig, wodurch der Mann auf den Unfall aufmerksam geworden sei. Er habe sich umgedreht, als es knallte, antwortete der Zeuge. Richter Greifzacker schlug die Augen auf wie ein Mädchen. „Wie können Sie denn den Unfallhergang beobachtet haben, wenn sie erst durch den Knall darauf aufmerksam wurden?“, fragte er.

Der Zeuge erhob sich und nahm wieder Platz, nachdem er Greifzackers Blick begegnet war. Der Staatsanwalt drohte mit Strafverfolgung wegen Falschaussage, der Verteidiger blätterte hektisch in seinen Unterlagen. Niemand achtete auf Rollenspiel, der aussah, als wäre er fast eingeschlafen. Plötzlich stand er auf, kletterte schwerfällig über die Anklagebank, einer, der die direkte Verbindung zwischen zwei Punkten wählt, und ging wie an Schnüren gezogen auf das Richterpult zu. Er packte Greifzacker an den Schultern und schob seinen großen Kopf vor dessen Gesicht.

„Wir plädieren auf feindliches Grün!“, rief er, und wieder: „Feindliches Grün, feindliches Grün.“ Als Amelie aufsprang, erwischte ich sie am Handgelenk. Sie zerrte daran wie ein Kettenhund. Rollenspiel brüllte, bis seine Stimme rau wurde und kippte. Endlich betrat jemand vom Sicherheitsdienst den Saal und fasste Rollenspiel am Arm. Sofort fiel dieser in sich zusammen und ließ sich auf seinen Platz zurückbringen wie ein Ochse, der versehentlich auf die falsche Seite des Gatters geraten ist.

Richter Greifzackers Stuhl war leer. Auf dem Tisch glänzten ein paar Schweißtropfen, die von Rollenspiels Kinn gefallen waren. Der stellvertretende Vorsitzende ordnete eine Unterbrechung der Verhandlung an, und ich brachte Amelie auf den Flur. Vor der Tür des Gerichtssaals richtete sie ihre flachen, schreckgeweiteten Augen auf mich. Der Ausschlag rings um den Mund war schon wieder größer geworden und ließ sie aussehen wie ein Kind, dass sich das Gesicht mit Marmelade beschmiert hat. „Gibt es denn keine Sicherheitsvorkehrungen?“ Sie heulte beinahe. Ich stützte mich auf die Fensterbank, legte das Kinn in die Hand und erzählte davon, wie einst in Bamberg ein Familienrichter während der Verhandlung erschossen wurde. Seitdem steht dort ein Wachmann mit Maschinengewehr auf dem Flur. „Sehen Sie, Amelie“, sagte ich, „so funktioniert die Welt. Die Dinge ändern sich erst, wenn etwas geschehen ist.“ Ihr Entsetzen tat mir gut. Ich fragte mich, ob sie ohne mein Eingreifen Rollenspiel angefallen hätte, und beschloss, sie am Abend in eines ihrer geliebten, kitschigen Edelrestaurants zu führen. Sie würde eine goldfarbene Bluse anziehen, die wie Plastik knisterte und sich mit der Haarfarbe nicht vertrug. Der Ausschlag stand ihr gut. Aus zwei Metern Entfernung konnte man glauben, es habe sie jemand über den Mund geschlagen.

Nach dem Ereignis gab es Grund, ihn zum Mittagessen zu bitten. Er gestand, dass Rollenspiel ihn wirklich erschreckt hatte. „Ich bin Strafrichter geworden“, sagte er, „weil ich Gewalt verabscheue.“ Ich hätte am liebsten laut gelacht und lobte stattdessen seine Zeugenvernehmung. „Lieber Kollege“, rief er, „das war ganz leicht! Feindliches Grün ist so gut wie immer eine Fiktion.“

Er redete gern, das gab mir Gelegenheit, ihn ruhig zu betrachten. Aus den gemeinsamen Essen wurde eine Gewohnheit, auf die ich mich täglich freute. Als er am verhandlungsfreien Tag in Jeans und Hemd erschien, zündete ich eine Zigarette an, obwohl die alte noch brannte. Nur einmal kam das Gespräch auf Amelie. Ob mir

aufgefallen sei, dass von meiner Referendarin eine merkwürdige Anziehungskraft ausgehe? „Beim besten Willen“, sagte ich. „Diese Blusen. Diese Haare.“ „Nicht oberflächlich“, sagte er. „Etwas Unerklärliches. Vielleicht animalisch.“ Seine Kamelaugen sahen entzündet aus. Wenn er nach seinen Kontaktlinsen fingerte, griff ich nach meiner Brille. Ich gab vor zu überlegen und schüttelte den Kopf.

„Hast du ihre Geldbörsen bemerkt“, fragte er. „Fast täglich eine andere. Geschupptes Kunstleder in unerträglichen Farben.“ Ich rührte endlos in meinem Cappuccino und lächelte wissend. Seine Obsession setzte ihm zu, aber gesund, wie er war, würde er eine Weile durchhalten. Einer von uns würde sie heiraten müssen. Mir war gleichgültig, wer diesen Part übernahm, und wir hatten keine Eile.

Bald kannte ich jede seiner Gesten, die Bewegungen seiner Hände und die Form seines Mundes auswendig und konnte sie abrufen wie aus einem Bilderarchiv. Ich ließ ihn mit Lineal, Stiften, Messer, Gabel und Gesetzbuch operieren, kleidete ihn in Robe oder Jeans, verschob ihn und Amelie von der Cafeteria aufs Richterpult, auf die Ledercouch in seinem Büro und ans Fenster des Unterrichtsraums. Nachmittags gab ich ihr frei, damit sie Gelegenheit hatte, ihn aufzusuchen. Wenn sie kurz vor Dienstschluss zu mir zurückkam und von ihrem Tag in der Bibliothek zu plappern begann, schnitt ich ihr das Wort ab und zog sie aus.

Ihrer bevorstehenden Zuweisung an eine Zivilkammer sah ich gelassen entgegen. Das Zivilgericht befand sich im gleichen Gebäude, und ich hielt die Lage für gut balanciert. An einem ihrer letzten Arbeitstage lud sie mich zu sich nach Hause ein und behauptete, für mich kochen zu wollen. Sogleich stellte ich mir die armseligen paar Quadratmeter einer Studentenbude vor, sah Amelie in ihren schillernden Klamotten hin- und hergehen, den Ofen mit Kohle und den Herd mit einer roten Propangasflasche betreiben. Ich sah verwaschene Küchentücher, in deren Ecken kleine Löcher geschnitten waren, damit sie an den Nagel neben der Spüle gehängt werden konnten. Vielleicht war Richter Greifzacker längst dort gewesen.

Der Türöffner summte, ohne dass sich jemand an der Sprechanlage gemeldet hätte. Ich betrat das Haus durch ein zweiflügliges, sorgfältig restauriertes Tor, durch das man früher mit Pferdekutschen gefahren war. Die Tür ihrer Wohnung im zweiten Stock war angelehnt, ich ging leise hinein. Das Licht der Erkenntnis traf mich aus unzähligen Halogenstrahlern, die in einem System aus Drähten verteilt hingen wie Wassertropfen in einem Spinnennetz. Ich stand eine Weile still, die Klinke noch in der Hand, dachte an Nutellabrötchen, grüne Synthetikhosen und kitschige Nobelrestaurants, erinnerte mich mit Verwunderung an meinen albernen Stolz, wenn der Kellner mich dort mit Handschlag begrüßte. Das Blut schoss mir ins Gesicht, ich ließ die Türklinke los und legte beide Hände über die Wangen. Es roch nicht nach Essen. Amelie wollte mir etwas zeigen, und ich hatte es bereits verstanden. Ich konnte gehen. Sie rief nach mir.

Auf der Suche nach ihr öffnete ich ein paar Türen, die im alten Zustand erhalten waren, dunkles Holz mit Einsätzen aus weißem und grauem Bleiglas. Das Wohnzimmer war groß wie ein Ballsaal und bestand nur aus spiegelndem Parkett, einer teuren Musikanlage und einem Sofa. Das Bett im Schlafzimmer stand erhöht durch ein Podest, daneben eine

ausladende Pflanze. Juristische Bücher, das ordinäre Knallrot von Gesetzessammlungen oder zerfledderte Akten mit heraushängenden Seiten sah ich nirgendwo. Sie ließ mich auf dem Klodeckel Platz nehmen, trank ein paar lange Züge aus der aufgeschnittenen Ecke einer Milchtüte und schüttete den Rest ins Badewasser. Ich hielt ein Honigglas und einen Löffel, von dem ich die bernsteinfarbene Masse in langen Fäden ins Wasser laufen ließ. Am Grund bildete sich eine leuchtende, hellgelbe Pfütze. Lichtreflexe liefen in kleinen Wellen über die graue Kachelwand. Ich wusste nicht, wie ich sitzen sollte, die Beine übereinandergeschlagen oder von mir gestreckt. Wenn ich mich zurücklehnte, betätigten meine Schultern die Klospülung. Amelie warf den Bademantel ab, versenkte ihren albinobleichen Körper in der Wanne, rekelte sich und seufzte wie eine drittklassige Fernsehschauspielerin. Die indirekte Beleuchtung milderte den grünlichen Schimmer ihrer Haare.

Ich war aus dem Gleichgewicht geraten, wollte fliehen, hätte längst weg sein sollen und konnte nicht gehen. Mich plagte das absurde Gefühl, von Amelie noch etwas erfahren zu müssen. Sie hatte den Vertrag gebrochen. Oder vielleicht war der Vertrag, an den ich glaubte, nie zustande gekommen. Immerhin waren wir Juristen.

„Wem gehört diese Wohnung?“ Ihre Augen gingen auf, automatisch wie die einer Puppe. „Mir“, sagte sie. „Ich denke nicht, dass man vom Referendarsgehalt hier die Miete bezahlen kann.“ „Der Eigentümer einer Sache“, sagte sie, „zahlt für die Ausübung des Besitzrechts kein Entgelt.“ Ich hatte Lust, ihr den Fuß auf die Stirn zu stellen und den Kopf unter Wasser zu drücken, ich spürte schon, wie mir das Wasser dabei in die Schuhe laufen würde. Ich sagte nichts und stoppte den Atem, wie ich es in der Verhandlung tat, wenn ich einen Zeugen zwingen wollte, sich zu konzentrieren. „Djaffa hat sie mir geschenkt“, sagte sie. „Wer ist Djaffa?“ „Ein Geschäftsmann aus dem Irak.“ „Wirst du ihn heiraten?“ „Nein“, sagte sie, „Djaffa hat schon zwei Frauen.“ Ich glaubte ihr, weil sie zum Lügen mehr Zeit gebraucht hätte. „Hattest du nie Sehnsucht nach Liebe?“ Woher diese Frage kam, wusste ich nicht. Ich hatte sie nicht stellen wollen, sie hatte nie in meinem Kopf existiert. „Ach!“ Ein paar Wasserspritzer trafen mich, als Amelie den Arm hochwarf. Ein Tropfen blieb auf meinem linken Brillenglas sitzen und vergrößerte das Rillenmuster meiner eigenen Haut, als ich ihn mit der Fingerkuppe wegwischte. Die Brille beschlug, ich nahm sie ab. „Den Männern werde ich erst vertrauen, wenn ich alt und hässlich bin. Vorher weiß ich nicht, ob einer mich wirklich liebt.“ Ich schaute sie an und dachte, dass sie jung und hässlich und ohnehin auf die wirkliche Liebe eines Mannes angewiesen sei. Dann fiel mir auf, dass ich sie nicht liebte und trotzdem in ihrem Badezimmer saß. Sie hatte Recht, auf eine unerträgliche, allen Gesetzen der Logik widersprechende Art, und lag dabei ausgestreckt in einer runden Badewanne, eine helle Gestalt, verschwommen im Nebel meiner Kurzsichtigkeit, vom Duft nach Milch

und Honig umgeben. Ihre Worte holten mich ein, als ich schon fast an der Wohnungstür war. „Was wirkliche Liebe ist“, schrie sie, „wirst du noch sehen. Ihr werdet es alle noch sehen.“ Die Kachelwände des Badezimmers verliehen ihrer Stimme Hall wie das Innere einer Kathedrale.

Einige Wochen später, während ich mit leerem Kopf auf meine Bürotür starrte, ging die Tür plötzlich auf und knallte mit Schwung gegen das Aktenregal, neben dem Amelie immer gesessen hatte. Richter Greifzacker kam mit drei Schritten herein und fand sein Gleichgewicht in der Mitte des Zimmers. In der rechten Hand trug er eine Walther PPK und hob sie vor mir in die Luft. Ich beobachtete, wie die Blätter der Topfpflanze auf dem Regal von der Erschütterung zitterten. Greifzackers Gesicht glänzte, die Haare klebten ihm an der Stirn und ließen ihn einem berühmten Filmstar ähneln, dessen Name mir nicht einfiel. Er trug keine Jacke, und die Schweißflecken auf seinem Hemd reichten bis zum Hosenbund. Wahrscheinlich war er vom Landgericht herübergerannt, auf seinen langen Beinen alle Fahrräder überholend. Ohne eine plausible Erklärung hatte ich mich seit dem Abend in Amelies Wohnung nicht mehr gemeldet und war ihm auf den Fluren ausgewichen. Als die Topfpflanze zur Ruhe gekommen war, sprang ich auf.

„Ich wollte es Ihnen längst selbst erzählen, aber ich wusste nicht, wie.“ Im Schreck vergaß ich ihn zu duzen. „Ich schlage vor, wir beruhigen uns und sprechen darüber.“ „Lass die Witze“, sagte Richter Greifzacker, „das ist nicht der rechte Moment.“ Er wischte sich mit der Hand, welche die Pistole hielt, über das Gesicht, so dass ihm der Lauf der Waffe durch die Haare fuhr. „Deine Referendarin hat auf mich geschossen.“ Er legte die Walther auf den Schreibtisch, schwacher Schwarzpulvergeruch stieg mir in die Nase. Ich versuchte zu sagen, dass Amelie nicht mehr meine Referendarin war, aber er ließ mich nicht ausreden.

„Sie hat sich in meinem Büro hinter der Tür versteckt. Als ich neben dem Schreibtisch stand, schoss sie ein Loch in eines der Bilder und eines in den Garderobenschrank. Die Lampe neben mir auf dem Tisch erwischte sie aus einer Entfernung von drei Metern.“ „Wo ist sie jetzt“, fragte ich.

„Immer noch dort. Sie gab mir die Waffe, und ich sperrte sie ein.“ „Hat niemand den Sicherheitsdienst gerufen?“ „Irgendjemand“, sagte er, „wird die Schüsse gehört haben.“

Amelie saß auf Richter Greifzackers Stuhl und schaute gelassen auf, als wir eintraten. Ihr Ausschlag war in den letzten Wochen zurückgegangen und hatte helle Flecken auf Wangen und Kinn hinterlassen. Splitter der zerschossenen Lampe lagen über der Tischplatte verteilt, sie hatte einige davon beiseite gefegt, um die Hände ablegen zu können. Das Einschussloch im rechten der beiden Bilder sah aus wie blutverkrustet. Hinter uns drängten die Mädchen aus der Geschäftsstelle und drei Sicherheitsbeamte in den Raum.

Greifzacker trat neben sie, bückte sich und legte ihr umständlich einen Arm über die Schultern. Auf einmal wusste ich, dass er sie nie zuvor angerührt hatte. Es spielte längst keine Rolle mehr. „Alles wird gut“, sagte er. Ihre Augen glitten über die Gesichter der Anwesenden. Sie wirkte wie ein Tier in Gefangenschaft, das an Menschen gewöhnt ist

und dennoch niemals weiß, ob es gefüttert oder geschlagen werden soll. Schließlich sah sie mich an. „So funktioniert die Welt“, sagte sie. „Die Dinge ändern sich erst, wenn etwas geschehen ist.“ Richter Greifzacker ließ sie los und hielt die Arme vom Körper abgespreizt, als hätte er sich schmutzig gemacht. Dass trotz seiner Gegenwart ein anderer Mensch angesprochen wurde, ließ ihn hilflos zurück. Ich stieß ihn mit dem Ellenbogen. „Wahrscheinlich kapierst du es nicht“, sagte ich, „aber sie hat versucht, dir das Leben zu retten. Prophylaktisch. Jetzt bekommst du einen Leibwächter wie der Familienrichter in Bamberg.“

Weil die Tür offen stand, klopfte die Polizei an den Rahmen. Ein Beamter drückte den Lichtschalter, die Neonbeleuchtung zappelte sich in Position. Richter Greifzacker wollte Amelie über den Kopf streichen und zog die Hand weg, als ihre grünlichen Haare knisternd an seinen Fingern hängen blieben. Ich hörte zu, wie er sie über ihre Rechte belehrte, dass sie nichts sagen musste und nach einem Anwalt verlangen konnte. Er war vorsichtig wie ein Chirurg, der seiner eigenen Frau eine Narkosespritze verabreicht, bevor er sie unters Messer nimmt. Amelie wollte keinen Anwalt. Ihr Kopf drehte sich herum, während sie weggeführt wurde, ihr Blick hing an Richter Greifzacker, bis sie aus dem Zimmer verschwunden war. Die Mädchen aus der Geschäftsstelle drückten Greifzackers Arm, als wäre jemand gestorben. Dann blieben wir allein.

„Ob du‘s glaubst oder nicht“, sagte ich, „vor nicht sehr langer Zeit dachte ich darüber nach, dass einer von uns sie heiraten wird.“ Richter Greifzacker wippte von den Fersen auf die Fußballen, als machte er Wadentraining. „Haben wir zwei jetzt ein Problem miteinander?“, fragte er.

Ich erinnerte mich daran, dass er Gewalt verabscheute, und schlug ihm auf die Schulter, so fest ich konnte. „Nicht doch!“, rief ich. „Weißt du noch? Feindliches Grün ist so gut wie immer eine Fiktion. Salem Aleikum, Effendi.“ Und ich ließ ihn in seinem Büro zurück, wo er sich damit beschäftigte, die Glassplitter auf dem Tisch zu immer neuen Mustern anzuordnen.

Katja Müller-Lange  
An einem Strand, Die Enten, die Frauen und die Wahrheit, 2003

A. in N., wie schön, dachte Asta, und fragte sich nicht einmal, was daran nun eigentlich so schön sein sollte.

Asta, ihre Freundin Marianne und deren Freund Jürgen hatten eine lange, zermürbende Reise hinter sich. Drei große Koffer, die sie gemeinsam mit dem Nötigsten, aber vor allem mit Unmengen von Schokoladenostereiern für die nicaraguanischen Kinder vollgestopft und in Berlin aufgegeben hatten, waren nicht angekommen; die würden sie also, wenn das Kopfschütteln des gähnenden oder grinsenden, bis an die Zahnstummel bewaffneten »Managua-Airport«-Beamten nicht bloß Ausdruck seiner miesen Laune gewesen war, in der anderen Bedeutung dieses, wie Asta jetzt erst bemerkte, ohnehin verdächtig doppelsinnigen Wortes, wohl tatsächlich *aufgeben* müssen. Der – vielleicht ja doch verfrühte – Ärger darüber hatte Asta, Marianne und Jürgen bis zu ihrer nächtlichen Weiterfahrt nach El Trufino zum Streit um eine Flasche Rum versammelt; auf der Heckbank des schrottreifen Überlandbusses hatten sie eine zweite geöffnet, es aber nicht mehr geschafft, auch die noch auszutrinken oder sich wenigstens wieder zu vertragen.

Doch seit den Morgenstunden, seit sie zum ersten Mal in ihrem Leben am Pazifischen Ozean saß, wurden Asta die verlorenen Ostereier mit jeder abgelaufenen Minute gleichgültiger.

Es war heiß, trotz der kleinen Brise, die vom Meer herüberwehte, und Asta konnte sich nicht entscheiden, ob sie ihre Augen vor Erschöpfung schließen oder aus Neugier

offenhalten sollte; und wenn die Müdigkeit für ein paar Momente stärker war als die Lust, aufs Meer zu schauen, und ihr die Koffer doch wieder einfielen, beiläufiger von Mal zu Mal, stellte sie sich all die Schokolade vor, wie sie auf einem Laufband, einer Zollstation, einem Cargo wärmer und wärmer und wärmer wurde und dabei tausendfach die Hohlform verlor und bald komplett zerschmolzen aus den bunten Stanniolhüllen kroch und dann das eine oder andere kleine Loch fand in den nachlässig verknoteten Plastiktüten, die sie hatten schützen sollen gegen die mechanischen und menschlichen Grobheiten, die Koffern samt Inhalten unterwegs so zustoßen, und wie sie schließlich, den Gesetzen der Gravitation folgend, Schichten weißer Unterwäsche durchsuppte; und irgendwann würde die braune Soße, oder zumindest das von den festeren Bestandteilen sich abscheidende Kakaoöl, zwischen den Zähnen der Reißverschlüsse hervorquellen und, in Gestalt süßlich riechender Fettflecke, das jeweilige Transitland, oder vielleicht sogar doch noch Nicaragua, betreten oder richtiger beschleichen, bis die eine oder andere Frau käme und sie wegputzte, die nun arg entstellten Schokoladenostereier aus good old Germany. – Ein seltsamer, wie ein angeschlagener und plötzlich abgebrochener Akkord klingender Ruf, womöglich der eines Vogels, war lauter als das Schmatzen des Wischlappens, das sich Asta, wie sie im nächsten wieder wacheren Moment wußte, nur eingebildet hatte. Obwohl die Sonne noch längst nicht im Zenit stand und man auch hier erst den 28. März schrieb, war es glühend heiß und Asta müder denn je. Oder wurde es heißer in dem Maße, in dem sie müder wurde? Oder wuchsen die Hitze und Astas Müdigkeit nur derartig schnell, weil sie so reglos schlapp am Strand hockte? Nicht schlafen, befahl sie sich: Steh auf und lauf! Wenn du einschläfst, wird es für lange sein und erst die Flut dich wecken – im günstigsten Fall. Durch die kurzen Wimpern an ihren halb herabgelassenen Lidern schaute sie wie durch einen glimmenden Schleier nach links und rechts und über das Meer hin und spürte, daß sie sich auch fürchtete vor dieser menschenleeren Welt, auf deren Fremdheit sie sich gefreut hatte.

Asta wollte sehen, wie die riesigen Karettschildkröten, nachdem sie tagelang geschwommen waren, ohne ein einziges Mal zu fressen, das Ufer erreichten, wie sie ihre adlerschnabelscharf geschnittenen Profile ins Licht des Mondes und der vielen Sterne reckten, wie sich ihre mit Seepocken bedeckten, an junge Inseln voller Vulkane erinnernden Panzer aus dem Wasser wölbten, und wie diese Inseln größer wurden, je näher deren Trägerinnen dem Strand kamen;bis nur noch Sand unter den vor langer Zeit zu Ruderblättern mutierten, seitlich abgespreizten Gliedmaßen der Schildkröten war, feuchter Sand, in den sie, die jahraus jahrein immer gleichen Stellen anstrebend, eine breite, unregelmäßige Spur walzten. Und wenn sie ihren jeweiligen Platz gefunden hätten, würden die mächtigen alten Meeresschildkröten mit den Krallen der hinteren, Beinen noch ziemlich ähnlichen Extremitäten nicht sehr tiefe Mulden scharren, ächzend und schnaufend wie Totengräber bei Bodenfrost, und in diese Mulden hinein ihre hellen, hartschaligen Eier pressen. Und dann würden die Schildkröten, nun die Vorderflossen gebrauchend, den zuvor aufgeworfenen Sand über ihre Gelege schieben, und, dem ihnen vertrauteren Element sich wieder zuwendend, alles mit den dafür wie geschaffenen Unterseiten ihrer Panzer planieren. Und endlich, die Sonne würde bereits aufgehen, wären sie fertig mit der Schinderei, fertig in mancherlei Hinsicht. Und mühsam, als sei jeder Schritt ihr letzter, würden sich die Karettschildkröten zurückschleppen ins Meer, wo sie ausruhen könnten und auf ein weiteres Jahr unsichtbar sein – für Asta oder andere Menschen oder sonstige Landlebewesen.

Asta rieb sich die Augen, die brannten vor Müdigkeit oder von ein paar Körnchen des feinen Sandes, auf den ihr Gesicht niedergesunken war. Sie wischte sich etwas Speichel vom Mundwinkel oder war es Schweiß, hob den Rumpf, ließ den Blick schweifen. Obwohl Asta keinen Menschen sah, der *sie* hätte sehen können, genierte sie sich in dem fliederfarbenen Unterhemd, das ihren bleichen großen Matronenkörper eher lachhaft entblößte als züchtig verbarg und das sie, ohne zu fragen, aus dem Zimmer der vielleicht noch immer schlafenden Marianne geholt hatte. Oder vermißte man sie bereits; und sei es auch nur, damit sie weiterstreiten könnten? Wie lange hatte sie hier gelegen? Ihr war jegliches Zeitgefühl abhanden gekommen, aber sie wollte noch nicht zurück.

Einige besonders laute Wellenbrecher oder die Schreie der dreckig-grauen Pelikane, die jetzt hoch am Himmel kreisten und sich von Zeit zu Zeit kopfüber, schnabelunter, schwer und schnell zugleich, als verwandelten sich Steine in Pfeile, ins gleißende, wie ihr nun schien, schwindelerregend bewegte Wasser fallen ließen, ermunterten Asta tatsächlich ein wenig, bewirkten, daß sie sich erhob und ihre Füße sie, erst zögerlich, dann schneller und schneller zum Ozean trugen, denn der Sand, auf den zu treten ja unvermeidlich war, brannte noch höllischer als zuvor – und ebenso jetzt – ihre kurzsichtigen, vom grellen Sonnenlicht und dem Schlafmangel gereizten Augen, die Wahrgenommenes und Halluziniertes kaum mehr auseinanderhielten.

Asta warf sich in das überraschend kalte, salzige und bittere Wasser des Pazifik, tauchte ein paarmal ganz unter und tappte, das lila Hemdchen langziehend, den kraushaarigen Kopf schüttelnd, damit ihr die Tropfen, die wirklich salziger waren als jede Träne, die sie je geweint hatte, nicht in die ohnehin schmerzenden Augen rannen, zurück zum Strand, – den sie auch hinter sich ließ, denn nun entdeckte sie Bäume am Saum der Uferfelsen, deren Füße, wenn man das bei Felsen so nennen kann, in dem mehlfeinen, fast weißen Sand zu stecken schienen, – wie ihre, sobald sie für einen Moment auf einer von ebendiesen Felsen beschatteten Stelle verharrte. – Es waren eher sehr kräftige und lange Äste, die sich, soweit sie reichten, nahezu waagerecht über den Strand gelegt hatten. Oder hatte der Wind, der angeblich während der Regenzeit vom Festland herüberblies, die wipfellosen, nurmehr aus solchen Ästen bestehenden Bäume in diese Form gebracht? Sie schaute genauer hin, betastete die geriffelte, an die Stämme von Weiden erinnernde Rinde, rieb den Staub von einem der spärlichen, kleinen, harten Blätter, die ebenfalls denen der Weide ähnelten, aber nicht sehr, nicht wirklich, wie Marianne jetzt gesagt hätte. Als Asta, weil ihr plötzlich Marianne eingefallen war, schon beschloß, lieber doch erst einmal wieder hinaufzusteigen zu den beiden, die wahrscheinlich längst erwacht waren und nun, nach ihr Ausschau haltend, vor dem Haus auf der Terrasse saßen, stieß ihr linker großer Zeh gegen etwas Pralles, Schuppiges, trotzdem Weiches. Es war eine, wahrscheinlich von der letzten Flut angespülte und dann in einer Astgabel hängengebliebene, ungefähr zwei Meter lange Schlange, grüngrau, mit einem vom dreieckigen Kopf bis zur Schwanzspitze reichenden zitronengelben Zackenmuster, eine Seeschlange womöglich, die an Nicaraguas Küsten vorkommen und giftig sein sollen. Diese allerdings, so bedrohlich sie auch aussah, war mausetot, offensichtlich schon eine Weile, denn sie war angeschwollen wie ein frisch aufgepumpter Fahrradschlauch. An einer Stelle hatte das S, zu dem die Schlange erstarrt war, einerseits einen Knick und andererseits eine häßliche, offene Beule, aus der, belagert

von goldig glänzenden Fliegen, ein Wirbel des gebrochenen Rückgrats lugte. Asta wagte nicht, den Kadaver zu berühren, aber als sie so lange über ihn gebeugt blieb, bemerkte sie, am Rande ihres Blickfelds und einer flachen Pfütze, zwischen freigelegten, ausgeblichenen Wurzeln, mehrere kleinere und größere Löcher; und als sie sich eine Weile gar nicht bewegte, schoben sich aus einem der größeren Löcher erst zwei blaue Scheren, dann zwei Fühler, dann zwei Stielaugen, und schließlich kam die ganze leuchtend kobaltblaue Krabbe zum Vorschein, flitzte, die Beinchen in einem kaum begreiflichen Bewegungsablauf nach links setzend, die ungleichen Scheren wie bittend oder drohend erhoben, schräg hinüber zu einem anderen Loch, in dem sie blitzartig verschwand. Asta packte das Jagdfieber, sie sprang hinterher, wühlte das Loch auf, schaufelte händevoll Sand beiseite, durchharkte mit den Fingern die Halden, nichts. Die Krabbe ließ sich nicht finden, und eine andere auch nicht. Asta schüttelte sich enttäuscht und verständnislos das vom Bad im Salzwasser scheußlich klebrig gewordene Haar aus dem Gesicht, ging ein Stück weg von der Schlangenleiche, so weit, daß sie das starre S nicht mehr genau erkennen konnte, setzte sich hin, den Rücken an einen schattenspendenden Felsbrocken gelehnt, und hätte gerne eine Zigarette geraucht.

In einer Gemütsverfassung, von der sie später sagen würde, sie sei unbeschreiblich gewesen, umkreisten Astas Gedanken unscharf die Tatsache, daß ihr nahezu alles, was sie bislang gehört und erblickt hatte, neu war, ja daß sie die Gräser, die Büsche, die Bäume rund um das Haus auf der Klippe und diese zum Meer hin kriechenden Äste nicht einmal dem Namen nach kannte, obwohl sie von Biologie schon einiges verstand. Selbst die Pelikane waren nicht, wie sie sein sollten, nämlich weiß, und eine solche Schlange hatte sie auch in noch keinem Naturfilm gesehen. Sicher, rote Krabben kannte sie, von den Banderolen teurer Konservendosen, aber blaue mit Linksdrall, die aus Löchern schlüpften, nur um sogleich in anderen Löchern wieder zu verschwinden wie vom Sandboden verschluckt? Und wer oder was hatte diesen an einen abgebrochenen Akkord erinnernden Schrei ausgestoßen?

Asta drückte ihre angewinkelten Arme tiefer in den Sand und dann auch ihren Bauch, der, wie sie gleichgültig bemerkte, gar nicht knurrte, obwohl sie seit dem Flug nichts mehr gegessen hatte; sie wollte nur kurz die Augen schließen, nur etwas Leere zu der Stille und der Hitze, die jetzt vollkommen waren, vollkommen unerträglich. Doch noch weniger konnte sich Asta der nun übermächtig werdenden Müdigkeit erwehren – und der Bilder, die, mit den Motiven nach unten, auf ihren Netzhäuten herumschwammen wie Fotos auf der Fixiersäure in der Dunkelkammer: Vor purpurnem Grund wurde die von blauen Krabben bedrängte grüne Seeschlange immer kleiner, und über ihr, am feuerroten Himmel, flog ein schwarzer Pelikan mit einem schwarzen Zweig im Schnabel, als hielte er sich für das Negativ der Friedenstaube. Höher und höher flog der kleiner und kleiner werdende Pelikan, bis er verschwunden war, aufgegangen in den Flammen der Sonne, oder in einem der schwarzen Löcher des Weltalls.

Was genau sie wann geweckt hatte, darüber konnte Asta auch später nur Vermutungen anstellen, die aber von dem Schrecken, der sie nun erwartete, so stark beeinflußt blieben, daß sie jedesmal, wenn sie wieder darüber nachdachte, zu dem Schluß kam, nur er und nichts und niemand sonst müsse es gewesen sein. Hatte sie nicht schwach, fast schüchtern, ein fauliger Gestank angeweht? Oder hatte der flaue, seewärts gehende Wind sie doch

bloß von der toten Schlange gegrüßt? Hatte sie vielleicht kein leises Hecheln gehört und nicht gespürt, wie etwas Schlappes, nicht sehr Feuchtes und auch nicht gerade Flauschiges, etwas, das sich eher angefühlt hatte wie ein oft benutzter, in der ausgelaufenen Wanne liegengebliebener Schwamm, ihren Mund berührte? Oder hatte sie sich mit der eigenen, vor Durst pelzigen Zunge die spröden Lippen geleckt?

Asta rieb sich ausgiebig die geschwollenen Lider, trennte, mehrmals blinzelnd, die oberen von den unteren Wimpern, und dann fiel ihr erster, seit dem Schlaf wieder einigermaßen klarer Blick gleich auf etwas, das vorher nicht dort gewesen war. Es lag, weder weit weg noch nahe bei ihr, auf dem schmaler gewordenen Strand, gerade unter der nun hoch stehenden Sonne, an einer Stelle, nach der die Wellen so bald nicht greifen würden; und Asta hatte es, da es, abgesehen von einigen Schattierungen, gelblich hell, also insgesamt eher sandfarben war, zunächst auch für einen seltsamen Stein oder das Fragment eines Baumes halten wollen. Doch es flimmerte, wackelte, zitterte oder bebte, aber anders als jenes bloß heiße Luft spiegelnde Trugbild namens Fata Morgana. Es schien echt zu sein und lebend, im allgemeinsten Sinne des Wortes; auf den Knien kroch sie ihm ein Stück entgegen – und hielt wieder inne, wovon auch immer gewarnt. Das Etwas, Asta war nun bereit zu glauben, daß es ein Tier sei, hatte sie, spätestens jetzt, ebenfalls bemerkt; eine Welle, nicht eine des heranbrandenden Meeres, sondern eine, die aus ihm selbst kam, lief über seinen Rücken. Das Tier streckte eine ziemlich gut als solche erkennbare Vorderpfote von sich und hob ganz kurz ein unregelmäßiges Oval aus dem Sand, das sie ihm zum Kopf bestimmte, denn im Fluß dieser Bewegung schlenkerte es zwei daran hängende, lappenartige Gebilde herum. Einen Moment später sank das Tier wieder auf die Seite, allerdings nicht die Asta zugewandte.

War es, weil Asta von dem Bedürfnis, das Wesen zu ergründen, plötzlich verlassen wurde, oder war es im Gegenteil so, daß sie, vom Forscherdrang überwältigt, jede Vorsicht aufgab, oder kam einfach die Flut näher? Jedenfalls fuhr sie hoch und riskierte zwei, drei große Schritte. Was sie damit auslöste, wird Asta nie vergessen: Das Tier erbebte wie von einem Stromschlag, aber es war so kraftlos, daß es, bei dem Versuch, sich aufzurappeln, immerfort scheiterte. Kaum standen seine wackligen Vorderpfoten, da knickten die Hinterbeine weg. Als es jedoch, offenbar mit der Absicht, die Gelenke der Hinterläufe durchzudrücken, in einer grotesken Verrenkung den Steiß hochschob, brach es sich fast das Hohlkreuz. Ein anderes Mal verlor es den fragilen Halt, den es endlich und gar auf allen vieren gefunden hatte, sogleich wieder; es implodierte förmlich, sackte zurück auf seine dürre Flanke – und blieb liegen, während die braunen Ballen seiner breiten Pfoten mechanisch die heiße Luft traten. Es sah aus wie bei einem schlafenden Hund, der sich im Traum auf der Jagd wähnt oder auf der Flucht. Und das war dies Tier auch, ein Hund. Was für einer, das ließ sich, bei dem jämmerlichen Anblick, den er bot, nur schwer deuten; doch mit der auf den Straßen und an den Stränden dieser Welt üblichen mittelgroßen, schwarzgelben Promenadenmischung hatte er nichts gemein. Er war langbeinig wie ein Windhund und von ähnlicher Statur, was aber daran liegen mochte, daß er bis auf die Knochen abgemagert war. Seine Schlappohren und die buschige Rute erinnerten, ebenso wie die Farbe, wiederum mehr an einen Golden Retriever; und er war zweifellos ein Rüde. Seinen Vorderkopf mit Augen, Nase, Maul, die Miene, das Gesicht, was auch immer Hunde normalerweise zwischen den Ohren haben, konnte Asta nicht

erkennen, weder an diesem Tag noch an einem der folgenden wirklich genau genug, denn der Hund war, so seltsam das klingen mag, peinlich darauf bedacht, daß niemand ihn ansah. Er war im beiläufigen Verbergen so geschickt wie ein Mensch, dem ein Finger fehlt. Immer, selbst in der prekärsten Situation, gelang es ihm, den vorderen Teil seines Kopfes wegzudrehen oder ihn zwischen die Pfoten zu stecken. Später, als sie einander schon weniger fremd waren, tunkte er, ehe Asta sich ihm auf höchstens fünf Schritte nähern durfte, die Schnauze, wenn er etwas Derartiges überhaupt noch besaß, erst ins Wasser und dann in den Sand.

Wohl weil er sich ein wenig ausgeruht hatte oder sich erkannt fühlte und deshalb fürchtete, daß Asta – aus Mitleid oder dem Gegenteil davon – im nächsten Moment den letzten Rest Respekt vor ihm verlieren würde, kam der Hund schließlich doch auf die Beine und hinkte, da er dem Magnetismus der Erde für diesmal widerstanden hatte, erstaunlich schnell davon. Es ist, dachte Asta, die ihm nachsah bis zur Kurve in die Bucht, als hingen seine Gliedmaßen an unsichtbaren Fäden, und ein womöglich von der ersten Flutwelle aus dem Koma geweckter, ebenfalls unsichtbarer, betrunkener Marionettenspieler habe sich der Hundepuppe erinnert und führe sie nun mehr schlecht als recht von der Bühne.

Asta ging auch; doch während sie, nach welken Stauden und Grasbüscheln greifend, den Hügel erklomm, auf dem das Haus stand, drehte sie sich immer wieder zum Strand um, der jedoch ebensowenig zu sehen war wie der, dem ihre Blicke eigentlich galten, denn die Flut war jetzt da, begoß die Bäume und leckte den Felsen die Füße.

Sie hatten Asta noch nicht gesucht, aber erwartet. Sie saßen vor dem Haus und starrten auf das tosende Meer. Als Asta anfing, Jürgen von dem Hund zu erzählen, sagte Marianne ungewohnt ernst: »Nein, das möchte ich gar nicht sehen.« Asta war froh, daß Marianne ihr so bestimmt das Wort abschnitt, denn sie wollte nicht an den Hund denken. »Machst du uns was zu essen? Es ist aber nichts da«, sagte Marianne und zog dabei diesen gespielt kindlichen Flunsch, der zwischen ihnen längst zu einem Ritual geworden war. »Höchstens Spiegeleier«, antwortete Asta, die schon an der offenen Kühlschranktür stand, »und dann muß ich mal zwei Stunden schlafen, und dann sollten wir Einkaufen gehen.« – »Ja«, sagte Marianne, wieder mit diesem putzigen Gesichtsausdruck, »du brauchst ein Hemd, und neue Schlüpfer brauchen wir alle.« Sie aßen die Eier, und Asta legte sich in eine der Hängematten.

Asta glaubte, vor Müdigkeit nicht einschlafen zu können; sie schwitzte, trotz des weißen Bettbezugs, in den sie gekrochen war, außerdem brauste das Meer hier oben lauter als unten, obwohl es sich schon wieder zurückzog; die Zikaden begleiteten es, wie sie alles begleiteten, mit diesem manischen, gleichgültigen Ton, der entsteht, wenn sie ihre widerhakigen Beinchen aneinanderreiben, und das tun sie, dort, wo es sie gibt, solange es nicht regnet, pausenlos. Hin und wieder lärmte auch eins der Hühner, denen sie ihr Essen zu verdanken hatten; die gehörten Lora, dem gar nicht devoten nicaraguanischen Hausmädchen, das für sie sorgen sollte, aber lieber im Schatten der Garage hockte und lesen lernte, gemeinsam mit ihrer kleinen Tochter. Auf dem purpurnen Grund, der ihre Kinoleinwand war, wenn die Sonne durch die dünne Haut ihrer Lider schien, erblickte Asta keinen anderen als den Hund, wie er dalag und wie ihm diese fiebrigen oder nervösen Schauer über die zitternden Flanken liefen, wie es ihn hochzog vom weißen Sand, wie er, den linken Hinterlauf angewinkelt, den öden Strand entlanghumpelte, mit hängendem, gesichtslosen Kopf, den er immer wieder kurz dem Pazifik zuwendete, als habe er Angst vor dem Wasser und wolle es nicht aus den Augen verlieren. Welche Augen, fragte sich Asta, und ob er schon tot sei und woran gestorben: Ertrunken, wahrscheinlich ist er ertrunken. Oder eine mächtige Woge hat ihn erfaßt und gegen einen der Felsen geschleudert. Das wird ihm das Kreuz gebrochen haben, wie der Schlange. Asta sah den toten Hund auf dem roten Meeresgrund; er schwebte beinahe, trieb wie schwerelos im Rhythmus der dort unten so ruhigen Wellen und ähnelte von weitem einer abgerissenen oder abgebissenen großen, hellgelben Seeanemone. Aber plötzlich war da ein Schatten, der bewegte sich auf ihn zu, gleichmäßig, zielstrebig, schnell. Es war kein Schatten, sondern eine hungrige Karettschildkröte; ihr scharfer Schnabel packte die Hundeleiche am Ohr. Das Ohr riß ab, verschwand im Maul der Schildkröte, und der Rest von dem, was einmal ein Hund gewesen war, trudelte wieder frei an einem Korallenriff vorbei. Doch die Schildkröte war noch lange nicht satt; immer wieder kam sie angeschwommen und riß ein Stück heraus aus dem Hund, bis er schließlich ganz in ihr verschwunden war. Und dann verschwand auch die Schildkröte, und das Korallenrot des Meeresgrundes färbte sich röter und dunkelrot und endlich schwarz.

Marianne, Jürgen und Asta, die immer noch müde war, gingen am späten Nachmittag nach El Trufino; einem Nest, das, obwohl es in diesem Teil Nicaraguas lange kein Erdbeben gegeben hatte, aus nichts bestand als fünfzehn Holzhäusern und dreimal so vielen Wellblechhütten, Marktbuden, Bretterverschlägen. Sie kauften Wasser, Rum, Coca- Cola, Rotwein, Öl, Brot, Reis, Bohnen und Gemüse und erwischten im letzten Moment zu einem echten Gringo-Preis noch ein dürres, schlecht gerupftes Huhn. Als sich Marianne, die auch nicht die Schlankeste war, an einer der Buden weiße Baumwollunterhöschen vor den Bauch hielt, um zu sehen, ob die in Frage kämen, kicherten die Nicaraguanerinnen, die dort herumsaßen und aus der Hand ein paar gekochte Bananen verzehrten, wie Schulmädchen. Mit roten Ohren wühlten Marianne und Asta trotzdem weiter in dem Wäschehaufen, nahmen schließlich vier Slips und zwei Hemdchen, die ihnen nicht ganz so winzig zu sein schienen, stellten später fest, was sie schon an dem Stand gewußt hatten, nämlich, daß nichts davon paßte, und schenkten das Zeug Lora.

Asta hatte noch ein XL-T-Shirt erworben, in dem sie vorgab, gleich wieder baden gehen zu wollen, aber eine unbestimmte Furcht und die Flasche sieben Jahre alten nicaraguanischen Rums, die Jürgen gerade öffnete, hielten sie davon ab. »Bleib mal«, sagte Marianne, »von hier aus kannst du auch sehen, ob die Schildkröten kommen, und dann ja immer noch hinuntergehen. Wenn dort die Lichtstrahlen von Taschenlampen herumhuschen, wissen wir, es ist soweit. Die Nicas campieren seit Tagen im Gebüsch und beobachten das Meer, weil sie ganz wild sind auf die Eier von den Viechern.«

Sie tranken Saigon, wie Jürgen das Gemisch aus Rum, Cola und etwas Rotwein nannte, erst mit, dann ohne Eiswürfel. Einen Himmel so voller Sterne hatte Asta noch nie gesehen. Der weiße Halbmond hing groß und demonstrativ wie eine Schaufensterdekoration über dem hellen, schäumenden, lauten Meer; doch Männer mit Taschenlampen waren nirgends zu entdecken, Schildkröten schon gar nicht. Der Strand lag verlassen, oder richtiger: einsam; nur ein paar Felsbrocken zeichneten sich ab vom blassen Sand, und einer hatte für Asta die Kontur einer menschlichen Gestalt, eines dicken Nichtschwimmers, der sich vielleicht auf das Meer hinausgeträumt hatte und darüber erstarrt war. Als sie selber wie ein Stein ins Bett fiel, galt Astas letzter blauer Gedanke dem Hund: Wo der wohl schlief, wenn er noch lebte? Aber sie konnte die Antwort nicht mehr abwarten, und wer hätte sie auch geben sollen.

Die Schreie eines Hahns weckten Asta, und für den Moment fand sie, daß es wie auf einem Dorf in Deutschland sei. Doch es war Loras irgendwie nicht deutsch aussehender, schwarzblauer Hahn, der nach dem einen kleinen, halb kahlen Huhn hackte, das die anderen Hühner gestern auch schon attackiert hatten. Das Huhn flüchtete sich durch die offenstehende Tür in Astas Kammer. Und als Asta, um es wieder hinauszujagen, in ihre Turnschuhe fahren wollte, da lag im linken, wie sie gerade noch rechtzeitig bemerkte, ein ziemlich großer, zart beigefarbener Skorpion. Sie nahm den Schuh und schüttelte den Skorpion zwischen die verdorrten Hibiskussträucher neben der Terrasse. Sofort kamen freudig gackernd sieben Hühner samt dem Hahn herbeigelaufen, stürzten sich auf den Skorpion und rissen ihn so schnell in Stücke, daß ihr kaum Zeit blieb, den Vorgang zu verfolgen. Nur das räudige Huhn, das erschöpft hinter dem Staubsauger hockte, hatte nichts abbekommen. Asta scheuchte es möglichst leise zurück ins Freie; sie wollte die anderen nicht aufwecken, sondern gleich, ohne Frühstück, hinunter zum Strand.

Asta sah den Hund schon von weitem; er ruhte im Schatten eines Steins, ein ganzes Stück weg von dem einzigen Trampelpfad, der direkt ans Meer führte, und drehte, wohl weil er spürte, daß jemand kam, kurz den Kopf, jedoch wieder in die ihr entgegengesetzte Richtung. Seine Glieder zuckten wie gestern, und überhaupt fand sie ihn unverändert, ein bißchen weniger schreckhaft vielleicht, denn er machte keine Anstalten aufzustehen, was aber auch daran liegen konnte, daß sie diesmal nicht versuchte, sich ihm zu nähern. Dabei war ihr Interesse für den Hund nicht etwa erloschen; sie wußte selbst nicht, warum sie sich zurückhielt. Sie war doch froh, ihn lebend zu sehen, und wollte ihn nur nicht noch einmal aufregen und so womöglich dazu beitragen, daß sein flackerndes Lichtlein schneller ausging als unbedingt nötig. Aber was tat dieser Hund während der Flut? Wo hatte er die Nacht verbracht? Wie ertrug er die Schmerzen, die Hitze, die Zeit? Und warum, um alles in der Welt, starb er nicht?

Asta ging baden, lief am Strand auf und ab, bückte sich nach Muscheln, spielte Touristin; doch der Hund war da, ob sie zu ihm hinschaute oder nicht. Als Asta zurückkam aus der kleinen Bucht, die sich rechter Hand in die Küste schmiegte, hatte der Hund den Platz gewechselt, mußte also gelaufen sein. Er lag nun zwischen den dicken, blanken Wurzeln eines abgestorbenen Baums, einer Akazie womöglich, und aus der Distanz wirkte das Ganze fast idyllisch. Und eine weitere Veränderung gab es; in dem flachen Betonkasten, der am hinteren Saum des Strandes auf der linken Seite stand und von dem Asta geglaubt hatte, er sei eine Art Neubauruine, machten sich ein paar Männer zu schaffen. Sie hatten bereits die Bretter vom Eingang entfernt und waren nun dabei, bunte Plastikstreifen über der Öffnung zu befestigen. Asta sah auch Tische und Stühle mit geflochtenen Sitzflächen. Offenbar sollte der Kasten ein Restaurant werden oder eine Bar. Weil sich ihre Arme bereits röteten und ihr Haar, seit sie schwimmen gewesen war, wieder so klebte, nahm Asta die Neuigkeiten zum Anlaß, hinaufzugehen.

Das, was sie kaum mehr erwartet hatten, schon gar nicht am Karfreitag, war eingetroffen, die Koffer nämlich. Nichts fehlte, auch keins der Schokoladenostereier, die nicht so schlimm aussahen, wie Asta es sich vorgestellt hatte, aber verformt und zusammengebacken oder zerbröselt waren sie doch; und was immer ihnen bei der einen oder anderen Gelegenheit entschlüpft war, Erdbeerjoghurtküken, Nougathasen oder Obstgeister, es hatte in sämtlichen Hosen, Röcken, Hemden ein fast widerlich süßliches Aroma mit käsig-nussig-schnapsiger Note hinterlassen. Marianne, Jürgen und Asta diskutierten eine Weile und kamen zu keinem Ergebnis; einerseits fanden sie, daß man solche Ostereier nicht einmal nicaraguanischen Kindern zumuten könne, andererseits seien die ja wohl immer noch besser als gar keine. Dann trugen Marianne und Jürgen, die meinten, sie hätten genug vom Reden und vom Streiten sowieso, ihre Sachen zum Ziehbrunnen, und Asta ging zurück zu dem Hund.

Abends gab es Astas Bratkartoffeln, dazu wieder Saigon und den Sternenhimmel, doch Taschenlampenlichter sahen sie auch in dieser Nacht nicht.

Am Strand waren anderentags ein paar Menschen, leidlich wohlhabend aussehende Nicaraguaner, denen ein österreichischer Ex-UNO-Beamter, der hier in Gesellschaft eines weiteren UNO-Rentners, eines niederländischen Kaffeefarmers, seinen Lebensabend verbrachte, während der Trockenzeit hinter den Klippen gelegene, sehr einfache Ferienhäuser vermietete. Die Frauen saßen mit den Kindern am Strand, die Männer in der Bar, die tatsächlich am Vormittag aufgemacht hatte. Trotzdem mußte Asta nicht lange nach dem Hund suchen; er lag zwischen den Akazienwurzeln, und Asta, die sich ein Fernglas mitgebracht hatte, umschlich ihn weitläufig. Er war wohl ein wenig schwächer geworden. Oder kam es ihr bloß so vor, weil sie ihn seit jenem ersten Tag nicht mehr hatte laufen sehen? Sie duckte sich hinter einen der Kriechbäume und blickte durch das Fernglas. Der Hund, den sie nun so nah vor Augen hatte, daß sie unwillkürlich zurückzuckte, als könne sie ihn auch riechen, war in einer elenden Verfassung; die Beine, der Schwanz, der Leib, jeder einzelne der atrophierten Muskeln und die vielfach verletzte Haut, die fast durchscheinend wie Lampenschirmpergament das Skelett umspannte, zitterten und zuckten, als hielte sie etwas in Bewegung, das nicht er selber war, nicht sein Blut, nicht seine Nerven, nicht sein Gehirn. Das Fell war ihm über den ganzen Rücken hinweg ausgegangen; auch die Flanken waren ziemlich kahl und entstellt von einem grindigen Ausschlag. Sein linkes Hinterbein schien gebrochen zu sein oder gelähmt, jedenfalls war es das einzige Glied seines Körpers, in dem sich gar nichts regte. Den vorderen Teil seines Kopfes jedoch, den sie vor allem hatte sehen wollen, hielt er in den Sand gedrückt und mit den Pfoten bedeckt; ganz so, als simuliere er einen Menschen, einen verzweifelten Menschen, der am Boden liegt und die Hände über dem Gesicht zusammenschlägt. Ja, dieser Hund war sicher das erbärmlichste Wesen, das ihr jemals begegnet war; aber das seltsamste war, daß er es genau zu wissen schien. Hatte er womöglich aus einer der Strandpfützen Meerwasser trinken wollen, in der Hoffnung, es sei doch nicht zu salzig, und sich dabei gespiegelt, und also eine Art reziprokes Narziß- Erlebnis gehabt? Asta legte das Fernglas zur Seite; sie fühlte, wie ihre Wangen brannten, ihre Ohren glühten, die Haut in ihrem Nacken prickelte und schrumpfte, und sie wußte in dem Moment, daß sie sich schämte. Aus Scham oder Ekel oder Mitleid für ihn und sich, fing sie beinahe an zu weinen, – weil sie eine fiese alte Voyeurin war, die gerade versucht hatte, mit dem Feldstecher von Jürgens Opa einer sensiblen alten Kreatur ihr letztes Geheimnis wegzuspionieren.

Rücklings entwich Asta ihrem Versteck, setzte sich auf den Felsbrocken, der von oben dem erstarrten Träumer ähnelte, hing die Füße samt Sandalen in den Pazifik und lief dann, als sei erst dies die Garantie dafür, daß der Hund nicht die geringste Chance hätte, ihre Spur womöglich doch zu verfolgen, durchs flache Wasser bis zur Bar, wo sie sich Rum mit Cola bestellte, morgens um elf. Das Brennen in ihrer Kehle löschte das Feuer in ihren Ohrläppchen, und dies wiederum bewirkte, daß sie noch einen Rum trank oder zwei oder drei. Sie sah zu, wie die Wellen unaufhaltsam näher kamen, und verspürte dabei das vage Bedürfnis, hinauszuwollen auf den Ozean, der tief und weit und frei war, auch von Hunden, dieser vermutlich sogar von Seehunden. Sie verstand sich nicht. Was war bloß los mit ihr? Ja, sie hatte sich zu dieser Reise überreden lassen, um Pflanzen und Tiere zu sehen, fremde Pflanzen und exotische Tiere, Schildkröten, Papageien, Affen, Delphine; nun aber war sie, Asta litt besonders unter der Banalität der zweiten Hälfte dieses Satzes, der penetrant wie eine Leuchtreklame an ihrer Schädeldecke blinkte, auf den Hund gekommen, *den* Hund. Dabei hatte sie Hunde nie leiden können und immer geglaubt, ihre Mutter habe sie nach Asta Nilsen benannt. Doch jetzt, in diesem Moment, beschlichen sie zum ersten Mal Zweifel. Warum waren Asta, Hasso und Rex derart beliebte Namen für Hunde, speziell für den Deutschen Schäfer? Einmal wegen ihrer Diminutiv-Resistenz und dann sicher auch, weil sie, wegen der hellen Vokale a oder e, denen Zischlaute wie st, ss und x folgen, so schön schallend ausgesprochen, oder richtiger: befohlen, und deshalb von den hierarchiefixierten Biestern leicht verstanden werden konnten. »Asta!« rief sie sich, gedämpft, aber scharf wie ihre Mutter sie rief: »Asta! Essen is fertig!« Als sei das *sein* Stichwort, denn daß er auch so hieß, war aus mindestens zweierlei Gründen unvorstellbar, tauchte der Hund in ihrem Blickfeld auf. Die herannahende Flut begrenzte seinen Spielraum und zwang ihn wohl, dies von Menschen okkupierte Terrain zu kreuzen. »Du ... bist ... ein ... Rüde ...«, flüsterte Asta, streng und überdeutlich, als habe sie die Stimme ihrer Mutter nicht für sich imitiert, sondern um den Hund auf die Probe zu stellen; doch der war durchgefallen, mußte also zum Abgang bewegt und deshalb an sein Geschlecht erinnert werden. Er wankte, mit Gischt besprüht und bedroht von den hohen Wellen, denen er auch diesmal seinen tief geneigten schlappohrigen Kopf zudrehte, so schnell er eben konnte, aber langsamer, als jeder andere kranke Hund es getan hätte, über den schmalen Streifen Strandes zwischen Meer und Bar. – Bis er einen falschen Schritt machte, strauchelte, zusammenbrach und sich, vielleicht aus Angst vor dem Wasser, vielleicht weil er neuerdings überhaupt nur mit Hilfe dieser Taktik noch einmal hochkam, von einer Seite auf die andere wälzte. Für jemanden, der nicht gleich begriff, was mit ihm los war, konnte das auch nach Übermut aussehen oder nach einem Sandbad gegen die Flöhe.

Asta, deren Tisch und Hocker direkt an der Betonbrüstung standen, blickte hinter sich. Außer ihr saßen noch fünf weitere Gäste unter dem Dach des Lokals, der Österreicher mit seinem Liebsten, dem Holländer, und drei Einheimische. Zu ihrem Erstaunen schauten die ebenfalls auf, hinüber zu dem Hund. Und einer der beiden nicaraguanischen Kellner, ein hagerer Kerl unbestimmbaren Alters, trat an den Tisch seiner Landsleute und folgte dem Schauspiel mit gespannter Miene. Endlich gelang es dem Hund, sich wieder hinzustellen,

vielleicht weil die Wellen, die er so fürchtete, ihn erst unter sich begraben, dann aber angehoben hatten; und der Kellner nickte begeistert, als beobachte er einen schon seit der dritten Runde schwer angeschlagenen Boxer, der in der neunten das fünfte Mal zu Boden geht und doch wieder auf die Füße kommt, kurz bevor der Ringrichter bis zehn zählen konnte. Der Kellner klatschte in die Hände; »Un hijo de puta! Bastardo! Chucho de Nicaragua!« (So ein Hurensohn! Bastard! Köter, nicaraguanischer!) schrie er und schritt erst wieder zum Tresen zurück, als sich das Bild des Hundes, der im Gegenlicht aussah wie ein verwundet davonhumpelnder Pappkamerad, zwischen den Felsbrocken verlor.

Asta bezahlte und machte sich in der Mittagshitze auf den Weg zu Marianne und Jürgen, die, wie sie ärgerlich feststellte, nie mit ihr zusammen an den Strand gingen, sondern immer für sich und zu anderen Zeiten. »Marianne, die Pfeife, hat Schiß vorm blonden Hund«, murmelte sie, als sie ihren schweren, betrunkenen Körper nach Grasbüscheln greifend den Trampelpfad hinaufhievte.

Abends sagte Marianne, die Schildkröten seien, wie sie erfahren habe, vergangene Nacht dagewesen, nur sechs von ihnen dieses Jahr. Und Taschenlampenlichter hätten sie tatsächlich keine sehen können, denn diesmal hätten nicht die Nica-Bengel, sondern Polizisten, fünf im ganzen Ort verrufene, rattenscharfe ehemalige Contras, Nacht für Nacht hinter den Uferfelsen gelegen, auf höchsten Befehl der *Alemán*-Regierung, die sich bei der UNO anwanzen wolle und deshalb das Eierstehlen strengstens verboten habe. Das Essen kochte heute Jürgen; und weil Asta nach Sonnenuntergang immer noch übel war, wurde sie auch vom gemeinsamen Saigon-Trinken befreit. Asta konnte es nicht lassen, und allmählich gewöhnte sie sich daran, daß sie zu ihm mußte, nur, weil sie ihn nicht aus dem Kopf bekam. Ob er ein Geheimnis hatte oder keins, und ob gerade das sein Geheimnis war? Ob er ein Gesicht hatte, oder was er nun hatte, anstelle eines solchen? Warum er so stark war in seiner Schwäche? Sie wurde es müde, sich diese Fragen zu stellen, und einen anderen Adressaten dafür fand sie nicht. Was wollte sie? Einfach sehen, wie es weiterging? War das Leben dieses Hundes ein einziges langes, womöglich ewiges Sterben? War er gar seit Jahrtausenden so etwas wie ein tierischer Zombie, den nichts und niemand erlösen konnte? DieserVerdacht, den sie schon seit einer Weile hegte, gefiel ihr nicht besser als irgendein anderer, empörte sie aber auch von Tag zu Tag weniger.

Asta zog sich das T-Shirt über und packte ihr Strandkörbchen. »Ich habe Kaffee gemacht. Oder bist du wieder auf dem Sprung, weil dich alles langweilt, bloß nicht die Töle?« rief Marianne aus der Küche. Vielleicht hatte sie ja recht.

Es war kaum später als neun Uhr, die Bar noch geschlossen und kein Mensch am Strand, aber auch den Hund konnte Asta nicht entdecken; er lag weder zu Füßen der Felsen noch bei den Akazienwurzeln. Doch als sie sich in den Sand gesetzt, eine Zigarette entzündet und angefangen hatte, darüber nachzudenken, wo er denn sein könne, selbst wenn er tot wäre – schon oder endlich, fühlte sie sich jäh veranlaßt, hinter sich zu blicken; und da kam er, der Hund, aus weiter Ferne, den Trampelpfad hinunter, als habe er die Nacht über irgendwo am Haus gewartet und sei ihr nun gefolgt, unauffällig, mit großem Abstand. Wohl weil sie sich ihm jetzt ganz zuwendete, verließ er den Pfad, hinkte – für seine Verhältnisse flüssig – im großen Bogen zum Ufer, tunkte den Kopf ins seichte Brackwasser der heute fast glatten See, ging dann ein weiteres Stück beiseite und panierte

alles, was er zuvor befeuchtet hatte, so eifrig, daß ihm dabei die langen Ohren von einer Seite zur anderen flogen.

Asta rauchte, badete, sammelte Muscheln oder belauerte die Krabbenlöcher; jedenfalls tat sie so, als täte sie all dies. Der Hund blieb, wiewohl auf die von ihm bestimmte Distanz bedacht, stets in Astas Nähe, genauer gesagt: hinter ihr. Und wenn sie sich nach ihm umdrehte, immer nur kurz und nicht minder um Konspiration bemüht, spielte der Hund einen Hund, beschnupperte Steine, streckte seine Pfoten von sich, hob gar zum Schein sein rechtes Bein an einem der liegenden Bäume. – Täuscht der sich oder täusche ich mich, oder schlägt dieser Hund mir wirklich vor, die Rollen zu tauschen? Kann es denn stimmen, daß es ihm bessergeht, daß *er* jetzt der Hund sein will? – Seltsam beflügelt ging Asta zurück zum Haus; der Hund folgte ihr nicht. oder doch, aber wieder so, daß sie es nicht merkte?

Marianne und Jürgen waren wohl unterwegs; der Jeep, den Jürgen sich gestern gegen cash von dem Kaffeefarmer geliehen hatte, stand jedenfalls nicht vor der Tür. Asta nahm das Huhn aus dem Kühlschrank und schnitt ihm Fleisch von den Schenkeln. Würde sie die beiden eben heute zum Essen in die Bar einladen; sie hatte eh etwas gutzumachen. Sie schrieb den entsprechenden Zettel, verstaute das Fleisch, griff sich zwei Plastikschüsseln und eine Wasserflasche und lief wieder an den Strand.

Der Hund lag bei dem Akazienstumpf und regte sich, bis auf das übliche Zittern, nicht. Astas Rückkunft bewirkte nur, daß er sich zusammenrollte. »Wie ein rasierter Igel siehst du aus. Das wäre aber nicht nötig gewesen, weil ich gar nicht vorhatte, dich zu streicheln«, flüsterte sie, stellte die Schüsseln in den Sand, füllte die eine mit dem Hühnerfleisch, goß Wasser in die andere. Doch der Hund blieb, wo er war, selbst als immer mehr Leute kamen, und rührte auch weder das Fleisch noch das Wasser an, was Asta geahnt, fast gewußt hatte. Es war eher eine Geste gewesen, die *ihr* guttun sollte, und wenigstens ein bißchen saufen würde er ja vielleicht, später, wenn er wieder ganz alleine wäre.

Nach zwölf ging Asta zur Strandbar; alle sechs Tische waren frei, doch sie wählte diesmal einen, der nah am Eingang stand – und im Schatten, zumindest jetzt noch. Als Marianne und Jürgen endlich erschienen, war die erste Flasche Rotwein schon fast leer; »Macht nichts«, rief Asta mit gekünstelter Heiterkeit und bestellte bei dem hübschen Jungen, der heute bediente, die nächste. Die gegrillten Seebarsche sahen gut aus und schmeckten, auch Marianne, für die Asta einen filetieren und auf einen extra Teller legen mußte, weil Marianne, wie Asta wußte, den Anblick ganzer Fische, mit Kopf und Flossen, so wenig ertrug, daß sie den Appetit verlor, wenn sich niemand bereit fand, ihr diesen kleinen Gefallen zu erweisen.

Kurz darauf verlor Marianne ihn aber doch noch, den Appetit, denn die Flut nahte, und auch der Hund humpelte wieder heran auf dem schmal gewordenen Streifen Strandes, langsamer als gestern und viel langsamer als vorhin. Er sah zum Gruseln aus, und Asta fragte sich, ob das, was sie am Morgen erlebt hatte, womöglich nichts weiter gewesen war als eine Pseudobesserung; so jedenfalls nannte ihre Mutter dies Phänomen, das bei Todgeweihten angeblich oft beobachtet wird, etwa einen Tag vor dem endgültig letzten. Asta nahm sich die eine Hälfte von Mariannes Portion, gab die andere Jürgen und zeigte dem Jungen die leere Flasche, was wie erwartet zur Folge hatte, daß der eine dritte brachte.

Als der Hund endlich in die Kurve zur Bucht einbog, legte Marianne ihre trotz der Mittagsglut kalte Hand auf Astas Schulter. »Geh schon«, sagte sie, »hol dir ein Gläschen Rum. Mehr kannst du nicht tun.« Kaum hatte sich Asta folgsam erhoben, da stand hinterm Tresen plötzlich wieder der hagere Kellner, der gestern dem Hund applaudiert hatte. Asta sagte aber nicht »Un ron, por favor« (Einen Rum, bitte), sondern das Wort, das sie in Mariannes Buch mit dem albernen Titel »Was uns spanisch vorkommt« gesucht und gefunden hatte: »Mátalo!« (Erschieß ihn!) Doch der Kellner schüttelte bloß den Kopf, gähnend oder grinsend, wie jener Managua-Airport-Beamte am Abend ihrer Ankunft, und Asta kehrte ohne einen Rum zum Tisch zurück. »Was ist«, fragte Marianne, »kein Geld oder keinen Durst.« Jetzt war es Asta, die bloß den Kopf schüttelte. Es sei nun genug, fand Jürgen, und Marianne meinte, sie müsse mal, könne hier aber nicht. »Laßt mich noch den Rest killen«, sagte Jürgen, hielt die Flasche über sein Glas, trank es dann in einem Zug aus, küßte Mariannes Scheitel, steckte seine Zigarren ein. Asta bemühte sich also nochmals zur Theke, zog etliche große Geldscheine aus dem Portemonnaie und versuchte, den Hageren anzusehen. Der erwiderte ihren Blick nicht gleich, doch nach einer Frist, die er wohl verstreichen ließ, um Gelassenheit zu demonstrieren, wanderten seine Augen hinauf zu denen der mindestens einen Kopf größeren Asta, und dann fixierten sie einander. Ohne daß der Kellner auch nur ein einziges Mal auf das Zahlbrett geschaut oder wenigstens kurz geblinzelt hätte, nahm seine linke Hand vier von Astas Scheinen, legte seine rechte einen kleinen Schein neben die übrigen. Nein, er zuckte mit keiner Wimper, auch nicht, als er leise sagte: »Pues hazlo tú misma« (Mach es selber). Nach diesem Satz erst schloß der Nicaraguaner die Lider, als blende ihn die Sonne, die ihm ja wirklich voll ins Gesicht schien, drehte sich um und entschwand durch einen Vorhang aus bunten Plastikstreifen, hinter denen Asta die Küche vermutete.

Am Ostermontag ging Asta, die nachts und alleine noch sehr viel Rum getrunken hatte, später als sonst hinunter. Sie wollte Zigaretten kaufen, aber die Bar war geschlossen. Öd lag der Strand, verlassen von den nicaraguanischen Urlaubern, die wahrscheinlich einen weiten Heimweg hatten und morgen wieder arbeiten mußten. Draußen auf dem Meer, das in der sinkenden Sonne leuchtete, schwammen ein paar schmutzfarbene Pelikane; ansonsten gab es hier nur noch den Hund, der zusammengerollt und zuckend zwischen den Wurzelsträngen der toten Akazie schlief. Eine ihrer Schüsseln, die mit dem Wasser, fand Asta fast unverändert, die andere ausgefressen und verschleppt, von Möwen, wie sie annahm.

Marianne und Jürgen fragten Asta, ob es ihr recht sei, wenn sie in fünf Tagen über die nahe Grenze nach Costa Rica weiterreisten oder erst einmal nach Granada; sie hätten genug vom Hahnengeschrei am frühen Morgen, von den Salamandern an den Zimmerdecken, den fetten Fliegen überall, den Skorpionen, die so gern ins Haus kämen, und auch von Astas Hundetick. »Ach«, sagte Asta, »ihr meint wohl, in eurem Costa Rica oder Granada leben keine Geckos, die ihr Salamander nennt, und keine Skorpione?« Na sicher werde es die da geben, aber eben auch Affen und Papageien und uralte Inka- Tempel – »und außerdem Hotels mit klimatisierten Zimmern, Fernsehern, Swimmingpools, Frühstücksbüfetts ...« lockte Marianne.

Der Hund blieb bis Freitag wie er eben war, weder am Leben noch gestorben. Er nahm nichts zu sich, auch kein rohes Ei oder etwas von dem Wasser, das Asta gelegentlich erneuerte. Manchmal hinkte er ein bißchen umher, lag jedoch meistens, den Kopf unter den Pfoten, an seinem Lieblingsplatz. Er gab, wenn Asta kam, kein Zeichen des Erkennens, zeigte aber auch weniger Scheu, solange sie ihm nicht auf die Pelle rückte, was er kaum mehr zu befürchten hatte.

Am Samstagmorgen bat Asta Jürgen, noch einmal anzuhalten, unten an dem Betonkasten; sie sagte, daß sie Mariannes Fotoapparat schon schußbereit im Schoß habe und nur schnell ein Bild machen wolle von dem Hund. »Nicht, weil ich ihn sonst vergessen könnte, und auch nicht zur Erinnerung; es soll bloß kein Traum gewesen sein«, fügte sie leise hinzu. Doch die Kuhle zwischen den Wurzeln war leer; Asta fand den Hund nicht, nicht bei Felsbrocken, nicht hinter den Kriechbäumen, nicht am ganzen weiten Strand, den ihre Augen ableuchteten – so gut es ging in der gleißenden Helligkeit und vor all dem Wasser, dessen unaufhörlich sich kräuselnde, im Takt der Gezeiten hin- und herschwappende Oberfläche die Sonnenstrahlen immer anders reflektierte, wie ein riesiger, verspiegelter, form- und ruheloser Organismus.

»Es reicht!« schrie Jürgen, »Schluß! Ende!« – »Gleich!« rief Asta zurück. »Nein, jetzt!« – Asta fuhr erschrocken herum; sie hatte nicht bemerkt, daß die Freundin ihr gefolgt war. »Komm! Granada wartet!« sagte Marianne. »Ach ja«, antwortete Asta, »worauf denn?«

Aber als Marianne sich wegdrehte und zur Straße zurückging, lief Asta ihr nach, und Jürgen, der aus dem Jeepfenster sah – und nun auch den Staub, den die beiden Frauen aufwirbelten, startete wieder den Motor.

Judith Herrmann  
Sonja, Sommerhaus, später, 1998

Sonja war biegsam. Ich meine nicht dieses "biegsam wie eine Gerte", nicht körperlich. Sonja war biegsam - im Kopf. Es ist schwierig zu erklären. Vielleicht - dass sie mir jede Projektion erlaubte. Sie erlaubte mir jede mögliche Wunschvorstellung von ihrer Person, sie konnte eine Unbekannte sein, eine kleine Muse, jene Frau, der man einmal auf der Strasse begegnet und an die man sich noch Jahre später mit dem Gefühl eines ungeheuren Versäumnisses erinnert. Sie konnte dumm sein und bieder, zynisch und klug. Sie konnte herrlich sein und schön, und es gab Augenblicke, da war sie ein Mädchen, blass im braunen Mantel und wirklich unwichtig; ich glaube, sie war so biegsam, weil sie eigentlich nichts war.

Ich begegnete Sonja auf einer Zugfahrt von Hamburg nach Berlin. Ich hatte Verena besucht und war auf dem Heimweg; ich hatte acht Tage mit ihr verbracht, und ich war sehr in sie verliebt. Verena hatte einen Kirschmund und rabenschwarzes Haar, das ich ihr jeden Morgen zu zwei dicken, schweren Zöpfen flocht, wir gingen am Hafen spazieren, ich sprang um sie herum, rief ihren Namen, verscheuchte die Möwen, fand sie wunderbar. Sie fotografierte Docks, Frachtkähne und Imbissbuden, redete viel, lachte ständig über mich, und ich sang "Verena, Verena", küsste ihren Kirschmund und hatte grosse Lust, nach Hause zu fahren und zu arbeiten, den Geruch von ihrem Haar an den Händen.

Es war Mai, der Zug fuhr durch die Mark Brandenburg, und die Wiesen waren sehr grün unter langen, frühabendlichen Schatten. Ich verliess das Abteil, um eine Zigarette zu rauchen, und draussen, auf dem Gang, stand Sonja. Sie rauchte und stemmte das rechte Bein gegen den Aschenbecher; als ich neben sie trat, zog sie die Schultern unwillkürlich nach vorn, und irgend etwas stimmte nicht mit ihr. Die Situation war gewöhnlich - der schmale Gang eines lCE irgendwo zwischen Hamburg und Berlin, zwei Menschen, die zufällig nebeneinanderstehen, weil sie beide eine Zigarette rauchen wollen. Sonja aber starrte aus dem Fenster mit einer unglaublichen Sturheit, sie hatte eine Körperhaltung wie bei einem Bombenalarm. Sie war überhaupt nicht schön. Sie war in diesem allerersten Moment alles andere als schön, wie sie dastand, in einer Jeans und einem weissen, zu kurzen Hemd, sie hatte schulterlanges, glattes, blondes Haar, und ihr Gesicht war so ungewohnt und altmodisch, wie eines dieser Madonnenbilder aus dem 15. Jahrhundert, ein schmales, fast spitzes Gesicht. Ich schaute sie von der Seite an, ich fühlte mich unwohl und war ärgerlich, weil mir die Erinnerung an Verenas Sinnlichkeit entglitt. Ich zündete mir eine Zigarette an und lief rauchend den Gang hinunter, ich hatte das Bedürfnis, ihr einen zotigen Ausdruck ins Ohr zu flüstern. Als ich mich umdrehte, um in mein Abteil zurückzugehen, schaute sie mich an.

Irgend etwas Ironisches ging mir durch den Kopf, etwas darüber, dass sie es nun doch gewagt hatte, mich anzusehen, der Zug ratterte, und in einem der hinteren Abteile schrie ein Kind. Ihre Augen waren nichts Besonderes, sie waren vielleicht grün, nicht sehr gross, und sie standen ziemlich eng beieinander. Ich dachte überhaupt nichts mehr, ich schaute sie an, sie schaute zurück, ohne Erotik, ohne Flirt, ohne Schmelz, aber mit einem Ernst und einer Direktheit, dass ich sie hätte ins Gesicht schlagen können. Ich trat zwei Schritte auf sie zu, sie lächelte ansatzweise. Dann war ich in meinem Abteil und riss die Tür hinter mir zu, fast außer Atem.

Der Zug hielt am Zoologischen Garten, als es schon dunkel war. Ich stieg aus, fühlte mich seltsam erleichtert und bildete mir ein, die Stadt riechen zu können. Es war warm, der Bahnsteig voller Menschen, ich nahm die Rolltreppe zur U- Bahn hinunter, und obwohl ich sie nicht gesucht hatte, entdeckte ich sie sofort. Sie war drei, vier Meter vor mir, trug eine kleine, rote Hutschachtel in der rechten Hand; ihr Rücken war eine einzige Aufforderung. Ich ignorierte sie mit zusammengebissenen Zähnen. Ich blieb am Pressecafe stehen, um Tabak und die Abendzeitung zu kaufen, und dann war sie neben mir und sagte: "Soll ich warten."

Sie fragte nicht, sie sagte es einfach und schaute dabei auf den Boden, ihre Stimme war aber überhaupt nicht verlegen, sondern fest und ein wenig rauh. Sie war sehr jung, vielleicht neunzehn oder zwanzig Jahre alt, mein Unbehagen löste sich auf und wich Überlegenheit. Ich sagte: "Ja", ohne eigentlich zu wissen, warum, bezahlte Tabak und Zeitung, und dann liefen wir nebeneinander her zur U-Bahn. Der Zug kam, wir stiegen ein; sie schwieg, stellte ihre alberne Hutschachtel ab, und kurz bevor die Situation unangenehm wurde, fragte sie: "Wo kommst du her?" Diesmal war es eine wirkliche Frage. Ich hätte sagen können, dass ich meine Freundin in Hamburg besucht hatte, aber aus irgendeinem Grund sagte ich: "Ich war mit meinem Vater fischen." Sie starrte auf meinen Mund, ich war nicht sicher, ob sie überhaupt zugehört hatte, aber plötzlich wusste ich, dass sie beschlossen hatte, mich haben zu wollen. Sie musste mich schon vorher gesehen haben, vielleicht in Hamburg, vielleicht in Berlin. Sie kannte mich, bevor ich sie das erste Mal wahrgenommen hatte, und als ich mich neben sie stellte, um eine Zigarette zu rauchen, zog sie die Schultern nach vorn, weil sie begonnen hatte zu handeln. Sie hatte diese Situation geplant, sie hatte gewusst, dass es so kommen würde, und jetzt wurde sie mir unheimlich. Ich zog meinen Rucksack auf die Schulter, sagte: "Ich muss aussteigen." Sie holte mit unglaublicher Schnelligkeit einen Stift aus ihrer Hutschachtel, schrieb etwas auf einen Zettel und drückte ihn mir in die Hand - "Du kannst mich anrufen." Ich antwortete nicht; stieg aus, ohne mich zu verabschieden, und steckte den Zettel in die Tasche meiner Jacke, statt ihn wegzuwerfen.

Dieser Mai war warm und sonnig. Ich stand früh auf, arbeitete viel im Atelier, schrieb ungezählte Briefe an Verena. Sie schrieb selten zurück, aber manchmal rief sie an, um mir irgendwe1che Geschichten zu erzählen, und dann genoss ich ihre Stimme und ihre Unbeschwertheit. In meinem Hinterhof blühten die Linden, ich spielte mit den Türkenjungs Fussball und sehnte mich nach Verena, ohne mich zu quälen. Wenn es dunkel wurde, zog ich los, die Stadt war wie in einem kleinen Rausch, ich ging trinken und tanzen, es gab Fraün, die mir gefielen, aber dann dachte ich an Verena und ging allein nach Haus. Zwei Wochen später fand ich in meiner Jacke Sonjas Zettel wieder. Sie hatte in grossen, runden Zahlen ihre Telefonnummer und darunter nur ihren Vornamen aufgeschrieben, ich sagte ihn leise vor mich hin - "Sonja". Dann rief ich sie an. Sie ging ans Telefon, als hätte sie seit zwei Wochen danebengesessen und nichts anderes getan, als auf meinen Anruf gewartet. Ich musste mich nicht erklären, sie wusste sofort, wer ich war, und wir verabredeten uns für den Abend in einem Cafe am Ufer.

Ich legte auf, bereute nichts, rief Verena an und schrie gut gelaunt in den Hörer, dass ich sie bis zum Verrücktwerden lieben würde. Sie kicherte und sagte, sie käme in drei Wochen nach Berlin; dann fing ich an zu arbeiten, pfiff die Melodie von Wild Thing und ging gegen Abend los, die Hände in den Taschen und kein bisschen aufgeregt. Sonja kam eine halbe Stunde zu spät. Ich sass an der Bar und hatte mein zweites Glas Wein bestellt, als sie das Cafe betrat. Sie trug ein unglaublich altmodisches, rotes Samtkleid, und ich bemerkte irritiert, dass sie Aufsehen erregte. Sie stöckelte auf viel zu hohen Schuhen auf mich zu, sagte "Hallo" und "Entschuldigung", und ich war kurz versucht ihr zu sagen, dass ich sie unmöglich fand, ihre Aufmachung, ihre Unpünktlichkeit, ihre ganze Person. Aber dann grinste sie, kletterte auf den Barhocker, kramte ihre Zigaretten aus einem winzigen Rucksack hervor, und mein Ärger löste sich in Belustigung auf. Ich trank meinen Wein, drehte mir eine Zigarette, grinste zurück und fing an zu reden. Ich redete über meine Arbeit, meine Eltern, meine Vorliebe fürs Fischen, über meinen Freund Mick und über Amerika. Ich redete über Leute, die im Kino mit Bonbonpapier knistern, über Francis Bacon und Pollock und Anselm Kiefer. Ich erzählte von Dänemark, von den Türkenjungs in meinem Hinterhof und von dem Geliebten, den meine Mutter vor zehn Jahren gehabt hatte, von der Zubereitung von Lamm und Kaninchen, vom Fussball und von Griechenland. Ich schilderte Kios und Athen, die Brandungswellen vor Husum und das Laichen der Lachse im Sommer in Norwegen. Ich hätte Sonja zu Tode reden können, und sie hätte sich nicht gewehrt. Sie sass einfach da, den Kopf in die Hände gestützt, schaute mich an, rauchte irrsinnig viele Zigaretten und trank ein einziges Glas Wein. Sie hörte mir geschlagene vier Stunden lang zu. Ich glaube tatsächlich, sie sagte während dieser ganzen Zeit nicht ein Wort. Als ich fertig war, bezahlte ich für uns beide, wünschte ihr eine gute Nacht, nahm ein Taxi nach Hause und schlief acht Stunden lang traumlos und tief.

Ich vergass Sonja sofort. Ich bereitete meine Ausstellung vor, es wurde Juni, und Verena kam nach Berlin. Sie brachte meine Pfandflaschen zurück, kaufte Unmengen von Lebensmitteln ein, stellte die Küche mit Fliedersträussen voll und war ständig bereit, mit mir ins Bett zu gehen. Sie sang in der Wohnung, während ich arbeitete, sie putzte meine Fenster, telefonierte Stunden mit ihren Freunden in Hamburg und kam immerzu ins Atelier gelaufen, um mir irgend etwas zu erzählen. Ich kämmte ihre Haare, fotografierte sie von allen Seiten und begann von Kindern und vom Heiraten zu sprechen. Sie war ziemlich gross, auf der Strasse drehten sich die Männer nach ihr um, sie roch wunderbar, und ich meinte es ernst.

Am Ende des Monats eröffnete ich die Ausstellung. Verena war zum Bahnhof gefahren, um ihre Freunde abzuholen, und ich lief unruhig in der Galerie auf und ab, hängte ein letztes Bild noch einmal um und war nervös. Gegen sieben Uhr kam Verena zurück, scheuchte ihre Freunde an meinen Bildern vorbei, und ich verliess die Galerie, um fünf Minuten alleine zu sein. Ich ging auf die andere Strassenseite, und dort, in einem Hauseingang, stand Sonja. Ich weiss bis heute nicht, ob sie zufällig vorbeigekommen war oder ob sie auf irgendeine Art und Weise von der Ausstellung erfahren hatte, sie kannte nur meinen Vornamen, und ich hatte von der Galerie nichts erzählt. Sie stand da und sah unglaublich wütend aus, anmassend wütend geradezu, und dann sagte sie: "Du wolltest dich melden. Du hast dich nicht gemeldet. Ich wüsste gerne, warum, denn ich find's nicht gut." Ich war wirklich verblüfft über diese Unverschämtheit, ich wurde ärgerlich und unsicher und sagte: "Meine Freundin ist hier. Ich kann mich nicht aufteilen. Ich will nicht." Wir standen voreinander, starrten uns an. Ich fand sie taktlos. Ihre Mundwinkel begannen zu zittern, und ich hatte das Gefühl, dass irgend etwas völlig falsch lief. Sie sagte: "Kann ich trotzdem reinkommen?", ich sagte: "Ja", drehte mich um und ging in die Galerie zurück.

Zwanzig Minuten später kam sie rein. Es war inzwischen voll geworden, sie fiel überhaupt nicht auf, dennoch sah ich sie sofort. Sie kam rein mit einem ganz angespannten Gesichtsausdruck und einer bemüht stolzen Haltung. Sie wirkte sehr klein und verletzlich. Sie suchte mich, ich schaute sie an und sah dann zu Verena, die an der Bar stand. Sonja folgte meinem Blick und begriff sofort. Ich hatte keine Angst vor einer Szene, es hätte keinen Grund für irgendeinen Skandal gegeben. Trotzdem wusste ich, dass er möglich war und dass' er nicht geschehen würde, wusste ich ebenso. Ich sah Sonja hinterher, wie sie vor meinen Bildern auf und ab lief; das einzige, wodurch sie sich verriet, war die Tatsache, dass sie vor jedem Bild eine halbe Stunde lang stehenblieb. Ich sass auf meinem Stuhl, beobachtete sie und trank jede Menge Wein, zwischendurch kam Verena und redete irgend etwas von "stolz auf mich sein". Es ging mir ganz gut, aber unter all dem spürte ich eine Unruhe, die mir fremd war. Sonja sah mich nicht noch einmal an. Nachdem sie vor dem letzten Bild eine Viertelstunde lang ausgeharrt hatte, marschierte sie entschlossen zur Tür und ging.

Im Juli fuhr Verena zurück nach Hamburg. Ich wurde ihrer nicht müde, ich war mir sicher, ein ganzes Leben mit ihr verbringen zu können, aber als sie fort war, vertrockneten die Fliedersträusse in der Küche, die Pfandflaschen sammelten sich wieder an, der Staub flirrte durchs Atelier, und ich vermisste sie nicht. Die Stadt war für Wochen in ein gelbes Licht getaucht, es war sehr heiss, und ich verbrachte Stunden damit, in meinem Zimmer nackt auf dem Holzboden zu liegen und an die Decke zu starren. Ich war nicht unruhig, nicht gereizt, ich war müde und in einem seltsamen Zustand der Emotionslosigkeit. Vielleicht rief ich Sonja deshalb doch noch einmal an, ich fand das Ganze eigentlich hoffnungslos, aber, mein Gott, es war Hochsommer, in meinem Hinterhof sassen die türkischen Frauen und rupften Gänse, die weissen Federn taumelten bis zu meinem Fenster empor; ich wählte Sonjas Nummer und liess es zehn oder zwanzig Mal klingeln. Sie war nicht zu Hause. Jedenfalls ging sie nicht ans Telefon. Ich versuchte es wieder und wieder, ich hatte eine fast grössenwahnsinnige Lust, sie zu quälen, sie leidend zu machen. Sonja entzog sich.

Sie entzog sich fast vier Monate lang. Erst im November bekam ich über die Galerie eine Karte von ihr zugeschickt, es war ein Schwarzweissfoto von irgendeiner tschechowartigen Gesellschaft, und auf der Rückseite stand eine Einladung zu einem Fest. Ich putzte meine Schuhe, konnte mich lange nicht zwischen der Lederjacke und dem Mantel entscheiden, wählte die Lederjacke und ging gegen Mitternacht los; ich war nervös, weil ich wusste, dass ich niemanden auf diesem Fest kennen würde. Ich irrte lange durch das Industrieviertel, in dem Sonja damals lebte. Das Haus, in dem sie wohnte, stand zwischen einer Autoschrottpresse und einer Fabrik direkt an der Spree, es war ein graues, altes Mietshaus, und bis auf die hellerleuchteten Fenster im dritten Stock war es dunkel. Ich schwankte die Treppen empor; das Flurlicht funktionierte nicht. Ich war hin- und hergerissen zwischen albernem Gelächter und Verärgerung; ich empfand plötzlich all das wie eine Zumutung. Aber dann war ich oben angelangt, die Wohnungstür stand offen, irgend jemand zog mich in den Flur, und dort stand Sonja. Sie stand an die Wand gelehnt, sie sah ein bisschen betrunken aus, sie lächelte mich an mit einem absolut siegesgewissen Gesichtsausdruck, und ich fand sie zum ersten Mal schön. Neben ihr stand eine kleine Frau in einem seetanggrünen, langen Kleid und mit einer unglaublichen Fülle von rotem Haar, und Sonja deutete auf mich und sagte: "Das ist er." Sie hatte vielleicht fünfzig

Leute eingeladen, ich war mir sicher, dass sie mit den wenigsten wirklich befreundet war. Aber es war eine Zusammenstellung von Gästen, Gesichtern und Charakteren, die dazu führte, dass dieses alte Mietshaus an der Spree sich irgendwann von der Wirklichkeit zu lösen schien. Empfindungen dieser Art sind mir eigentlich fremd, doch manchmal - sehr selten - gibt es Feste, die man nicht vergisst, und Sonjas Fest war ein solches. Aus drei oder vier fast leeren Zimmern schien Kerzenlicht, irgendwo sang Tom Waits, ich war überhaupt nicht betrunken, und dennoch begann alles - zu schwimmen. Ich ging in die Küche und holte mir ein Glas Wein, und dann spazierte ich durch Sonjas Zimmer und führte eine Unzahl absonderlicher Gespräche mit einer Unzahl absonderlicher Menschen. Sonja schien überall zu sein. Wo auch immer ich war, stand sie an der anderen Seite des Raumes, vielleicht war auch ich immer dort, wo sie war. Sie hatte sich eine Menge Verehrer eingeladen, jedenfalls war sie ständig von einer wechselnden Gruppe junger Männer umgeben, und sie hatte meist diese rothaarige Frau neben sich. Sonja trank Gläser voll Wodka und hatte immer eine Zigarette in der Hand; wir redeten mit irgend jemand und schauten uns dabei durch den Raum hinweg an. Ich glaube, wir wechselten fast kein einziges Wort miteinander. Es war nicht nötig, sie schien es schön zu finden, dass ich da war, und ich genoss es, mich in ihrer Wohnung zu bewegen und mir dabei von ihr zuschauen zu lassen.

Irgendwann sah ich sie mit einem sehr grossen und merkwürdig ungelenken Mann an der Wohnungstür stehen, sie lehnte sich an ihn, ich spürte ein leises Ziehen im Magen, und vielleicht eine halbe Stunde später war sie weg. Sie war einfach verschwunden. Vor den Fenstern wurde das Licht grau, ich lief durch die Zimmer und versuchte, sie zu finden, aber sie war nicht mehr da. Die kleine, rothaarige Frau kam auf mich zu, ihr Lächeln war genauso siegesgewiss wie Sonjas vor Stunden, sie sagte: "Sie ist weg. Sie geht immer zum Schluss." Also trank ich meinen Wein aus, zog meine Jacke an und ging ebenfalls. Ich glaube, ich hoffte, dass sie unten auf mich warten würde, ein wenig frierend, die Hände in den Taschen eines Wintermantels, aber natürlich wartete sie nicht. Die Spree war wie aus Stahl in diesem Morgenlicht, ich stolperte die Strasse entlang; es war sehr kalt, und ich weiss noch, ich war sehr wütend. Danach sah ich Sonja fast jede Nacht. Ich begann wieder früh aufzustehen, trank zwei Kannen Tee, duschte eiskalt, fing an zu arbeiten. Gegen Mittag schlief ich eine Stunde lang, trank dann Kaffee, las die Tageszeitung, arbeitete weiter. Ich war in einem gleichzeitig wilden und kalten Rausch der Bilder und Farben; ich hatte das Gefühl, niemals vorher so klar im Kopf gewesen zu sein. Sonja kam sehr spät am Abend; manchmal war sie so müde, dass sie an meinem Küchentisch einschlief, aber sie kam immer, und sie sah immer tapfer aus. Ich kochte für uns, wir tranken eine Flasche Wein miteinander, ich räumte das Atelier auf, während sie auf Strümpfen leise hinter mir herlief. Ich wusste nicht, dass die Tatsache, dass ich sie in meine Wohnung und in mein Atelier liess, dass sie an meinem Küchentisch und inmitten meiner Notizen sitzen konnte, dass ich vor ihren Augen Fotos entwickelte und kleine Zeichnungen malte, ein Geschenk für Sonja war. Auf ihre Art nahm sie mich sehr ernst. Sie betrat das Atelier mit einer fast sakralen Andacht, sie stand vor meinen Bildern mit der Ehrfurcht eines Museumsbesuchers, und sie setzte sich an meinen Küchentisch, als bekäme sie eine Audienz. Sie störte mich nicht, weil mir all das damals eigentlich nicht bewusst war. Sie ging mir nicht auf die Nerven, weil sie viel zu eigensinnig und zu zäh war. Ich bemerkte nicht, dass Sonja dabei war, sich in meinem Leben zu verhaken. Sie war für mich in diesen Nächten eine kleine, müde und von irgend etwas besessene Person, die mir auf ihre seltsame Art Gesellschaft leistete; die bei mir sass, mir zuhörte, mir ein eitles Gefühl von Wichtigkeit verlieh.

Sonja redete nie. So gut wie nie. Ich weiss bis heute nichts über ihre Familie, ihre Kindheit, ihre Geburtsstadt, ihre Freunde. Ich habe keine Ahnung, wovon sie lebte, ob sie Geld verdiente oder ob jemand sie aushielt, ob sie berufliche Wünsche hatte, wohin sie wollte, und was. Der einzige Mensch, von dem sie manchmal sprach, war diese kleine, rothaarige Frau, die ich auf ihrem Fest gesehen hatte; sonst erwähnte sie niemanden, erst recht keine Männer, obgleich ich sicher war, dass es genug davon gab. In diesen Nächten redete ich. Ich redete wie zu mir selbst, und Sonja hörte zu, und oft schwiegen wir, und auch das war gut. Ich mochte ihre Begeisterung für bestimmte Dinge, für den ersten Schnee, über den sie ausser sich geraten konnte wie ein Kind, für ein Orgelkonzert von Bach, das sie auf meinem Plattenspieler immer und immer wieder von vorne laufen liess, für türkischen Kaffee nach dem Essen, U-Bahnfahren früh morgens um sechs, das Beobachten der Szenen hinter den hellerleuchteten Fenstern in meinem Hinterhof in der Nacht. Sie stahl Kleinigkeiten aus meiner Küche, wie Walnüsse, Kreiden und selbstgedrehte Zigaretten, und bewahrte sie in den Taschen ihres Wintermantels auf wie Heiligtümer. Sie brachte fast jeden Abend irgendwelche Bücher mit, die sie auf meinen Tisch legte, sie bat mich inständig, sie zu lesen, ich las sie nie und weigerte mich auf ihr Nachfragen, mit ihr darüber zu sprechen. Wenn sie im Sitzen einschlief, liess ich sie eine Viertelstunde lang schlafen und weckte sie dann mit der Distanz eines Schullehrers. Ich zog mich um, und dann gingen wir aus, Sonja an meinen Arm geklammert und fasziniert von unseren Fussspuren, den einzigen im frischgefallenen Schnee auf dem Hof.

Wir zogen von einer nächtlichen Bar in die nächste, tranken Whisky und Wodka, und manchmal löste sich Sonja von meiner Seite, setzte sich an einen anderen Platz an der Bar und tat so, als würde sie mich nicht kennen, bis ich sie unter Lachen zurückrief. Sie wurde ständig angesprochen, entzog sich aber immer und stellte sich mit stolzer Miene wieder neben mich. Mir war das völlig egal. Ich fühlte mich durch ihre seltsame Attraktivität geschmeichelt, ich beobachtete sie mit beinahe wissenschaftlichem Interesse. Manchmal, denke ich, hätte ich mir gewünscht, sie mit einem dieser Verehrer verschwinden zu sehen. Sie aber blieb in meiner Nähe, solange, bis es draussen hell wurde und wir die Bar verliessen, die Augen gegen das graue und strähnige Morgenlicht zukneifend. Ich brachte sie zu einer Bushaltestelle und wartete, bis der Bus kam. Dann stieg sie ein, sah zittrig aus und traurig, ich winkte kurz und ging los, in Gedanken schon wieder bei meinen Bildern.

Heute denke ich, dass ich in diesen Nächten wohl glücklich war. Ich weiss, dass sich die Vergangenheit immer verklärt, dass die Erinnerung besänftigend ist. Vielleicht waren diese Nächte auch einfach nur kalt und in zynischer Weise unterhaltsam. Heute aber kommen sie mir so wichtig vor und so verloren, dass es mich schmerzt.

Verena war in dieser Zeit auf Reisen, sie fuhr durch Griechenland, Spanien, Marokko, sie schickte Karten von Palmenstränden und von Arabern auf Kamelen, und manchmal rief sie mich an. Wenn Sonja zufällig da war, stand sie auf und verliess den Raum; sie kam erst wieder, wenn ich ihr durch Rumoren und Stühlerücken zu verstehen gab, dass das Gespräch beendet sei. Verena schrie in den Hörer, die Verbindung war meist schlecht, ein Meeresrauschen und ein Wind, so schien es, und ich konnte mich damit über meine plötzliche Wortkargheit retten. Ich vergass Verena nicht. Ich dachte an sie, ich schickte Briefe und Fotografien in ihre Hamburger Wohnung, ich freute mich über ihre Anrufe. Sonja hatte mit all dem nichts zu tun, hätte man mich gefragt, ob ich in sie verliebt sei, so hätte ich erstaunt und sicher geantwortet nein. Verena meinte dennoch, Veränderungen feststellen zu können, sie schrie ins Telefon, dass ich ihr nichts mehr zu sagen hätte, sie wollte wissen, wie oft ich sie mit anderen Frauen betrog. Ich musste lachen, und sie legte auf. Im Januar kam eine Karte aus Agadir, auf der sie mir ihre Ankunft für Ende März mitteilte - Ich komme im Frühling, schrieb sie, und dann bleibe ich lang. Ich legte die Karte auf den Küchentisch und wartete, bis Sonja sie fand. Ich wusste, dass sie gewohnheitsmässig, ohne unverschämt neugierig zu sein, die Zettel und Papiere auf meinem Schreibtisch durchblätterte. An diesem Abend sah ich ihr von der Tür aus zu, sie stand am Tisch, betrachtete ein Foto, malte mit meinen Kreiden herum, drehte sich eine Zigarette und sah dann die Karte, auf deren Vorderseite ein Feürwerk abgebildet war. Sie las und liess die Karte in der Hand; sie stand still, dann wandte sie sich zu mir um, als hätte sie gewusst, dass ich dastand und sie beobachtete. "Tja", sagte ich. Sie sagte gar nichts. Sie starrte mich einfach an, und ich bekam fast so etwas wie Angst. Wir gingen zusammen aus, und alles war falsch, ich fühlte mich schuldig und war wütend, ich hatte das Gefühl, ihr etwas erklären zu müssen, von dem ich nicht wusste, was es war. In dieser Nacht schlief sie das erste Mal bei mir. Ich hatte sie noch nie geküsst, ich hatte sie noch nie berührt, wir gingen nachts Arm in Arm durch die Strassen, und dabei blieb es. Sie zog sich eines meiner Hemden an, während ich im Bad war, als ich ins Zimmer zurückkam, hockte sie schon in meinem Bett und klapperte mit den Zähnen. Es war unglaublich kalt, ich legte mich zu ihr, wir lagen Rücken an Rücken, einzig die kalten Sohlen unserer Füsse berührten sich wirklich. Sonja sagte: "Gute Nacht", ihre Stimme war weich und klein, ich fühlte mich fürsorglich und auf eine unwirkliche Art gerührt. Ich war überhaupt nicht erregt, nichts hätte mir ferner gelegen, als jetzt mit ihr zu schlafen, dennoch war ich beleidigt, als ich an ihren ruhigen und gleichmässigen Atem- 71 zügen bemerkte, dass sie schon eingeschlafen war. Ich lag noch lange wach, es wurde warm unter der Bettdecke, ich rieb meine Füsse ganz sacht an ihren. Ich weiss noch, dass es wie inzestuös gewesen wäre, mit ihr zu schlafen, ihre Brüste zu berühren, ich fragte mich, wie es sein würde, Sonja zu küssen, dann schlief ich ein. Am Morgen war sie fort, auf dem Küchentisch lag ein kleiner, abgerissener Zettel mit einem Gruss, ich ging ins Bett zurück und zog mir das Hemd an, das sie in der Nacht getragen hatte.

So verschwand sie wieder. Sie kam am nächsten Abend nicht und nicht am übernächsten. Ich wartete drei Abende lang, dann begann ich wiederum, sie anzurufen. Sie ging nicht ans Telefon, oder sie war tatsächlich nicht da. Ich fing an, am Tag durch die Stadt zu streifen, ich sass nutzlos in Cafes herum, von denen sie manchmal gesprochen hatte, ich stand Stunden vor dem alten Mietshaus an der Spree; sie blieb verschwunden. Hinter ihren Fenstern brannte niemals Licht, aber an der Tür stand noch immer ihr Name, und das Stück Papier, das ich zur Kontrolle manchmal unter den Türrahmen legte, war immer wieder verschoben. Auf ihre Weise entkam sie mir, und als es März wurde, war ich der Suche überdrüssig und begann, mich auf Verena vorzubereiten. Ich räumte meine Wohnung auf und versuchte die Spuren von Sonjas Besuchen zu verwischen. Tatsächlich aber gab es 72 überhaupt keine Spuren. Drei Monate mit einer müden, verwunschenen kleinen Sonja hatten nichts hinterlassen; ich suchte umsonst und ärgerte mich über mich selbst. Ich rief zum ersten Mal seit Ewigkeiten meinen Freund Mick an, wir gingen Billard spielen und Bier trinken, tanzten mit irgendwelchen Frauen und schlugen uns eine Woche lang durch sämtliche Bars der Stadt. Ich machte hin und wieder den Versuch, etwas von Sonja zu erzählen, dann brach ich ab - was eigentlich hätte ich erzählen sollen, ich wusste es selbst nicht. Ende März schmolz der letzte Schnee von den Dächern und die Mauersegler kamen zurück. Ich schenkte den Türkenjungs einen neuen Fussball und schnitt mir die Haare kurz. Ich wartete auf irgend etwas, und als eines Abends Verena plötzlich vor der Tür stand, hörte ich auch damit auf. Ich war angekommen. Ich schlief abends neben Verena ein, ich wachte morgens neben ihr auf, ich flocht ihr Haar zu Zöpfen und schenkte ihr eine Espressomaschine. Sie schien länger bleiben zu wollen, und ich fragte sie nicht, wie lange. Ich arbeitete, sie spazierte durch die Stadt; am Abend gingen wir ins Kino und sassen in den kleinen Cafes am Ufer. Verena hängte ihre Sachen in meinen Schrank und fing an, in einer Bar um die Ecke zu arbeiten; wenn das Telefon klingelte, ging sie an den Apparat. Mick sagte, sie wäre so ziemlich das Schönste, was er je gesehen hätte, und ich stimmte ihm zu. Die Tage bekamen ihren eigenen, stetigen Rhythmus. Ich fühlte mich wohl, vielleicht glücklich, bestimmt sehr ruhig. Im Hof begannen die Linden zu blühen, und die ersten Sommergewitter zogen über die Stadt, es wurde heiss. Nur selten hatte ich auf der Strasse das Gefühl, jemand liefe dicht hinter mir her; ich drehte mich um, und da war niemand, aber das Gefühl der Irritation blieb. Es gab Augenblicke, in denen ich mich nach etwas sehnte, von dem ich nicht genau wusste, was es war, ein Ereignis vielleicht, irgendeine Art der Sensation, der Veränderung, aber diese Sehnsucht verschwand ebenso schnell, wie sie gekommen war.

An einem Vormittag im Juni fuhren wir mit den Rädern zum Freibad unten an der Spree, Verena bezahlte für uns beide, behauptete, sie sei verrückt nach Wasser und lief barfuss vor mir über die Liegewiese auf der Suche nach einem freien Platz. Im winzigen Schatten einer Birke blieb sie triumphierend stehen, breitete ihr Handtuch aus, setzte sich hin. Direkt neben ihr sass Sonja. Mein Herz schlug einen absurden Moment lang hoch, ich dachte flüchtig, dass dieses Schlagen wohl doch die ersehnte Veränderung sei, das Stolpern im Rhythmus. Ich blieb stehen und starrte von Verena zu Sonja, und Sonja blickte von dem Buch hoch, in dem sie las, und sah mich, und dann sah sie Verena. Ich sagte: "Verena. Ich will hier nicht sitzen", und schaute in Sonjas Gesicht, das auf eine seltsame Weise wie aufgerissen aussah. Sie hatte sich die Haare wachsen lassen, sie war 74 braun in einem blaün Badeanzug und sehr dünn. Mir tat all das entsetzlich leid; Verenas Stimme kam von fern - "Das ist der beste Platz, den dieses Schwimmbad zu bieten hat." Sie schien nichts' zu merken, und ich spürte, dass mir der Kopf zitterte. Sonja stand sehr langsam auf, schlüpfte schlafwandlerisch in ein rotes Kleid und wandte sich zum Gehen. Verena redete irgend etwas, ich verstand sie nicht mehr. Ich hörte nur nichts Misstrauisches in ihrer Stimme, also liess ich meine Tasche neben ihre fallen und lief Sonja einfach hinterher. Ich holte sie am Ausgang des Schwimmbades ein. Sie ging rasch und gerade und sah von hinten aus wie ein kleiner, roter Stock. Ich rannte fast, dann war ich neben ihr und hielt sie am Arm fest. Ihre Haut glühte von der Sonne, sie drehte mir ihr verrückt ernstes Gesicht zu und sagte: "Wollen wir uns sehen oder nicht."

Der Ton in ihrer Stimme war derselbe, in dem sie damals am Bahnhof gesagt hatte: "Soll ich warten", ich fühlte mich wie ein Idiot und völlig durcheinander, und dann sagte ich: "Ja", und sie sagte: "Na also", machte sich los und lief durch das Tor hinaus auf die Strasse. Ich schaute ihr hinterher, bis sie nicht mehr zu sehen war, dann kehrte ich zurück zu Verena, die sich auf dem Rücken liegend sonnte und nichts begriffen hatte. Das Gras war dort, wo Sonja gesessen hatte, zerdrückt; ich starrte auf die zwei, drei Zigarettenkippen, die sie hinterlassen hatte, und bekämpfte das Gefühl, die Kontrolle verloren zu haben.

Ich musste Verena nicht - ich hätte das auch nicht getan, ich hätte Sonja heimlich gesehen -, sie ging von selbst. Sie behauptete, mich in meiner Arbeitsphase, was immer das auch sein mochte, nicht stören zu wollen; sie packte ihre Sachen, kündigte in der Bar und fuhr zurück nach Hamburg. Ich glaube, sie war meiner für eine Weile überdrüssig geworden. Sie hatte sich vergewissern wollen, dass ich sie liebte, diese Gewissheit hatte sie bekommen, also ging sie wieder. Ich brachte sie zum Bahnhof, fühlte mich zerschlagen und selten sentimental; ich sagte: "Verena, irgendwann", und sie lachte und sagte: "Ja." Dieser Sommer war Sonjas Sommer. Wir fuhren zum Rudern hinaus an die Seen, und ich ruderte Sonja über das spiegelglatte, schilfgrüne Wasser, bis mir die Arme schmerzten. Wir assen am Abend in den kleinen Gaststätten der Dörfer Schinkenplatten und Bier -, und Sonja bekam rote Wangen und ganz sonnenhelles Haar. Wir fuhren mit der Bahn nach Hause, Sträusse von Feldblumen im Arm, die Sonja alle mit zu sich nahm. Ich arbeitete selten, studierte die Landkarten der Umgebung und wollte in allen Seen schwimmen gehen, die es gab. Sonja schleppte immer einen Rucksack voller Bücher mit, las mir vor und rezitierte ein Gedicht nach dem anderen. Die Abende waren warm, wir zählten unsere Mückenstiche, und ich brachte ihr bei, auf einem Grashalm zu blasen. Der Sommer war eine Kette aus hellen, blaün Tagen, ich tauchte in ihn hinein und wunderte mich nicht. Wir verbrachten die Nächte in Sonjas Wohnung, durch deren hohe, grosse Fenster man die Spree sehen konnte, wir schliefen nicht miteinander, wir küssten uns nicht, wir berührten uns kaum, eigentlich nie. Ich sagte: "Dein Bett ist ein Schiff", Sonja antwortete nicht - wie immer -, aber sie sah den ganzen Sommer über wie eine kleine Siegerin aus.

Ende Juli, wir sassen auf dem winzigen und leeren Bahnhof von Ribbeck und warteten auf den Abendzug zurück in die Stadt, machte Sonja ihren Mund auf und sagte: "Irgendwann wirst du mich heiraten." Ich starrte sie an und schlug eine Mücke auf meinem Handgelenk tot; der Himmel war rötlich, und über dem Wald lag ein blauer Dunst, ich sagte: "Was bitte?" und Sonja sagte: "Ja. Heiraten. Wir werden dann Kinder kriegen und alles wird gut." Ich fand sie unglaublich blöd. Ich fand sie lächerlich und blöd, und nichts erschien mir absurder, als gerade Sonja zu heiraten und mit ihr Kinder zu bekommen, ich sagte: "Sonja, das ist lachhaft. Gerade du solltest das wissen. Wie sollen wir das machen - Kinder kriegen? Wir schlafen noch nicht einmal miteinander." Sonja stand auf, zündete sich eine Zigarette an, kickte Steinchen und verschränkte die Arme vor der Brust: "Nun, zu diesem Zweck werden wir das eben tun. Nur zu diesem Zweck. Es wird gehen, ich weiss das." Ich stand ebenfalls auf, ich hatte das Gefühl, ein unvernünftiges Kind zur Räson bringen zu müssen: "Du bist völlig übergeschnappt, Sonja. Was soll dieser Blödsinn - alles wird gut? Was soll das heissen? Es ist alles gut, also werden wir nicht heiraten." Die Gleise begannen zu schwingen; ein hoher Ton lag in der Luft, ganz weit hinten erschien ein Zug. Sonja stampfte mit dem linken Fuss auf den Boden, warf ihre Zigarette weg und marschierte verbockt auf die Schienen zu. Sie sprang vom Bahnsteig, stolperte im Kies und stellte sich schliesslich breitbeinig auf die Schienenstränge. Der Zug kam näher, und ich setzte mich wieder. Sonja schrie wutentbrannt: "Heiratest du mich, ja oder nein?" Ich musste lachen und schrie zurück: "Liebste Sonja! Ja! Ich heirate dich, wann immer du willst!" und Sonja lachte auch, der Zug raste, die Luft roch nach Metall. Ich sagte ihren Namen, ganz leise und erschrocken, dann sprang sie vom Gleis zurück auf den Bahnsteig, der Zug dröhnte vorüber, und sie sagte: "Ich will ja noch nicht jetzt, weisst du. Aber später. Später will ich schon."

Im Herbst sahen wir uns seltener, und dann ging sie für eine Weile fort. Sie stand eines Morgens, schon im Wintermantel, vor meiner Tür und sagte: "Mein Lieber, ich muss verreisen und hätte gern noch eine Tasse Tee." Ich liess sie herein, setzte Wasser auf, sie lief durch meine Wohnung und schien unruhig. Ich fragte sie, wohin sie fahren würde. Sie sagte, sie müsse arbeiten, einen Monat lang, dann käme sie wieder; sie wollte offensichtlich wie immer nichts erzählen. Wir tranken schweigend den Tee, dann stand sie auf, zog mich an den Händen hoch und umarmte mich. Ich hielt sie fest, ich konnte mich nicht richtig wehren gegen ihren Ernst, sie sagte: "Gib auf dich acht." Und dann ging sie.

Alles, was danach geschah, geschah aus Angst. Ich glaube, ich hatte Angst vor Sonja, ich hatte Angst vor der plötzlich so naheliegenden Möglichkeit eines Lebens mit einer seltsamen kleinen Person, die nicht sprach, die nicht mit mir schlief, die mich meist anstarrte, grossäugig, von der ich kaum etwas wusste, die ich wohl liebte; letztendlich doch. Ich hatte das Gefühl, ohne Sonja nicht mehr sein zu wollen. Ich fand sie unvermutet notwendig für mich, und ich vermisste sie. Ich fürchtete, sie käme nie mehr zurück, und gleichzeitig wollte ich nichts mehr, als dass sie fortbliebe, für immer.

Als der Monat verstrichen war, packte ich einen kleinen Koffer und fuhr nach Hamburg. Ich machte der völlig überraschten Verena einen atemlosen Heiratsantrag, und sie nahm ihn an. Ich blieb drei Wochen lang, reiste mit ihr zu meinen Eltern und verkündete unsere Hochzeit für den März des kommenden Jahres. Verena buchte eine Hochzeitsreise nach Santa Fe, stellte mich ihrer entsetzlichen Mutter vor und teilte mir mit, dass sie meinen Namen aber nicht annehmen werde. Mir war alles egal. Ich fühlte mich wie ein Ertrinkender und war gleichermassen grenzenlos erleichtert. Ich hatte das Gefühl, einer unermesslichen Gefahr im letzten Augenblick entronnen zu sein, ich wähnte mich gerettet, in Sicherheit. Wir stritten uns ein wenig über unseren zukünftigen Wohnort, Verena wünschte, dass ich nach Hamburg käme, ich sagte, von mir aus könne alles so weitergehen wie bisher, verheiratet oder nicht, und dann fuhr ich zurück nach Berlin.

In meinem Briefkasten war keine Post, im Atelier lag wie je der Staub auf den Bildern, und die Fenster waren mit Spinnweben überzogen. Keine Nachricht von Sonja. Ich war der Herr der Lage, ich hatte das Schlimmste verhindert, nun wollte ich gütig sein, schlichtend. Ich fuhr mit dem Rad zu ihrem Haus, trat kraftstrotzend in die Pedalen, stürmte die Treppen hoch, pfeifend. Sie war zu Hause, öffnete mir unkonzentriert und offensichtlich in Erwartung eines anderen die Tür, dann lächelte sie und sagte: "Dir geht es gut, ja?" Wir setzten uns in eines der grossen, fast leeren Zimmer, Sonja am Schreibtisch, ich auf einem Sessel am Fenster, die Spree draussen war ganz braun, und über der Autoschrott presse segelten die Möwen. Sonja fragte mich nicht, wo ich gewesen sei. Sie erzählte auch nichts über ihre Reise, sie sass gerade und ein ganz klein wenig ängstlich aussehend an ihrem Tisch und rauchte fast besessen eine Zigarette nach der anderen. Ich redete unbefangen über das Wetter, meine Pläne für den Winter, die neü Kunstausstellung in der Nationalgalerie; ich fühlte mich sicher. Sonja erwähnte das Fest, das sie in diesem November wiederholen wollte. Ich sagte, ich käme gern, und sie lächelte steif. "Fährst du mit mir fort, im Frühjahr?" fragte sie unvermittelt, und ich, der ich die ganze Zeit über und fast voll Vorfreude gewartet hatte, das endlich sagen zu können, formulierte meinen vorbereiteten Satz, laut, deutlich, gut artikuliert und vor allem höflich: "Das wird nicht gehen. Ich werde Verena heiraten, im März." Da schmiss sie mich raus. Sie stand auf, zeigte mit ausgestrecktem Arm zur Tür, und sie sagte: "Raus." Ich sagte: "Sonja, komm, was soll das", und sie wiederholte: "Raus", ohne das Gesicht zu verziehen. Ich fing an zu lachen, ich war nicht sicher, ob sie es ernst meinte, und dann schrie sie: "Raus!" mit einer Stimme, die ich überhaupt noch nie von ihr gehört hatte. Ich stand unsicher auf, ich wusste nicht mehr genau, womit ich eigentlich gerechnet hatte. Ich wollte überhaupt nicht gehen, ich wollte Sonja die Fassung verlieren sehen, ich wollte, dass sie heulte und weiterschrie und mich vielleicht schlug und was weiss ich. Aber Sonja setzte sich wieder hin, drehte mir den Rücken zu und blieb still sitzen. Ich trat von einem Fuss auf den anderen, es blieb still, der Fluss war unerträglich braun. Ich atmete, und nichts geschah, und dann ging ich, schloss die Tür hinter mir, lauschte - nichts. Kein Ausbruch, kein unterdrücktes Weinen, Sonja rief mich nicht zurück. Ich fuhr mit dem Fahrrad nach Hause, sehr langsam; ich war - erstaunt. Ich dachte, es würde wohl weitergehen, weitergehen, irgendwie.

Sonja meldete sich nicht, und damit, zumindest, hatte ich gerechnet. Dies war ein Spiel, ich kannte die Regeln. Ich wartete eine Woche lang, dann rief ich sie an, selbstverständlich ging sie nicht ans Telefon. Ich schrieb ihr einen Brief, dann einen weiteren, dann einen dritten; lauter kleine, alberne Plaudereien und hilflose Entschuldigungen. Selbstverständlich antwortete sie nicht. Ich blieb ruhig, ich kannte das ja schon, ich dachte: "Gib ihr Zeit." Ich rief sie regelmässig drei Mal in der Woche an, liess es zehn Mal klingeln, legte wieder auf. Ich arbeitete, telefonierte mit Verena, ging mit Mick aus, wählte Sonjas Nummer, so wie man sich die Zähne putzt oder jeden Morgen in den Briefkasten schaut. Ich war belustigt und stolz auf Sonja, stolz auf die Zähigkeit, mit der sie sich mir entzog; ich dachte nur, dass es langsam an der Zeit sei, wieder damit aufzuhören. Ich hatte Lust, sie zu sehen, es wurde kalt, der erste Schnee fiel. Ich dachte an den vergangenen Winter, an die Nächte, die sie bei mir gesessen hatte, und ich wollte all das wiederhaben. Ich dachte: "Komm schon, Sonja, geh ans Telefon, lass uns spazierengehen, ich wärme dir die Hände, und alles bleibt so, wie es war."

Aber Anfang Dezember lag in meinem Briefkasten der letzte Brief, den ich Sonja geschickt hatte. Ich betrachtete verwirrt meine eigene Handschrift und wusste nicht recht, wie ich das deuten sollte, bis ich auf der Rückseite den Stempel "Empfänger unbekannt verzogen" entdeckte. Ich stand ohne zu begreifen in meinem Hausflur, es war kalt, und ich fror. Ich legte den Brief in den Kasten zurück und fuhr mit dem Fahrrad, schlingernd im Schnee, am Fluss entlang ins Industrieviertel; ich fuhr langsam und vorsichtig und weigerte mich, irgend etwas zu denken. Vor Sonjas Haus schloss ich das Rad an einem Laternenpfahl an und schaute an den blinden, dunklen Fenstern empor. Keine Gardinen, kein Licht, aber das hatte noch nichts zu bedeuten. Die Haustür knarrte, als ich sie aufstiess; im Flur hing der Geruch von Nässe und Kohlenstaub. Ich hatte immer das Gefühl gehabt, dass Sonja hier völlig alleine lebte, und ich ahnte, dass das Haus nun ganz leer stand. Dennoch stieg ich die Treppen empor, im zweiten Stock war das Geländer weggebrochen, und die Stufen knackten bedenklich. Ich dachte an das Fest, an das Stimmengewirr, die Musik, an Sonja neben der kleinen, rothaarigen Frau im seetanggrünen Kleid. Das Namensschild neben ihrer Tür war abgerissen. Ich drückte auf die Klingel; es blieb still. Ich spähte durch das Schlüsselloch in den langen, weissgestrichenen, leeren Flur ihrer Wohnung hinein und wusste, dass sie fort war. Ich bin mir sicher, dass man das Haus bald abreissen wird. Es ist Februar, ich lege unentwegt Kohlen in den Ofen, aber es will nicht warm werden. Ich habe Sonja nicht mehr wiedergesehen, und ich habe nichts mehr von ihr gehört. Die linden auf dem Hof ticken mit ihren kahlen Zweigen gegen mein Fenster, es ist an der Zeit, für die Türkenjungs einen neün Fussball zu kaufen. Ich warte darauf, dass ich irgendwann dieser kleinen, rothaarigen Frau begegne, um sie zu fragen, wo Sonja jetzt lebt und wie es ihr geht. Manchmal habe ich auf der Strasse das Gefühl, jemand liefe dicht hinter mir her, ich drehe mich dann um, und da ist niemand, aber das Gefühl der Irritation bleibt.

Terézia Mora  
Der Fall Ophelia, 2005

Ich schwimme fünfzigmal quer. Das ist noch gar nichts, ruft die Schwimmbadputzfrau. Letztes Jahr, da war hier ein Mädchen, das schwamm fünfzigmal längs. Die Schwimmbadputzfrau ist dick wie ein Buddha.

Längs sind es fünfundzwanzig Meter, quer zwölf. Längs ist mir zu lang. Ich schwimme erst seit einem Jahr. Nach fünfzigmal Querschwimmen ruhe ich mich aus. Ich lege mich aufs Wasser, breite die Arme aus. Das ist noch gar nichts, ruft die Schwimmbadputzfrau, aber ich höre ihr nicht zu.

Ophelia hatte mich der Meister genannt. Ich mußte Meister zu ihm sagen. Ophelia, sagte der Meister, was schwebst du dahin? Ist das alles, was du kannst?

Die Bilder, die ich sehe, sind immer andere. Gesicht nach oben sind sie orange, gelb, dann grün, lila, wie die Sonne, wie Feueröfen, Brandflecke. Nach unten sind sie alles, was ich will. Silberne Schriftzeichen auf schwarzem Grund. Gebäude, Straßen, Tiere, die es nicht gibt. Nach unten liegt mein Gesicht im Wasser. Ich halte die Luft an: Mississippi eins, Mississippi zwei, Missisippi drei, ... vier... Ich schwebe. Still. Das Wasser greift mir in die Ohren, drückt und hält mich fern vom Rand. Meine Arme und Beine fliegen wie Wasserpflanzen. Ich sehe, wie mein Herz unter dem Badeanzug schlägt. Ich höre die Luftblasen, die aus meinem Mund hinaufsteigen, an der Oberfläche zerplatzen und Kreise ziehen. Ihre Wellen kratzen hell an der Beckenwand. Der Wind stößt sie an, sie fallen in den Abfluß, in die Rohre zurück, gurgeln hinunter in die Kanalunterwelt. Ich sehe sie: silberne Spuren auf schwarzem Grund. Sie verlassen mich. Das Schweben schrumpft, fließt aus den Fingerspitzen, zieht sich zurück in die Brust. Die letzte Luftblase steigt aus meinem Mund. Ich drehe mich ihr hinterher. Hinter geschlossenen Lidern ist der Himmel rot. Kühl. Ich atme hinauf. Es schmerzt ein wenig. Ophelia, ruft mich der Meister, aber ich höre ihn nicht.

Eine Kneipe, ein Kirchturm, eine Zuckerfabrik. Ein Schwimmbad. Ein Dorf.

Niedrige, zweiäugige Häuser, grüne Tore, und hinter jedem der Tore ein Bastard an die Kette gelegt. Die Ketten sind unterschiedlich lang. Zehn Monate im Jahr Dauerregen, Wind und Melassegeruch, und Fabrikruß, der auf die Weißwäsche fällt. Der Rest ein weißer Sommer, Puderzuckerwinde und schmelzender Straßenteer. Frühmorgens, unterwegs zum Schwimmbad, gehe ich barfuß darüber. Am Ende der Straße kurz umgeschaut und unter dem Schlagbaum durch, die Abkürzung über die Bahnschienen nehmen, den Geranienbahnhof rot-weiß-grün rechts liegenlassen und mit hohen Knien über das ölige Gleisbett gestakst. Mein morgendlich schlanker Schatten springt stufig über das Schienenpaar. Ein Strichmännchen mit Knubbel als Knie. Die Gleise teilen sich vor und hinter dem Dorf, hier gibt es nur zwei davon, wie es Züge gibt am Tag. Die Drähte neben den Schienen summen. Ich denke an Strom und hebe die Knie hoch. Meine Schattenhaare schweben wie Flügel um mich.

Wackersteine in die Taschen, sagte der Meister immer zu mir. Sonst bläst dich mir der Wind noch davon. Er konnte meine Knöchel mit zwei Fingern umfassen. Du solltest fliegen lernen, Ophelia, nicht schwimmen.

Sie ist zu schwach, sagte die Krankenschwester, als wir hierherzogen, und griff mir an Wangen, Augenlider, Waden, Brust. Irgendein Sport wäre gut.

Eine Kneipe, ein Kirchturm. Den Fußballplatz habe ich vergessen. Quadratisch neben dem Quadrat des Schwimmbads, je von einem genauen Viereck einreihiger Pappeln und einer Mauer umfaßt. Einmal zwei Fußballtore und einmal zwei Wasserbecken, einmal warm, einmal kalt, in genauen Quadraten aus Gras. Drüben die Jungs von Tor zu Tor, und hier ich von Wand zu Wand. Quer. Frühmorgens bin ich mit dem Meister allein.

Ein Dorf. Ein Schwimmbad. Das hat mich dann doch überrascht.

Man bohrt nach Wertvollerem und findet Wasser. Es kommt gelb unter dem Moor hervor und riecht danach: Schwefel, Chlor, Salz, Kohlensäure. Wasserstoff. Vierzig Grad. Es heizt das warme Becken, fließt durch die Rohre unter uns, durch das Gewächshaus neben dem Bad. Hinter den niedrigen Fenstern dicht gedrängt fleischblättrige Pflanzen. In den Badepausen drückt das Dorf seine Gesichter an die Scheibe. Unbekannte Blüten atmen von innen, sie von außen die Scheibe feucht.

Schwefel, Chlor, Salz, Kohlensäure. Ich gehe nie ins warme Becken. Nichts für Leute wie wir, hat der Meister immer gesagt. Er ist ein Säufer, sagt man, aber Schwimmen habe er bisher jedem beigebracht. Im zweiten Becken ist Leitungswasser, Temperatur: vierzehn Grad. Ich schwimme darin fünfzigmal quer. Frühmorgens kalte Luft, mein Körper darin fühlt sich lau an, später heiß. Ohne Schweiß kein Preis, Ophelia, sagt der rotgesichtige Meister neben mir. Er sitzt, die Bierflasche steht am Beckenrand. Das beste Bier auf dem Kontinent. Aus unserem Wasser gebraut. Jetzt weiß ich auch, wieso es so gelb ist. Davon verstehst du nichts, Ophelia. Paß lieber auf, daß du mir nicht untergehst. Am besten, du hältst die Klappe, solange du schwimmst. Fünfzigmal quer, aber schnell. Die Füße des Meisters hängen ins Wasser, ich schlage neben ihnen an. Die letzten Tropfen aus der Flasche fallen auf seine Zunge, er zieht sie hinein. Jetzt komm mal wieder zu Atem, sagt er, ich hol mir ein neues Bier. Und geht.

Ich schwebe mit roten Augen himmelwärts, bodenwärts. Ich bin leicht und heiß. Das Wasser trägt mich kühl.

Scheiße schwimmt oben, sagt der Sohn der Krankenschwester zu mir. Er ist groß und weiß wie sie. Er kommt mit den Jungs über die Mauer geklettert. Er ist mein Feind.

So, sagt er, und preßt Zeigefinger und Daumen zusammen. So könnte ich dich zerquetschen. Der Apfelkern quillt zwischen seinen Nägeln hervor, stülpt sein weißes Inneres heraus. Er schnappt es mit den Lippen auf und zerkaut es. So, sagt er. Und weißt du auch, warum? Weil ihr Faschisten seid. Darum, sagt er.

In der Geschichtsstunde drehen sich alle um und starren mich an. Die Lehrerin hat es gerade erklärt: Wer spricht, wie man in meiner Familie spricht, ist ein Faschist. Wer bei meiner Mutter in die Privatstunde geht, lernt die Sprache des Feinds. Die muß man doch als erstes wissen, sagt meine Mutter. Und: Mach dir nichts daraus. Wir sind die einzige fremde Familie im Dorf, wenn man das eine Familie nennen kann, diese drei Generationen Frauen. Alle geschieden, erzählt man sich, kommen hier her, Kommunisten wahrscheinlich, christlich auf keinen Fall. Sprechen fremd und beten nicht. Man dreht sich um zu uns und ist ganz still.

Hier ist Ruhe, sagte Mutter, als wir kamen. Das brauchen wir. Eine Kneipe, ein Kirchturm. Ein Schwimmbad für den Sport.

Ich gehe barfuß hin. Der Straßenteer ist weich, er klebt in Flecken an meinen Füßen. Priester, Lehrerin und Postfräulein im voraus grüßen, hat Großmutter gesagt.

Guten Tag, sage ich zu Herrn Priester, aus Versehen in unserer Sprache. Er versteht es trotzdem, bleibt stehen, über mir. Und fragt mich, warum ich ihn denn nicht lobe, anstatt ihm einen guten Tag zu wünschen. Ich stehe vor ihm, mein Badeanzug ausländisch und lila, seine Soutane schwarz und schwer. Ob er wohl schwimmen kann? Wie mag es sein: sein weißer Körper mit dem ärmlichen schwarzen Haar, die dünnen Waden im Wasser. Der Glatzkopf wie eine Boje darauf. Der Teer unter meinen Füßen kocht, die Sonne über mir sehr weiß, Herr Priester trägt sie statt eines Kopfes auf dem Hals, und sein Hals ist kein Hals, nur ein Kragen, um die Soutane gelegt. Ich muß ihn loben dafür. Er drängt darauf.

Ich verstehe nicht, sage ich in unserer Sprache. Guten Tag.

Das Geräusch, wenn sich meine Füße aus dem flüssigen Teer reißen. Bei jedem Schritt etwas weniger.

Schneller, Ophelia, ruft mir der Meister zu. Meine Teerfüße treten das Wasser. Der Meister grinst: Das hast du gut gemacht.

Mein Badeanzug ist ausländisch und lila. Im kalten Schwimmbecken bin ich damit allein. Umsonst hat der Meister alle schwimmen gelehrt. Das Dorf bevorzugt das warme Schwefelbad.

Sie kommen mit dem Gongschlag, im Puderzuckergeruch, im Laufschritt aus der Fabrik und über das Schienenpaar, ihrem kurzen Abendschatten hinterher. Schnell noch für eine Stunde in die Brühe, bevor das Becken geschlossen wird. Und Sonntags nach der Messe in aller Ruhe. Das Wasser frisch eingelassen bis Dienstag, und dann wieder bis Donnerstag. Wenn sie kommen, bin ich schon da und bin fünfzigmal quer geschwommen. Ohne Gebet. Ihr werdet in die Hölle kommen, sagt der Sohn der Krankenschwester und macht den Streichholztest mit mir. Denn nur gottesfürchtigen Menschen ist es gegeben, rotköpfige Streichhölzer an schwarzer Reibefläche zu entzünden. Zur Erschwerung hat sie der Krankenschwestersohn ins Wasser getaucht.

In Schwefel, Salz, Chlor, Kohlensäure, Wasserstoff.

Sie sitzen alle darin. Das Wasser ist gut, gut wie Hühnersuppe. Es hat die Farbe davon und den Geschmack. Der Geruch weht aus der Kantine der Fabrik herüber. Dünne, helle Suppe, man trinkt es wie Heilwasser hier.

Sonntags nach der Messe Picknick am Beckenrand: panierte Hühnerkeulen, saure Gurken und Quittenkompott. Die Männer fassen sich nur an den Fingerspitzen an, um genau einmal, schwingend, die Hand zu schütteln. Für nichts davon steigen sie aus dem Wasserleib. Eine große Familie, eine Familienbadewanne, alle in der Fabrik, alle zur Messe. Abends gehen alle Kinder mit Einkaufsnetzen: aus den Löchern aller Netze lugen Bierflaschenhälse. Warum ihr nicht? fragt mich der Junge, mein Feind. Warum müßt ihr alles anders machen, nicht in der Kirche, nicht im Bier, nicht in der Badewanne, fünfzigmal quer, fleißig, was Besseres.

Atmen, Ophelia, hat der Meister immer zu mir gesagt. Du mußt atmen, sonst machst du schlapp. Siehst du nicht, wie ich es mache? Luft aus dem Himmel beißen und hinunteratmen. So tief es geht. Los, fünfzigmal quer.

Das Wasser im Schwimmbecken ist azurblau. Es ist azurblau, weil man Boden und Wände des Beckens azurblau gestrichen hat. Jeden Tag blättert etwas mehr Farbe ab und sinkt hinunter auf den Grund. Das Becken schuppt sich, die Ränder seiner Abszesse zerschneiden einem Fingerkuppen und Fußsohlen. Ich schwimme trotzdem bis zum Anschlag, als wäre es ein Wettkampf. Ich sehe alles, was du machst, Ophelia. Bloß keinen Meter zuwenig, Hände und Füße fleißig an Rasierklingen legen und zurück. Und hinterher auf Hacken laufen, die blutenden Zehen in die Luft gereckt, meine blauen Finger hängen neben mir. Der Junge, mein Feind wartet schon mit Streichhölzern auf mich.

Du bist dämlich, sage ich zu ihm.

Ich weiß es von Mutter: Der Sohn der Krankenschwester hat kein Gehör, er kann keine Sprachen lernen. Die Worte kehren sich um in seinem Mund. Darüber lachen wir. Die Eingebildeten, sagt die Krankenschwester mit verzerrtem Gesicht und notiert meinen Atem literweise. Dürftig, sagt sie. Äußerst dürftig. Kein Wunder, diese alleinerziehenden Frauen.

Wenn’s nur das ist, sagt der Meister, immer her damit. Ich werde deine Mutter heiraten. Sie macht sich nichts aus Männern, sage ich. Dann deine Großmutter, sagt der Meister, die paßt sowieso besser zu mir. Auch sie nicht, sage ich. Deshalb sind wir hier. Fünfhundert Seelen, ein Dorf. Wo die Auswahl klein ist, bleibt die Enttäuschung gering. Dann dich, Ophelia, sagt der Meister und lacht. Das wollen viele, sage ich.

Mein Badeanzug ist ausländisch und lila, an meinen Füßen Blasen und Teer. Ein Mann nimmt mich auf die Fahrradstange: Du bist die Schwimmeisterin, hab ich gehört. Er schafft es, zu fahren und mich dabei mit den Knien an den Schenkeln und mit den Armen an der Seite zu streicheln. Er fährt langsam und schafft es, daß wir nicht umfallen. Als ich absteige, verlangt er noch einen Kuß.

Die alte Schwuchtel, sagt der Meister. Und du, sagt er zu mir, bist dämlich, Ophelia. Los, schwimm mit den Füßen voran.

Bevor er mich anschiebt, seine Hand unter mir, biegt er, langsam und tief, den Daumen ein, dorthin, wo Platz ist, am Ende der Pobacken. Nochmal, sagt er. Nochmal. Schwimmen mit den Füßen voran. Langsam und tief.

Betrunkener alter Bock, schreit die Schwimmbadputzfrau. Sie hat die Ausmaße eines Buddha. Ihr Körper sitzt im geblümten Kittel in der Gluthitze unter einem Schirm. Die überreifen Aprikosen, die sie verkauft, faulen vor ihr im Gras. Und sie schreit nach mir. Ihre Stimme zersägt mich, und ich glaube nicht, daß sie mich mag. Aber irgendwie gehört sie doch dazu, zum Schwimmbad und allem. Sie ist so groß und laut, man kann sie nicht übersehen oder vergessen, man muß sie immer anstarren, ihren feisten Körper, dem stetig Hitze entströmt und ein Geruch nach Schweiß, Nylonkittel und Aprikosen. Und ihre Ellbogen, diese zwei rissigen Kreise in der Mitte ihrer Arme, die so schwarz sind wie der Teer an meinen Füßen. Die Frau, von der ich das erste Mal in meinem Leben das Wort bodymilk gehört habe. Komm her, schreit sie. Was ist das, was ihr da sprecht? Kroatisch? Ich sagte ihr, es sei deutsch, und sie ruft: Das ist wenigstens eine anständige Sprache. Nicht so, wie was meine Kinder lernen müssen: russisch, die Sprache des Feinds. *Mir - eta nadjeschda narodov*, denke ich. Und Buddha von den Ausmaßen einer Schwimmbadputzfrau versichert mir, gegen Fremde wie uns habe sie nichts. Danke, sage ich. Ach was, sagt Buddha und lacht.

Wir sollten es vielleicht tun, hat Großmutter gesagt. Was auch die anderen tun. Das Abzeichen unter den Kragen gesteckt. Die Sprache des Feinds sprechen, die zuallererst. Der Zuckerrübensilo ist hellblau, der Kirchturm kanariengelb.

Herr Priester steht in der Mitte. Zwei große Schwingen sind an seine Schultern geklebt. Die Schwingen sind golden und weiß: sieben Ministranten im Meßgewand. Sie singen wie Engel, aus Kehlen wie Feueröfen, laut wie geschmolzenes Eisen. Es weht aus ihnen heraus, klingendes Erz, es weht über die Köpfe der schwarzen Mütterchen hinweg, die sich mit zittrigen Stimmchen im Fluß des Engelsatems mühen, um mit ihm vorangetragen zu werden, vielleicht, zum Himmel. Ich schwebe.

Großmutter konnte sich an manches noch erinnern. Wie an das Vorausgrüßen der Dorfmächtigen aus der Kinderzeit. Aber die Worte kehren sich uns um im Mund, wir verfehlen das Gebet. Unter dem kanariengelben Turm drehen sich alle um.

Zur Hölle, sagt Herr Priester, zur Hölle werdet ihr alle fahren. Vor ihm und seinen Schwingen sind noch zwei goldglänzende Engel aufgestellt. Allein, sie sind aus Kupfer, und in ihre Rücken sind, zum Geradehalten, Holzpflöcke gerammt.

Himmelsakrament, sagt der Meister, aber nur leise. Warum gehst du da hin, wenn du nicht mußt. Sei froh, daß du Kommunistin bist. Bin ich nicht, sage ich. Ist auch egal, sagt er. Eins wie das andere.

Mutter winkt ab: Versucht haben wir es, was soll’s. Versammlungsfreiheit gibt es bei uns nicht, aber Glaubensfreiheit sehr wohl, und Nichtglaubensfreiheit auch.

Der Herr Priester hat der größten Ministrantin zu seiner Rechten, der mit den blonden Engelslocken, einen roten Badeanzug geschenkt. Sagt man.

Hhhh, ein-n-n-s, zwa-a-a-a-i, hhhh ein-n-n-s, zwa-a-a-ai, hhhhh, eins, zwei. Und Luft beißen, wie es der Meister getan hat. Sein großer roter Mund. Zu einer Fratze verzogen steigt er aus dem Wasser. Luft aus dem Himmel abbeißen. So mache ich es auch. Herabbeißen und hinunteratmen. Vom Himmel in die Hölle.

Zwischen den Pappeln weht der Geruch von Schienen, Öl und Zuckerrüben herein. Die Fabrik liegt zwei Schritt über die Gleise. Über dem warmen Becken hebt sich die Wolke des Schwefeldampfs. Zwanzig Minuten nur, um das Herz zu betäuben. Hier hält man es tagelang aus. Für nichts verläßt man den Wasserleib. Hinter der Mauer die Stimmen der gruppenbildenden Jungs, zwischen den Häusern heiseres Hundegeheul. Wenn die Jungs nicht Fußball spielen, gehen sie die Bastarde quälen. Sie ärgern sie, bis sie sich erhängen an ihren Ketten. Manchmal geht es schnell und manchmal über Wochen hinweg: die Ketten sind unterschiedlich lang.

Das Wasser greift in meine Ohren, ich höre nichts von dem, was im Dorf passiert. Ich höre, wie mein Atem geht: von Wand zu Wand ist es unterschiedlich lang. Meine Arme heben sich, nochmal, nochmal, zäh. Der Himmel kriecht dahin. Die letzten zehn Längen vom Rücken endlich wieder auf den Bauch und kraulen. Noch zehn Längen, noch neun.

Atmen, Ophelia, sagte der Meister immer zu mir.

Mississippi eins, Mississippi zwei, Missisippi drei, ... vier. Luftanhalten. Das Leitungswasser hat vierzehn Grad, aber es erwärmt sich schnell. Der Wasserspiegel im Schwimmbecken ist nicht gespannt. An den Seiten schwappt das Wasser durch kinderarmhohe Schlitze, in die Rohre hinunter, die kreuz und quer überall sind, ihr Inneres von scharfgelbem Schwefelstein überzogen, wie die Ränder des warmen Beckens auch. Gelb wie Urinstein, sagt der Meister und zwinkert mir zu. Wenn ich schwebe, höre ich sie, die Kanäle, ihr Leichenröhren dringt durch die Schlitze herauf. Mit Gesicht nach unten sehe ich sie genau: gelbes Geflecht auf schwarzem Grund. Ich werde flach, wie eine Comicfigur. Ungespannter Wasserspiegel. Ich schlüpfe mit ihm durch den Spalt.

Buddha schreit nach mir. Endlich, schreit sie. Ich dachte, du kommst nie. Sie steht in ihrem Kittel am Rand des Kanals. Ich treibe an ihr vorbei, die runde Decke des Abflußrohrs über mir. Oh, sage ich, wie komme ich hier wieder heraus. So, sagt Buddha und zeigt mit ihrem Mop in den Kanal. Plötzlich stehe ich neben ihr. Mit meinen Blasenzehen umklammere ich den Rand, um nicht hineinzufallen. Die Gruppe der Jungs kommt vorbei. Sie treiben auf dem Rücken im gelben Wasser auf dem Grund des Rohrs, winken uns zu. Buddha lacht und winkt zurück. So, sagt sie. Der Junge, mein Feind ist auch dabei. Er winkt mir und lacht, und dreht sich aufs Gesicht, wie ins Kissen, ins Wasser hinein. Luftblasen steigen auf, danach rührt sich nichts mehr. Die Gruppe der Jungs treibt unter einer Wand hindurch. Was ist draußen, frage ich die Frau neben mir, die Aufseherin, dick wie ein Buddha. Du weißt, was draußen ist, sagt sie. Die Belohnung. Das Leben. Sie ertrinken doch, sage ich. Ja, sagt sie. Hier ist es Ertrinken und draußen ist es Leben. Nun spring. Meine Knubbelknie zittern am Rand. Die Jungs fließen unten dahin. Unbeweglich unter der Mauer hindurch. Ich denke, das kann kein Wasser sein, was sie treibt. Das ist sicher Gift. Du hast nicht mehr viel Zeit, sagt Buddha neben mir. Ich kann nicht springen, sage ich. Der Meister ist enttäuscht von mir. Ich kann nicht zu Wettkämpfen, weil ich den Kopfsprung nicht kann. Ach, sagt Buddha, und fängt an, aufzuwischen. Kopfüber ist kein Gesetz, plump wie ein Stein ist eins so gut wie das andere. Meine Zehen umklammern den Rand des Kanals. Ich sehe, wie die letzten hinaustreiben, und daß das, was da unten fließt, ob Wasser oder Gift, langsam versiegt. Tja, sagt Buddha, so bricht sich der Feigling das Genick. Sie geht weg und läßt mich da stehen, alleine am Beckenrand, und ich würde so gerne ertrinken, wie die anderen, aber ich kann es nicht.

Was bist du für ein Schwächling, Ophelia, sagt der Meister. Das hätte ich nicht von dir gedacht. Jemand, den ich unterrichte. Los, hol mir ein Bier.

Achtundneunzig, neunundneunzig, Mississippi hundert. Luftanhalten ist wichtig. Ersticken ist der schlimmste Tod. Ich öffne die Augen: chlorrot.

So, hat der Sohn der Krankenschwester gesagt und den Kopf der Maus unter Wasser gedrückt. Ihre Füße traten vorne das Wasser, hinten die Luft, nur der Kopf war eingetaucht. Eine Pfütze voll Wasser reicht für eine Ratte aus, hat der Junge, mein Feind gesagt. Als sie tot war, ließ er sie los. Sie trieb in die Beckenmitte zu mir.

Die Nacht im Dorf ist lauter als der Tag und fast so hell. Die Lichter der Zuckerfabrik fallen durchs runde Akazienlaub, in die Schlafzimmer, zeichnen schattig die Bettdecken. Die Hunde bellen bis in die Früh. Die Jungs haben sich für die Bastarde etwas neues ausgedacht: ein Rohr, das, wenn man hineinbläst, Wolfsgejaul imitiert. Die Hunde werden verrückt davon, sie brechen sich die Zähne an den Ketten ab. Früher sind die Jungs nachts über die Mauer zum Schwimmbad geklettert. Aber das hat aufgehört: man ist vorsichtiger, seit die Sache mit dem Meister passiert ist.

Keine Zeit für dich, Ophelia, sagte er. Er schleppte hinkend einen Kasten Bier. Ich habe einen wichtigen Gast. Der Gast des Meisters soll ein berühmter Turmspringer gewesen sein, und der Meister sprang auch selbst: vom Startblock ins kalte, azurblaue Becken. Die Zuckerfabrik ist zwei Schritte über die Gleise, ihre Lichter hinter der Pappelreihe zeichnen wellig die Beckenwand. Alles nur Ausreden, sagte Buddha hinterher zu mir. Der alte Bock war betrunken, wußte nicht mehr, ob er wacht oder schläft. Es war die Nacht zum Dienstag, da wird nachts das Becken aufgefüllt. Es waren vielleicht zwanzig Zentimeter drin, als der Meister kopfüber sprang. Er hatte einfach vergessen, daß es Dienstag war, wie er mich oft vergaß. Ich schwamm dann alleine. Man sagt, der Halsstarrige hat es überlebt. Aber man sagt auch, er wird nicht mehr zurückkommen. Der betrunkene alte Bock, sagt die Schwimmbadputzfrau. Den würde ich auch nicht wieder zurücknehmen.

Ich nehme mich zurück. Ich schwebe. Ich bin flach wie eine Comicfigur.

In der Nacht, als die Jungs das erste Mal die Wölfe heulen lassen, gehe ich zum Schwimmbad. Die Knie hochgehoben über singende Schienen. Der Schatten meiner Mondhaare springt stufig über sie. Ich klettere über die Mauer.

In den Lichtern das Viereck der Pappeln, die Graskante, der Beckenrand scharf und kalt. Das Wasser im Schwimmbecken sieht wie Quecksilber aus. Gefährlich, blind. Ich stecke einen Finger hinein. Es fühlt sich zu leicht, zu samtig an. Eine Bettdecke, die im Fieber aus den Fingern läuft. Ich ziehe die Hand zurück: da traue ich mich nicht hinein. Der Wind fährt darüber, über Quecksilber, Pappeln und Gras. Ich rieche es wieder: Puderzucker und kaltes Hühnersuppenfett. Es weht aus dem Dorf herein, wo sie, ich höre es, schreiend umherrennen: sie jagen die Hunde, die Wölfe, die Jungs. Ich stecke den Fuß in die braunen Kräusel des warmen Beckens. Das Wasser wie ein stacheliger Ring um meinen Knöchel. Es brennt auf der Haut. Heilwasser. Im Mondschein sieht man: kleine Teilchen schwimmen darin. Das Heil. Ich ziehe meinen Fuß wieder heraus.

Ihr seid Faschisten. Und Kommunisten. Ich habe versprochen, dich zu töten, sagt mein Feind.

Deine Mutter hat was mit dem Priester, sage ich. Ich habe es von Buddha gehört.

Sein Gesicht verzerrt sich. Ich habe es versprochen, sagt er. Wenn du noch einen Fuß ins Schwimmbad setzt.

Eine Kneipe, ein Kirchturm, ein Bad. Wo die Auswahl klein ist, bleibt die Enttäuschung gering. Das Wasser ist gut, gut wie Hühnersuppe. Schwefel, Chlor, Salz, Kohlensäure, sonntags nach der Messe sitzen alle darin. Zwanzig Minuten, um das Herz zu betäuben. Der Schwefel krönt ihre Häupter mit Dampf. Ihre Glieder sind glitschig und weiß, gelb die Ablagerungen darauf. Sie sitzen nah bei nah und fassen sich unter Wasser an. Aus den Rohren rülpst die Quelle hoch, sie halten ihre Rücken darunter, lassen sich peitschen und schreien vor Glück. Herr Priester ist nicht dabei. Er hat seine eigene Badewanne. Ich bin im kalten Becken allein. Ich treibe auf dem Rücken. Ich höre Wellen in Rohre fallen. Ich höre meinen Herzschlag, eingeschlossen in meinem Kopf. Ich atme in den Himmel hinauf. Hinter meinen Augenlidern rot.

Und dann kalt und schwarz: das Wasser schlägt zusammen über meinem Gesicht. Ich habe dich gewarnt, sagt der Krankenschwestersohn. Meine Teerfüße treten das Wasser, ich höre, wie es spritzt. Ich winde mich an der Oberfläche, zehn Zentimeter Wasser nur über mir, aber für eine Ratte reicht’s. Ich höre, wie die Luftblasen nach oben brechen und zertreten werden von mir, von den Jungs. Das Wasser greift in meine Ohren, drückt und hält mich fern vom Rand. Ich höre, wie die Wellen am Abfluß kreischen. Warum sinke ich nicht hinab. Warum nicht, wie in den Träumen, majestätisch ins Meer. Ich trete sie, ihre Körper verrutschen an mir. Die Kraft schrumpft, fällt zurück in die Brust, ins Herz. Meine Arme und Beine fliegen mir weg.

Einen Traum habe ich dem Meister vor seinem Sprung nicht erzählt. Ich lag auf dem Grund eines Sees und sah hinaus. Von unten war das Wasser süß und klar, ich konnte sie draußen sehen. Sie standen mit flachen Gesichtern über dem Wasserspiegel und sahen herab, aber sie sahen nur sich selbst. Sie ist tot, sagten sie und liefen weg. Und ich lag da, am marmeladeweichen Grund des Sees und atmete hinauf. Aber es war nur ein Traum.

Das Wasser hält mich fern vom Dorf, vom Geräusch. Die Jungs verschwunden, die Laute nach oben geschlüpft. Hier ganz schwarz und still. Silberne Zeichen auf schwarzem Grund. Häuser, Tiere, die es nicht gibt. Ich bin alleine hier. Frühmorgens, spätabends. Das Wasser ganz nah bei mir, meinem Körper, meiner Membran. Ich sinke, ich schwebe. Ophelia.

Hier ist es Ertrinken, da draußen Leben, sagt Buddha zu mir. Mit dem Kopf voran. Mit einem zögernden Klopfen auf den himmelblauen Boden kommen. Zuerst der Schädel, dann die Knie. Und dann das Sprunggelenk. Kein Kopfgesetz, aber die Freiheit des Instinkts. Ich stoße mich ab. Ich breche durch. Die Luft scharf, kalt und schmerzlich wie der erste Atemzug. Aus dem Himmel gebissen.

Ich tropfe vor die Füße meines Feinds. Ich sage zu ihm, und das Sprechen schmerzt in der Brust: Selbst dazu bist du zu blöd.

Er schaut mir hinterher, die ich barfuß über die geschmolzene Straße gehe. Im Puderzuckerduft. So schwach und dünn im weißen Sonnenschein, daß ich bald nur noch ein Strich vor seinen Augen bin, der über dem Teerspiegel schwebt. Und Mutter sagt: Du hättest ihn nicht so erschrecken sollen.

Sibylle Lewitscharoff  
Pong, 1998

Einem Verrückten gefällt die Welt wie sie ist, weil er in ihrer Mitte wohnt. Nicht irgendwo in irgendeiner Mitte, sondern in der gefährlich inschüssigen Mittemitte, im Zwing-Ei. Ein unbedacht aus diesem Heikelraum weggerücktes Haar brächte die Welt ins Wanken und dann auf Schlingerkurs Mond Sonne Milchstraße ade systemwärts e´- e´. Das alles weiß der Verrückte genau und hütet sich, zum Beispiel seinen Arm in eine zu hohe Grußstellung zu heben, damit nicht Unglücke geschehen, Felsbrocken herabstürzen, große Brocken auf kleine, noch größere auf schon stattliche, und die zarten Angeln zerbrechen, in denen die Welt hängt. Ihm, das versteht man ja leicht, sind nur winzige Bewegungen erlaubt, und es schmerzt ihn, wenn man ihn von einem Bett ins andre trägt oder in ein schiefes Zimmer stellt, denn er liebt die Welt wie sie ist, er liebt sie, er liebt sie. Und sonst? Noch irgendwelche Sorgen? Ja. Leider Sorgen die Menge.

Die Sorge, daß ein Knopf abspringt.

Die Sorge, daß man ihn bloß hingekritzelt hat.

Die Sorge, daß seine himmlischen Verbindungen verlorengehen.

Die Sorge, daß man durch seinen Nabel Frost einbläst.

Die Sorge, daß falsche Gemahlinnen ihn bei Gericht verklagen.

Der Mann besteht aber nicht nur aus lauter Sorgen und Vorsicht. Plötzlich bekommt er einen gewaltigen Appetit. Obendrein einen Durst, der ihn befähigt, den Pazifischen Ozean auszusaufen. Wieder was weggemacht, beglückwünscht er sich nach jedem Schluck und Bissen. Bald ist sein Leib geschwollen, weil schon die ganze Welt darin Platz genommen hat und ein vielfäustiges Herrenleben in ihm führt. Fliegt da noch irgendwo ein Mauersegler und stößt einen kleinen Mauerseglerschrei aus, tut der Mann den Mund auf, und damit gut. Warum also sollte er die Welt nicht lieben. Es gibt keinen Grund.

Ihm gefällt aber nicht nur die Welt als Ganzes, sondern auch in ihren Teilen. Teilen, die womöglich schadhaft sind und trotzdem von ihm geliebt werden, ja gerade darum mit einem Herzen, das dringlich an die Innenwand des Leibes klopft, geliebt werden.

Es fängt damit an, daß der Mann erkennt, wie die Welt in allen ihren Einzelheiten, und bevorzugt in ihren kleinsten, eine Botschaft für ihn bereithält. Das Lindenblatt, das vor ihm im Wind glitzert, bekennt seine Mitschuld am Tod des Nibelungen Siegfried und fordert ihn auf, einmal mit dem Finger über es zu streichen und die kaum mehr zu tragende Schuld fortzuwischen. Er tut es und hat nun einen Tropfen fremder Schuld am Finger hängen. Als ein zu frischen Taten aufgelegter Schmerzensmann verläßt er den Garten.

Er läuft auf der Straße einer stark parfümierten Frau hinterdrein, die ein Kind mitzerrt und häßlich auf es hinunterredet. Heldenhaft macht sich der Mann daran, das ihm ekelhafte Parfüm, dessen verheerende Wirkung auf das Kind er fühlt, einzusaugen, damit ein reiner Luftraum entsteht, in dem das Kind atmen und einen Gedanken in Schönheit denken kann. Es fruchtet natürlich wenig, das ist dem Mann klar, aber eine Scheu, sein Vorhaben möchte falsch ausgelegt werden, hindert ihn, vor der Frau herzulaufen und dort ihr Parfüm wegzuatmen, wo es ja viel wirkungsvoller wäre. Er faßt sogar den Plan, das Kind bei der Hand zu nehmen und ein Stückchen mit ihm zu rennen, läßt es aber sein, weil er ihn abgeschmackt findet, den Wettlauf Gut gegen Böse. Bald darauf macht er sich Vorwürfe, daß es ihm an Mut gefehlt hat.

Derselbe, dem wir sein gutes Herz gleich angemerkt haben, befindet sich wenig später als Sitzperson im Taxi. Was ist mit dieser werten Person? Hat ihre Leibhülle ein Loch bekommen, vielleicht an dafür nicht vorgesehener Stelle? Ihre Hände jedenfalls haben jetzt Zitterfinger, zu nichts gut. Was geht im Kopf des Mannes vor? Warum sind seine Augen so starr? Es ist das Flimmerheer der tausend Zeichen, das seinen Kopf malefiziert, Kurfürstendamm, die breite Einfahrt zur Hölle, Blinkzeichen rechts ein Nebenabzweig zur Hölle, Blinkzeichen links dito, alle Zeichen dito, Fisch im Bikini dito dito, Befehle von überallher, Bleibtreu-Befehl, Uhland-Uhrzeigbefehl, Litzenfehl-Obachtbefehl, Fasanen-Rupfbefehl, zig zig Eisschleckbefehle, Bratbefehle, Ohrverderbbefehle, Lupf-die-Tassen-Befehle, Hosenplatzbefehle, Blutacker, ein schlimmer Haarbürstbefehl, Blutacker, ein Erbrechen von Grün ein Erbrechen von Gelb ein Erbrechen von Rosa, und Zähne und Lichter und wehendes Haar, die tückischen Verschwörer lächeln, und nirgends der felsige Pfad um die Biegung hinauf, und keine Mulde wohinein die Hände und kein Loch wohinein der Kopf und keine Grube dahinein der Leib. Seinen Schamhut stülpt der Verrückte über die ganze arme Person, Salpeterblumen brechen aus seiner kalten Haut, und gewiß wird er bald schreien, doch bevor er dies tut, wenden wir uns ab. Wozu sollte uns kümmern, daß jemandem die Welt nicht gefällt wie sie ist.

Es ist an der Zeit, den Mann mit Namen vorzustellen. Er heißt Pong. Nur Pong. Die, wie man sagt, äußere Erscheinung von Pong? Mittelgroß, nicht alt, nicht jung. Blond! Gewiß ein nicht unschöner Mann. Zumal er Ohren hat, die durch die Spitzen seiner dünnen Haare brechen, Ohren, mit denen er ängstlich auf alles hört. Sein Gesicht ist kein Haufen, auf dem alles wild durcheinanderwächst, es ist ein von hoher Hand geordnetes Experiment, und die Augen darin sind vollkommen. Ins Graue, ins Grüne spielende Augen. Unter ihnen ein Polster aus Drüsenflüssigkeit, aber nicht zart, nicht vom Weinen, nicht von Kummer geschwollen, sondern eher hart wie Schwielen.

Ist etwas an dem Mann, was das Ballhafte oder Fausthafte im Namen Pong rechtfertigt? Auf den ersten Blick nicht. Wenn man aber die Sprungbereitschaft des ganzen Körpers nimmt - nie kommt es allerdings zum Sprung -, dann ja. Pong könnte sich, wenn er den Ehrgeiz dazu hätte, wie ein Vollgummiball durch die Straßen bewegen, vielleicht nicht ganz bis zum Fenster des ersten Stocks hochschnellen, aber bei den Leuten blitzartig im Erdgeschoßfenster erscheinen, das schon. Was er aus Rücksicht auf seine Umgebung nie tut. Die herrlichen Federn in seinen Gelenken ließen es aber zu.

Wem verdankt er diese Befähigung, die ihn so leicht berühmt und zu einem Liebling der Frauen hätte werden lassen können? Es heißt, der Mutter. Von dieser Mutter, noch weniger vom Vater, ganz gewiß nicht von irgendwelchen Geschwistern, die ihm gern angedichtet werden, möchte er etwas wissen, noch mit Vergleichen zwischen ihm und den Eigenschaften dieser sogenannten Familie belästigt werden. Er steht hier vor einer unlösbaren Aufgabe, denn das Abschütteln der Verwandten verlangt Kraft, Spitzfindigkeit, verlangt, daß man die Beine setzt wie eine Gemse, aber auch, daß im rechten Moment nach der Peitsche gegriffen und nicht etwa davor zurückgeschreckt wird, die Rücken der Verwandten damit zu bestreichen. Erlahmen die Kräfte auch nur für einen Augenblick, ist man einmal zerstreut, kleben sich die Verwandten unbemerkt wieder an einen an und spielen sich als unentbehrliche Lebensbegleiter auf.

Will er zum Beispiel paar Schritte tun, tritt er gut gelaunt, ausgerüstet mit Regenhaut, Stock und Hut vor die Schwelle seines Hauses, wird jeder weitere Schritt von einem Baum vereitelt, der sich ihm in den Weg stellt. Nicht schwer zu erraten, welcher Baum ihm diesen Tort antut. Es ist der vermaledeite Stammbaum, auf den sich die Verwandten geflüchtet haben, um ihn von hoch oben, wo sie anscheinend sicher in ihren selbstgebastelten Nestkörben hocken, auszuzanken. Natürlich wehrt er sich, hat aber nur eine Nagelschere zur Verfügung, mit der schneidet er Rindenstücke weg und vertieft die Ritze, die er dem Baum bei ihrer letzten Begegnung beigebracht hat. Während er unten mit unzulänglichem Werkzeug herumkratzt, treibt die Mutter im Wipfel ihr Unwesen und lacht.

Er übertreibt freilich, wenn er behauptet, daß ihm das Verwandten-Abschütteln so schwer falle. Im Grunde ist es ja im Gegenteil sehr leicht. Wenn man das Problem von Adam her durchdenkt, ergibt sich ein anderes Bild. Unter dem titanisch dicken, titanisch langen Arm des Erzvaters drängeln sich Millionen von immer kleiner immer dünner immer blasser werdenden Menschen, der Ausläufer des Arms ist ein schlanker, an seiner Spitze nurmehr fadendünner Zeigefinger, und das Ende dieses Fadens ist provisorisch mit einer Eiderdaune und etwas Hühnerdung auf dem Kopf von Pong festgeklebt, eine ruckhafte Bewegung mit diesem Kopf, und er ist den alten Adam mitsamt den Adamskindern und Adamskindeskindern los. Dann möchte er das Lachen der Mutter hören! Dann möchte er erleben, ob sie noch den Mut hat, ihm fünf Geschwister anzuhängen! Er kommt sich mit einem Mal gewitzt vor, ist gleichsam ein Senffaß voll mit überscharfem Senf, den sich keiner mehr so leicht auf die Wurst schmiert.

Der Stammbaum wird in Zukunft einfach umgangen und links stehen gelassen, die Gespensterverwandten werden nicht mehr mit Gedanken dickgefüttert, ihnen wird keine Gelegenheit mehr gegeben, durch Kalkül und Kommentar auf ihn einzuwirken. Aus dem Morgendämmer will er eine Genealogie heben, in der er sich herleitet; man soll dieses Wunder an Selbstverzweigung nur aufmerksam studieren und daraus seine Lehren ziehen.

Zuerst wird er die falsche Ahnenliste zerstören, die überall in den Rathäusern ausliegt, in denen seine gesammelten Scheinverwandten auf ihre Existenz pochen, ansonsten aber ein Bummelleben führen. Stempel, Papier, Unterschriften, alles gefälscht. Die Akten schmutzig vom Schweiß der Betrüger. Er frißt einen Besen, wenn auch nur die kleinste Angabe der Wahrheit entspricht. Rein sei Pong, rein was er denkt, rein was er berührt. Eine erste Ahnung dieser Reinheit teilt sich seinen Fingerspitzen mit, die in prickelnder Selbstgärung beginnen, sich von all dem angehäuften Schmutz zu befreien. Alles lenkt sich ins Weite, entstrickt sich, rafft sich zu einem Hoffen Möchten Können auf, von dem er bisher nichts geahnt hat. Er wird jetzt eine Brücke zu Gott schlagen, was sich im Sturzgold früher Sonnenstrahlen jauchzend bestätigt. Wolken mit schräggekämmtem Haarflor, hinter denen ER sich verbirgt und auf seinen Scheitel schaut, sind in den Himmel gehängt. Schnüre langen von ihm bis dahin. Seine Trostbändel! Aus himmelseingeborenem Stoff, helle flüssige schlenkerige Fragen hinauf, klare kurze wohlgeletterte Response hinabschreibend. Eine Schule des Glücks und kein Gesudel.

Zunächst die Frage, wie kam Pong in die Welt. Eine so bedeutende Singularperson, wie sie ja Pong unzweifelhaft ist, kommt nicht durch gewöhnliche Vermehrung in die Welt, sondern auf dem Wege der Vermehrung durch Entzweireißen. Für die Hervorbringung von Pong wurde eine andere, nicht besonders bedeutende Person, bedeutend allerdings im Hinblick auf Pong, zerrissen. Diese Ursprungsperson mag gut und freundlich oder windig und launisch gewesen sein, es interessiert nicht. Was aber interessiert, ist, daß diese im Grunde eher gewöhnliche Person den Entschluß faßte, einmal, und sei es nur für eine Sekunde, ganz der Wahrheit zu leben. In diesem unerhörten Moment legte sich aller Radau. Aus der bisherigen Person, nennen wir sie ruhig Hanna Faiß, wurde alles Unnütze, nicht auf die Wahrheit, nicht auf Pong hinarbeitende, mittels Ausblasen vertrieben. Eine Stille, die allen Geschöpfen die Ohren lang machte, setzte sich wie leuchtender Rahm auf die Welt, und es begab sich der Große Ratsch.

Pong war da. Schon groß. Mit allen Zähnen, allem Haar. Konnte laufen, konnte sprechen. War gescheit! Ob ein Mensch durch normale Geburt oder durch den Großen Ratsch in die Welt kommt, erkennt man an seiner Oberfläche. Der Normalbürtige hat die erst glatte, später faltige Schlüpfhaut der Blutgeburt. Pong aber hat die Spezialhaut des Ratschbürtigen, eine dünne, durchlässige Haut, die über andere Methoden der Abstoßung und Aufnahme verfügt als die Normalhaut. Mit der Luft geht zum Beispiel ganz leicht die Wahrheit durch sie hindurch, während Lügen ihr Filtersystem nicht passieren können. Im Kampf mit der Lüge wird die Haut aber sehr beansprucht. Daraus folgt, Pong lebt in einer Spezialhülle und muß aus Gefährlichkeitsgründen den Abschluß gegen die übrigen Menschen suchen. Und er hat seine Methoden, um sich die Menschen vom Leib zu halten.

Was aber folgt daraus in puncto Ahnen? Es folgt daraus, daß es Ahnen im üblichen Sinn gar nicht gibt. Was gemeinhin als Ahnen bezeichnet wird, ist im Gegenteil dazu verurteilt, durch hypnotisches Hinstarren auf Pong die unbequemste Lage in seinem Grab anzunehmen. Je nach dem, wohin Pong sich bewegt, ist dieses arme Gesterbs gezwungen, sich herumzuwerfen, herumzudrehen, damit seine Augenhöhlen noch einen letzten Schimmer von Pong auffangen. Das Gesindel labt sich an Pong, obwohl nicht zu ermitteln ist, worin diese Labsal genau besteht. Vielleicht weil Pong so brandjung ist, daß seine verhohlenen Strahlen selbst Aschen- und Knochenwesen in ihrer Schüchternheit erglimmen lassen. Das kann aber nicht bewiesen werden und wird vermutlich immer ein Geheimnis bleiben. Eines ist sicher: diese Art Ahnen zählt nicht, weil Pong an ihnen nichts hat, sie aber viel an ihm. Eine sehr einseitige Bedürftigkeit.

Anders liegt der Fall bei den übrigen Spezialpersonen des Großen Ratsch; über die gesamte Menschheit verstreut sind es noch nicht mal hundert. Von Ahnen zu sprechen wäre hier unangebracht. Ein Grosser-Ratsch-Mensch geht nicht aus einem anderen Großen-Ratsch-Menschen hervor, sehr wohl kann man aber von einer Brüdergemeinde im Geiste sprechen. Zur Erläuterung sollen hier paar Brüder aufgezählt werden, von denen er mitunter Rat und Aufheiterung empfängt:

Da gibt es Wezel Commerius, die Phönixschwinge. 1612 in die Welt getreten zu Rotterdam. Ein kraftvoll in allen Sehnen und Muskeln modellierter Mann. In seinen Augen das Lackschwarz von Käferrükken. Ein großartiger Schlittschuhläufer, dessen Geist auch in versetzten Zügen über die Welt hinfuhr, manchmal in eine übermütige Kurve umbrechend. Von dessen eleganter Kraft ist etwas in seine Beine geflossen, wofür er Wezel Commerius dankt.

Ferner Reinhold Ephraim Anz. Verweltlichung 1709 zu Carlsta. Unbescholtenes Leben. Neun Eheanträge weggeschüttet, wie man saure Suppe wegschüttet. Dafür reger Elektrisier-Austausch mit Katzen. Von Anz zu Pong ist ein Funke übergesprungen, der bewirkt, daß ihn der Alltag nie zuschäumt, daß ihm Einblicke gestattet sind wie keinem Menschen sonst, daß er dünnen Boden gefahrlos überschleicht und Fühlung mit der Welt durch ein gedachtes Schnurrhaar aufnimmt.

Sodann Ägipp, römischer Wagenlenker zur Zeit des Seneca. Von ihm hat er gelernt, wie die fortstürmende Brust gelenkt werden muß, damit der Karren mit seinen Gebeinen nicht am nächsten Prellstein zerschellt.

Dann der Große Windelband, Potsdam 1802. Lockere dehnbare Ansichten von der Welt. Dinge, die zu dünn sind oder zu spitz, alles Widrige, Störende umwickelt und aus dem Blickfeld geschoben. Hatte nie einen Schlüssel in der Tasche. Türen in gut geölter Aufhängung erhalten, sie immer nur angelehnt und bei Bedarf mit zauberischen Fingerspitzen aufgeschubst. Windelband und das Weib? Viele angetupft, in Häfen aber nie eingelaufen. So auch Pong.

Schön und gut melden sich da von irgendwo her Zungen, die mit etwas Leimigem beschmiert sind, wir wollen aber wissen, ob diese Herren gestorben sind wie alle anderen. Ob sie verdarben. Oder wurde Todesverschonung über sie verfügt? Oder hat man sie in jemand anderen zurückversenkt? Zugenäht und fertig?

Er mag diese Frage nicht. Er wird sie nicht beantworten. Bitte eine andere Frage.

Gehören dieser sonderbaren Bruderschaft nur Männer an?

Ja.

Aber zu ihrer Hervorbringung sind auch Frauen nötig?

Ja.

Geschieht es auf herkömmlichen Liebeswegen?

Er kann es nicht verneinen, will es aber auch nicht lauthals bejahen. Frauen sind so wenig wirkliche Geschöpfe, daß selbst ein Mann wie Pong, der sich darauf versteht, die Geheimnisse der Welt zu ergründen, kaum je dahinterkommt, woraus sie gemacht sind. Am ehesten ist noch auf die Methode Verlaß, den Wert der Frau in Mark und Pfennig zu bestimmen. Da gibt es die Zweitausenddreihundertvierundzwanzig-Mark-Frau, der er schon mehr als einmal begegnet ist, sogar die Dreihunderttausendundeine-Mark-Frau, von der er annimmt, daß es sie gibt, ohne ihr je begegnet zu sein, am unteren Ende der Skala die Zwanzig-Pfennig-Frau, wie sie sich zuhauf in den Straßen herumtreibt. Die Eine-Million-Mark-Frau gibt es nach Auffassung Pongs nicht, selbst Maria, Mutter Gottes, war allerhöchstens eine Neunhundertneunundneunzigtausendneunhundertneunundneunzig Mark-Frau, und das nur, wenn man über gewisse Fehler, die im Johannes-Evangelium mehr angedeutet als ausgeprochen werden, großzügig hinwegsieht.

Leider gibt man keine Ruhe, löchert ihn mit Fragen nach dieser und jener Person, will wissen, ob die Aussicht gleich null sei, je eine passende zu finden. Obwohl er versichert, daß er jetzt nicht den Kopf dafür hat - draußen rauschen die Bäume, und er möchte über ganz andere Sachen nachdenken -, wird man nicht müde, ihn mit Sätzen zu quälen, die längst widerlegt sind.

Schade, sagen die Zungen, auch in einer Frau von bescheidenem Wert können gewisse Talente schlummern, will er das etwa leugnen? So eine Frau fliegt an den freien Arm des Mannes und geht mit ihm durch dick und dünn. Sie verscheucht seine Sorgen - die Knopfsorge, die Nabelsorge und all die anderen Sorgen, die mit seinen Pflichten in Verbindung stehen.

Er kennt seine Pflichten. Man braucht sie ihm nicht vorzusagen. Er betet sie täglich wieder und wieder her.

Die Pflicht, seine Beine zu bewegen -

Gilt momentan nicht, weil er im Schlafanzug steckt.

Die Pflicht, zwischen dem Ein- und Ausatmen zwei Sekunden der Ruhe verstreichen zu lassen -

Dazu braucht er keine Frau. Geatmet werden muß allein.

Die Pflicht, ein an der Jacke haftendes Haar zu entfernen -

Er gibt zu: Unter vorsichtiger Anleitung - vielleicht - eine Frauenaufgabe.

Die Pflicht, seine Zahnbürste mit dem Kopf nach unten über's Wasserglas zu legen -

Mag sein, daß eine Frau auch das beherrscht. Aber wenn es an die Schuhe geht, weiß die Kandidatin noch lange nicht, wie und wo die Doppelschleifen sitzen müssen.

Die Pflicht, seine Börse verschlossen zu halten -

Die läßt er sich nicht nehmen und beantwortet sie mit der Pflicht, sich zur Not eine Frau zu ersparen.

Katrin Seddig  
Von der Anstrengung des Lebens, 2010

Ich war aus und plötzlich war meine Tasche weg. Es kommt vor, dass meine Taschen verschwinden, und sie tauchen dann später wieder auf. Ich muss nur ein bisschen was trinken, dann denke ich an die Umstände, die mein und unser aller Leben betreffen, aber an sonst nichts mehr. Irgendwann stehe ich auf und gehe davon und lasse meine Tasche liegen. Ohohoh. Und dann kommt sie wieder zurück. Dazwischen ist es eine Zeitlang schwierig, aber alles gehört, denke ich mir, zusammen. So wie ich bin, so sind die Dinge, die zu mir gehören und alles wiederholt sich und alles kehrt zu mir zurück, das ist mein Leben, da kann ich mich ärgern oder mich freuen, erst so, dann so und letztlich kommt es vielleicht auf dasselbe hinaus, ob ich auf die Dinge achte oder nicht.

Es war dieses Mal so, dass meine Handtasche in der Nacht weg kam, es war drei Uhr, es war ein sehr lustiger Abend gewesen, ich war betrunken, aber so, dass es noch ging, und dass mir später nicht schlecht werden würde, und dann, als ich fast Zuhause war, ich ging mit meiner Freundin und meinem Freund die Straße entlang, da merkte ich, wie leicht ich mich fühlte, weil ich nichts bei mir hatte. Nur mich, sonst nichts.

Ohohoh. Alle Schlüssel weg. Handy weg. Geld, EC-Karte, Kreditkarte. Kreditkarte! Ich hoffte, ich hätte meine Tasche da liegengelassen, wo ich zuletzt gewesen war, im Familieneck, da wollten wir anrufen. Wir gingen zur Wohnung meiner Freundin, die mit uns unterwegs war, die Familie lag im Schlaf, atmender Flur, traumschwer pulsierend, wir telefonierten in die Stille, der Barmann schrie in den Hörer, weil es bei ihm so laut war, vielleicht dachte er, es wäre überall so, wie es bei ihm war, vielleicht dachten wir, es wäre überall so still, vielleicht ist das der Fehler mit uns, eine Tasche hätte er nicht gefunden.

Wir fuhren hin, mein Freund und ich, ich wusste schnell, hier ist sie nicht. Wir fuhren zu seinem Zuhause und ich schmiss mich auf seine Matratze auf dem Boden. Ich machte mir bewusst, was das alles bedeutet. Weißt du, was das bedeutet? Mach dir das mal bewusst! Wir hatten eine Woche in meiner Wohnung gehaust, mit Bier und Zigarettenasche auf dem Teppich und allem, es war schön gewesen, leicht und ohne, dass ich Mutter sein und schimpfen und Brote schmieren musste. Jeden Tag lieben und Bier trinken, als wäre das alles tatsächlich so einfach und so leicht. Kleiner Vogel, kleine Eisenbahn, kleine Elefanten auf der Wiese, in der Luft, wo wir schweben im schwachen Schein der untergehenden Sonne.

Aber morgen sollten meine Kinder von ihrer Reise kommen. Da musste es aufgeräumt sein und alles an seinem Platz, ihr und unser Leben, von einem Freund wussten sie nichts und von allem wussten sie nichts, sie waren ja noch klein, sie wussten ja nichts, von allem wussten sie nichts.

So lag das da, in meiner verschlossenen Wohnung, meine bekleckerte Bettdecke, mein bekleckertes Leben, der Schlüssel weg und das Geld. Wie hatte ich das bisher geschafft, alles in Ordnung zu halten und gute Nacht zu sagen und Geld zu beschaffen und Kindergeburtstag zu feiern und Dinge zu erklären und den Abwasch, den ganzen Abwasch immer? Das war mir unerklärlich, und dass ich jetzt nicht in meine Wohnung kam und meine Tasche weg war, da war plötzlich meine innere Grenze, die stand vor mir und grinste mich an, das konnte ich nicht mehr schaffen. Und alles eigentlich nicht mehr.

Ich fing an zu flennen. Mein Freund sagte, ich müsste meine Kreditkarte zumindest sperren lassen. Sperr zumindest deine Kreditkarte. Ich heulte nur und sagte ohje ohje, ich konnte keine Kreditkarte mehr sperren. Er sagte immer wieder das gleiche, dann wählte er die Nummer, irgendeine Nummer und drückte mir den Hörer an das Ohr, da war eine Frau, ich schluchzte und er sagte, Sprich. jetzt. mit. der. Frau.

Ich ließ meine Karte sperren, geht doch, und sank auf die Ma-tratze, leise heulend. Mein Freund sagte streng, hör auf jetzt und schlaf. Ich schlief.

Am nächsten Tag erwachte ich und wusste gleich, was los ist. Es war hell und die Sonne schien und es sah etwas besser aus. Ich rief meine Freundin an und sie hatte ein paar Ideen wegen der Türöffnung und ich fuhr zu ihr. Wir telefonierten mit einem Türöffnungsdienst, das war ein Mann nebenan, gleich neben ihrem Haus. Da stand ein großes Schild, ein riesiges Schild und zwei Namen auf dem Schild, so und so, Sicherheitsdienst, arbeiten mit Polizei zusammen, Tag und Nacht. In zwanzig Minuten, sagte der Mann am Telefon. Wir fuhren zu mir und warteten vor der Tür, bis er kam.

Er war ein alter Mann. Er kam mit einem Moped. Er trug einen runden weißen Helm, wie ein Ei auf dem Kopf und er war sehr in Bewegung, obwohl er sich kaum bewegte. Ich klingelte bei einigen Nachbarn, bis mich jemand einließ, sie kannten mich schon, ich klingelte öfter deswegen. Dann begann das in meine Wohnung kommen, es dauerte sehr lange.

Ich wohnte im fünften Stock unter dem Dach. Ich sagte zu dem alten Mann, das ist ganz oben. Er sagte, auch das noch, das hättet ihr mir sagen sollen, Mädels, er sagte, ach was, ist nur Spaß.

Er stieg die erste Treppe hoch, dann machte er Halt, er atmete schwer. Sein Atem quietschte, er hielt sich am Geländer fest. Wir warteten, wir hatten das erste Stockwerk noch nicht erreicht. Das erste Stockwerk kam erst nach zwei Treppen. Das ist nicht euer Ernst, sagte er. Wir sahen uns an. Wir fühlten uns schuldig. Dann gab er sich einen Ruck und machte sich an die zweite Treppe zum ersten Stockwerk.

Die nächsten Treppen zum zweiten Stockwerk ging er schneller an, er nahm Schwung und wollte gleich mehrere auf einmal schaffen, ohne viel zu atmen, wollte sich überlisten. Meine Freundin fragte ihn, und sie machen das mit ihrem Bruder zusammen, wegen des zweiten Namens auf dem Schaufenster?

Er schnaufte und sagte, mein Bruder ist tot. Sie sagte, oh, das tut mir leid. Er sagte, muss ja nicht. Auf der vierten Treppe, kurz vor dem zweiten Stock, rächte sich alles, das mit dem Schwung und dem Reden während des Steigens, und er musste gänzlich stehen bleiben. Meine Freundin sagte, haben sie Asthma?

Er sagte, ja. Sie sagte, haben sie kein Spray dabei? Er sagte, das Spray ist alle.

Sie sagte, das ist schlecht. Ende der Konversation. Er stand und keuchte und rasselte, und er pfiff, quietschte und es hatte einen rostigen Nachklang, und ich überlegte, was wir machen würden, wenn er sterben würde, denn es hörte sich ein bisschen so an. Ich hatte kein Handy mehr, um schnell einen Arzt zu rufen, fiel mir ein, und ich wurde wieder sehr traurig. Wir standen eine Weile mit ihm vor der Treppe zum zweiten Stock, dann sagten wir, wir gehen schon mal vor. Er sagte, ja macht mal. Oben lehnten wir uns über das Geländer und unterhielten uns eine Weile. Dann fiel mir ein, dass wir ihm sein Werkzeug abnehmen könnten, ich lief wieder runter. Er sagte, lass mal, das schaff ich schon, aber er schaffte es natürlich nicht, er schaffte es nicht mal ohne Werkzeug. Wieder oben gingen meine Freundin und ich den gestrigen Abend durch, immer wieder sahen wir nach unten und irgendwann tauchte er in Sichtweite auf, doch dann setzte er sich erneut hin, Schweißperlen auf der Stirn. Das war dann eine sehr lange Zeit, dass er da verweilte. Aber was sollten wir tun, er würde es schon schaffen. Er war sehr in Bewegung, er war bis oben hin mit Bewegung voll, wir waren voller Zuversicht.

Es erinnerte mich an eine Geschichte, die passierte, als ich ein Kind war. Wir lebten, als ich ein Kind war, in einem kleinen Haus mitten im Wald. Das Haus stand auf einem Hügel zwischen Tannen und Fichten, und am Fuße des Hügels schlängelte sich ein kleiner Bach. Mein Vater fing einen Maulwurf, das Gemüse war von Erdhaufen durchsetzt, mein Vater hatte gute Laune, er hatte Bier getrunken und wir erwarteten Besuch und dann würde es Kuchen geben und noch mehr Bier. Deshalb nahm er nicht die Schaufel und erschlug nicht damit den Maulwurf, sondern er setzte ihn auf die Schaufel, wir sahen ihn uns an, das schwarze Fell, die rosa Füßchen und die zitternde Nase, und trug ihn den Hügel runter, irgendwo beim Bach, da setzte er ihn hin, verpiss dich, kleener Deiwel!

Der alte Mann stand auf, bewegte seine Beine und bewegte seinen Körper, jaulte und schaffte die letzte Treppe und war bei uns. Das machte ihn froh und gutgelaunt und auch wir atmeten auf. Mein Atem war mir sehr wertvoll. Ging glatt wie geschmiert, geräuschlos rein und raus.

Der Mann nahm eine Plastikkarte aus seiner Tasche und versuchte damit meine Wohnungstür zu öffnen. Wir sahen ihm eine Weile zu, dann sagte meine Freundin, Sie wissen aber schon, dass die Tür abgeschlossen ist? Er starrte uns an und sagte, Mädels, das hättet ihr auch früher sagen können, jetzt muss ich noch mal runter.

Es war gegen Mittag, war heiß, da sah ihn meine Schwester, Stunden nach seiner Umsiedlung, wie er langsam, unendlich langsam, wie ein kleines Häufchen schwarzen Drecks, unseren Hügel emporkroch, auf dem feldsteingepflasterten Weg zwischen den Stachelbeerbüschen. Fasziniert sahen wir ihm zu. Wir waren fest davon überzeugt, dass mein Vater ihn diesmal erschlagen würde, denn das ging zu weit, das war eine Frechheit. Mein Vater war mit seiner Gartenarbeit fertig, er wollte sich waschen und umziehen, er hatte sein Bier beendet und ein weiteres auch noch. Er saß auf der Treppe und wischte

sich den Schweiß ab und war guter Dinge. Der Maulwurf kommt zurück, schrie meine Schwester. Wat, rief mein Vater, er holte die Schaufel und empfing ihn oben an unserem Hügel. Wir hielten die Luft an, in Erwartung von dem Klatsch und dem Ende eines Maulwurflebens. Aber mein Vater tat etwas Erstaunliches, er sammelte das Tierchen vorsichtig auf und trug es erneut in den Wald. Wir folgten ihm. Er lief und lief, schließlich verließ er den Weg und erklomm ein schräg oben am Weg liegendes Wäldchen, hinter dem es eine Wiese gab, wo wir im Herbst viele Schirmpilze gefunden hatten, da kroch er hin, den kleinen auf der Schaufel, wir folgten ihm immer noch, was für ein Umstand, was für ein Weg! Dann setzte er ihn ab, wischte sich den Schweiß ab und sagte, so, das schaffta jetz nicht. Wir liefen zurück zu unserem Haus und unserem Nachmittag mit dem Besuch und dem Kuchen und vergaßen das.

Als der alte Mann sagte, er müsste noch mal runter, hielt ich die Luft an, ich wusste, dass wir das niemals zulassen durften, dass dann alles verloren wäre. Ich sagte, ich gehe runter, ich hole, was zu holen ist. Er sagte, das geht nicht, du, er duzte uns, weil wir Mädels waren für ihn, er sagte, du weißt gar nicht, wo.

Ich sagte, sagen Sie es mir, ich finde alles. Er sagte, das ist aber schwer, das schafft ihr nicht. Ich dachte, wieso er dachte, dass er es dann schaffen würde, wenn wir es nicht schaffen konnten. Ich redete und dann war er überzeugt und gab uns Schlüssel für die Köfferchen an seinem Moped. Hinten an seinem Moped waren Köfferchen aus Holz angeschraubt und wir brachten alles hoch, was wir fanden, das war tatsächlich schwer, aber es war das Richtige dabei.

Er machte einen gewaltigen Lärm. Er schlug und bohrte, bis mein ganzes Sicherheitsschloss aus der Tür fiel und ein Loch darin war und die Tür aufging. Das war ein sehr schöner Moment, als ich plötzlich in meiner Wohnung stand, wenn auch sonst noch nicht alles in Ordnung war. Er baute mir ein neues Schloss ein und dann kam er rein, meine Wohnung sah so aus, wie vorher beschrieben, mit der Asche und den Bierflaschen und dem beschmierten Bettzeug. Das konnte ich dann auch nicht mehr ändern.

Ich sagte, es tut mir leid, wie es hier aussieht. Er sagte, ach was. Er zog seine Motorradjacke aus. Er trug ein blau-weiß gestreiftes T-Shirt, und er trug eine Lederhose und einen Schnauzbart und sah insgesamt sehr niedlich aus. Ich räumte ihm etwas Platz am Tisch frei und er setzte sich und machte mir eine Rechnung, die nett war, weil meine Freundin ihm gesagt hatte, sie sei seine Nachbarin und er sollte eine nachbarschaftliche Rechnung schreiben. Das tat er auch. Er wies mich darauf hin, dass er das müsste, eine offizielle Rechnung schreiben, denn er würde mit der Polizei zusammenarbeiten und könnte es sich nicht leisten, auf eine Rechnung zu verzichten. Ich arbeite mit der Polizei zusammen.

Dann trug ich ihm die Sachen runter und ging wieder hoch und war etwas froh. Ich räumte auf und dachte nach und dann klingelte es an der Tür und eine Frau sagte, sie wäre mit

ihrem Vater hier und sie hätten meine Tasche.

Es kam ein alter Mann, es war der Tag der alten Männer. Er schob sich mit zitterndem Schritt am Geländer empor, er stand vor mir und sagte nichts. Seine Tochter folgte. Sie war schön. Sie sagte, mein Vater fand ihre Tasche in der Bahn. Sie sagte, er spricht kein Deutsch.

Er lächelte. Er hatte etwas Zerstörtes an sich. Ich fragte mich, warum sie ihn mitbringen musste. Sie erzählte mir alles, wie es war. Dass er meine Tasche zuerst nicht hätte nehmen wollen, weil er niemals fremde Sachen nehmen würde. Sie sagte, er hat sie nicht geöffnet, das hat er nicht gewagt.

Er sah zu ihr. Er sah auf den Boden. Sie sagte, es war spät abends und mein Vater kam mit einer roten Handtasche ins Wohnzimmer, wo sie alle saßen. Die Mutter, die Schwestern, die ganze türkische Familie. Ein alter grauer Mann mit einer roten Handtasche. Ich grinste. Sie grinste. Ihr Vater starrte weiter auf den Boden. Mit ihm war nicht mehr viel los. Ich gab ihr etwas Geld aus meinem Portemonnaie und bedankte mich so oft ich konnte und es angemessen war, also ziemlich oft, dann gingen sie wieder. Ich sah ihnen nach, der alte Mann mit unsicherem Schritt, die kräftige Frau ihn nicht stützend, nur auf ihn wartend, sich seinem Tempo anpassend.

Meine Wohnung war aufgeräumt, meine Tasche mit sämtlichem Inhalt war wieder da. Meine Kinder kamen und alles, die ganze Welt war so in Ordnung wie am Tag davor, obwohl zwischendurch die Welt untergegangen war.

Wir Kinder, meine Schwestern und ich, waren früher immer sehr froh, wenn Besuch kam, es gab Erdbeerkuchen und meine Eltern saßen mit den Verwandten auf der Hollywoodschaukel, sie tranken erst Bier und später dann Schnäpse. Schnäpschen?

Mein Vater holte das Akkordeon, manchmal sangen sie und niemand schimpfte mit uns und es war schön und wir waren glücklich. Es wurde Abend, lange Schatten legten sich über uns, von Stämmen und zitternden Blättern.

Bubi, wat is dat denn, kiek doch mal, sagte meine Tante zu meinem Vater, der recht festgewachsen in seinem Gartenstuhl hing und glänzende Augen hatte und lächelte. Wir wussten schon, was das war, auch wenn das alles unglaublich schien. Der Maulwurf kroch mühselig, Zentimeter für Zentimeter, auf unseren Garten zu, er zog eine Schleifspur durch den Sand und sein schwarzes Fell war ganz staubig.

Mein Vater starrte auf das kleine Tier, er nickte ganz langsam mit dem Kopf, ernst, ein bisschen traurig, er zog an seiner besabberten Pfeife, dann sagte er, nun lass ick ihn. Wir hatten das nicht geglaubt und das Glück kroch in uns rein, vor uns Kuchen und Brause und der warme Abend, der Maulwurf erreichte eines seiner Löcher, das mein Vater fest getrampelt hatte, er öffnete es und kroch rein, wie unter eine Decke und in ein Bett, wo er ausruhen konnte, von seinem Maulwurfsleben, ausruhen in der sanften Dunkelheit.

Mein Vater saß da, stieß den Rauch aus, zwischen den langen Schatten und fand sich ab.

Monique Schwitter  
Goldfischgedächtnis, 2011

Ich bin ihm nachgegangen. Immer wieder. Das erste Mal war ich dreizehn. Ich habe ihn in der Mittagspause an der Uferpromenade gesehen, lachend am Arm einer mir fremden Frau. Er deutete gerade aufs Wasser, als er mich sah. Für einen Moment verschwand das Lachen, er sah mich prüfend an; aber dann, als hätte ich meine Komplizenschaft signalisiert, lachte er sehr über etwas, das die Frau ihm zuflüsterte, und legte den Arm um sie. Wir gingen wie Fremde aneinander vorbei. Mir wurde innerlich kalt, vom Brustkorb bis in die Eingeweide, ein heftiger inwendiger Wintereinbruch mit überfrierender Nässe und Blitzeis.

Ich zählte bis zehn und ging ihnen nach, mehrere hundert Meter weit, bis er sich umdrehte. Ich stand still und starrte ihn an. Es war nur ein kurzer Blick, den er mir zuwarf, der nachhaltigste, den ich je auf mich gerichtet fühlte. Dieser Blick war ein schneller, sauberer Schnitt. Verbindung gekappt.

Ich sah ihm nach, ihm und dieser Frau, stand da und sah dem schlendernden Paar tatenlos zu, das sich wie ein leinenloses Schiff weiter und weiter vom Ufer entfernte.

Abends saßen wir gemeinsam am runden Tisch. »Erzähl was«, forderte meine Mutter mich auf. Sie sah traurig aus. Ich unterhielt die Familie beim Essen, weil ich die Stille nicht ertragen konnte. Es waren sehr lustige oder ganz schreckliche Geschichten. Ich erfand sie, manche stimmten im Ansatz, die schmückte ich aus. Entweder war ein Mitschüler in atemberaubender, aber pfiffiger Weise frech gewesen und der Lehrer hatte einen Kreislaufkollaps erlitten, oder der Vater einer Mitschülerin war in einem Boot auf den See hinausgerudert, um sich im Sonnenuntergang zu erschießen, und ich zitierte einen Abschiedsbrief an die Tochter. Meinen Vater sah ich dabei nur verstohlen an. Er war mit den Augen ganz bei den Speisen und mit den Ohren ganz bei den Geschichten. Er aß mit gutem Appetit und nahm lebhaft Anteil, amüsierte sich oder schüttelte bedauernd den Kopf, je nachdem, was die Geschichten an Zuhörerreaktion verlangten. Aber einen Blick zwischen uns gab es nicht.

Ich habe oft erzählt, mein Vater sei tot. Aber das stimmt nicht.

Mein Vater trinkt. Jeder Mensch trinkt. Du musst viel trinkenist der häufigste Rat, den man mir gibt. Mein Vater trinkt viel, aber nichts Heißes. Er verabscheut heiße Getränke. Er trinkt Milch, wenn er Durst hat, und Weinbrand, wenn nicht. Morgens nach dem Duschen zieht er sich einen Anzug an. Dann trinkt er eine Tasse Milch und geht zur Arbeit. Samstags bleibt er da und setzt sich im Anzug in seinen Ledersessel. Mittags trinkt er einen Weinbrand. Dann sagt er: »Ich muss noch mal ins Büro.« Meistens bleibt ein Stuhl beim Abendessen frei, nicht nur samstags. Er kommt spät nachts im Taxi nach Hause.

Ich bin neun Jahre alt. Vor wenigen Tagen hatte ich Erstkommunion. In der Kirche habe ich einen Spruch aufgesagt, den ich im Kommunionsunterricht auswendig gelernt und Abend für Abend vor dem Einschlafen voller Begeisterung wiederholt habe:

*Ich wünsche mir zur Kommunion, dass mein Gott Vater und sein Sohn beschützen mich mit Segen auf allen meinen Wegen*. Ich habe dabei aus »mein Gott Vater« »Gott mein Vater« und zwei Personen gemacht, Gott und meinen Vater, indem ich gedanklich ein Komma zwischen sie setzte: »Ich wünsche mir zur Kommunion, dass Gott, mein Vater und sein Sohn beschützen mich mit Segen auf allen meinen Wegen.« Meiner großen Schwester gefiel es. »Gut, mache ich«, sagte sie, »auch wenn ich kein Sohn bin.« Mein Vater sagte nichts, gab mir aber einen Kuss und nickte, als mein Patenonkel fragte, ob er stolz auf mich sei.

Ich wache auf. Ich höre dumpfe Schläge, jemand klopft mit einem Hammer auf den Teppichboden. Ich liege und horche. Nein. Es sind meine Eltern, sie kämpfen. Ich weiß, wie das aussieht. Ab und zu höre ich ihre unterdrückten Schreie. Ich bleibe liegen. Meine Schwester hat mir beigebracht: Wenn man ganz still verharrt und leise »ich bin bereit« murmelt, packt einen der Tod, sticht zu und lässt sein Gift eindringen, das sich blitzschnell ausbreitet und einen erstarren lässt. Sie habe es schon oft ausprobiert. Beim Versteckenspielen, und wenn sie in der Schule nicht aufgerufen werden wolle. Es habe immer geklappt, sie sei dann unsichtbar. Man dürfe nur nicht vergessen, rechtzeitig »lass mich los« zu rufen. »Ich bin bereit«, flüstere ich. Und schon lähmt es mich, das Gift. Es funktioniert!

Sonntags ziehen wir uns alle schön an und fahren mit dem Auto aus. Wir besuchen einen Ausflugsgasthof. Dort gibt es Kindermenus und Kinderdesserts. Mir ist schlecht. Neben dem Parkplatz gibt es ein Karussell, auf dem mir noch schlechter wird. Dann steigen wir wieder ins Auto. Mein Vater raucht Zigarre. »Anhalten!« soll ich rechtzeitig rufen, bevor ich mich übergebe, erinnert mich meine Mutter jedes Mal beim Einsteigen. Oft regnet es. Ich drücke die Stirn gegen das kühle Fensterglas und sehe den Tropfen beim Zerfließen zu.

Ob diese Geschichte wahr ist, weiß ich nicht, aber ich habe sie so oft gehört, dass ich mir nicht vorstellen kann, sie sei es nicht.

An seinem 35. Geburtstag, dem 13. November 1976, besuchte mein Vater zum ersten Mal eine illegale Spielbank, die gelegentlich im Saal eines traditionsreichen, angesehenen Hotels eingerichtet wurde. Er trat an einen Tisch, ließ sich die Regeln erklären, verstand sie nicht ganz und pokerte los.

Als er in die regnerische Sonntagmorgendämmerung stolperte, trug er die dickste Brieftasche über dem Herzen, die er selber je gesehen hatte. Er hatte eine ganze Nacht lang gewonnen, auch ohne die Spielregeln im Detail verstanden zu haben.

Er war noch nicht betrunken genug, um schon nachhause zu fahren. Der Taxifahrer weigerte sich, ihn zu verstehen. »Schreiben Sie die Adresse hier auf den Zettel«, verlangte er. »Frühbar« kritzelte mein Vater, »kenne ich nicht«, antwortete der Taxifahrer, »komm, ich bring dich nach Hause. Wo wohnst du denn?« Mein Vater zog seine Brieftasche aus dem Jackett, öffnete sie und hielt dem Taxifahrer einige Scheine hin. »Frühbar«, wiederholte er. Es war keine Bar, sondern ein Bordell, auch wenn es einen Bereich gab, in dem Getränke ausgeschenkt wurden. Andere Gäste waren nicht da, jedenfalls keine trinkenden. Mein Vater bestellte einen Brandy. Als er völlig durchnässt zu sich kam, lag er vor dem Etablissement auf dem Trottoir. Ohne Mantel, ohne Uhr, ohne Brieftasche. Seine Brille war zu Bruch gegangen und hing halb auf seiner Nase, halb am Ohr. Er hatte einige Blutergüsse im Bauch- und Rippenbereich sowie im Gesicht.

Er erzählte uns die Geschichte immer wieder, als Warnung, nehme ich an, vor Alkohol, Glücksspiel und Rotlichtmilieu, aber sie bewirkte nichts, weder bei uns Kindern, wir fanden sie spannender und abenteuerlicher als *Robinson Crusoe* und liebten es, sie immer wieder zu hören und jede Einzelheit nachzufragen, noch bei meinem Vater, er trank weiter, pokerte weiter, hurte weiter. Kam frühmorgens im Taxi nach Hause, schwer angeschlagen oft, verletzt, zerfetzt, blau und blutend, legte sich zu meiner großen Schwester ins Bett, weil er wusste, dass meine Mutter ihn dort, aus Rücksicht auf das schlafende Kind, nicht zur Rede stellen würde, stand morgens auf, duschte, zog sich ein frisches Hemd, einen gereinigten Anzug an, lutschte ein Eukalyptusbonbon, um die Alkoholfahne zu überdecken, und erzählte uns die Geschichte von seinem 35. Geburtstag, der schon Jahre zurücklag. Obwohl mir jetzt gerade auffällt, dass meine große Schwester nie dabei war, wenn mein Vater erzählte. Sie hasst meinen Vater. Sie will nicht, dass er sich zu ihr ins Bett legt. Mein Vater stinkt, und er schnarcht. Meine große Schwester wacht auf und versucht ihn rauszuschubsen. Aber mein Vater ist schwer und schläft abgrundtief.

Ich habe oft geträumt, mein Vater sei tot. Darüber bin ich erwacht, schreiend, behaupten Zeugen.

Ich bin ihm nachgegangen. Immer wieder. Einmal, ich war 15 und arbeitete als Aushilfe in einem Café, das einem alten Ehepaar gehörte, saß er plötzlich an einem der kleinen Marmortische und bestellte ein Glas Milch.

»Bitte geh wieder!« »Ich hätte gerne ein Glas Milch«, wiederholte er.

Der alte Besitzer drehte seine Runde und erkundigte sich bei den Gästen, ob alles zu ihrer Zufriedenheit sei.

»Und, wie macht sich meine Tochter?«

»Sie sind der Vater?« Die beiden schüttelten sich die Hände, »höflicher könnte sie sein, gerade zu den Stammkunden, aber sonst ist sie gar nicht so übel«, der Besitzer neigte sich zu meinem Vater: »Hauptsache hübsch, Sie wissen ja«, fügte er zwinkernd hinzu. Mein Vater sah mich kurz von oben bis unten an und nickte fachmännisch. In diesem Moment schloss ich die Hand um den Griff des Kuchenmessers.

»Ein Gentleman, dein Vater, ein echter«, raunte der Besitzer mir zu.

»Kann ich Feierabend machen?«

»Aber ja, und die Milch geht aufs Haus.« Dann schüttelten sich die beiden die Hände, als bereitete es ihnen größtes Behagen, sie wollten gar nicht mehr aufhören. Ich nutzte das und ging. »Ade! Herr Storrer, Sie rufen mich an, ja?« Mein Vater rief mir etwas Unverständliches nach. Ich betrat die Musikalienhandlung im Haus gegenüber und blätterte ein Notenheft durch, während ich den Eingang des Cafés beobachtete. Mein Vater erschien, blieb stehen, blickte nach links, nach rechts, zögerte, und ging links die Gasse hoch.

Er weiß nicht, wo er hin will. Alle paar Meter bleibt er stehen, sieht sich das Schaufenster einer Apotheke an, eine Leuchtreklame, eine Speisekarte. Einmal steht er da und wendet sich wie ein Bettler den Passanten zu, wortlos, aber mit Mitleid heischendem, dümmlichem Lächeln, wie ich sogar aus der Entfernung erkenne. Ich schäme mich. Ich gehe mit ein paar schnellen Schritten auf ihn zu, packe ihn am Ärmel, als wollte ich ihn verhaften, und bringe ihn nach Hause.

Einmal, Jahre später, sind wir in der Straßenbahn aneinander vorbeigefahren. An einer Haltestelle erblickte ich ihn in der Bahn, die in entgegengesetzter Richtung unterwegs war. Menschen stiegen aus und ein. Er blickte stumpf vor sich hin. Er schien nichts wahrzunehmen. Ich starrte ihn durch die beiden Scheiben an und überlegte kurz, die Bahn zu wechseln. Er sah jäh auf und in meine Richtung. Meine Straßenbahn setzte sich in Bewegung. Ich drehte mich auf dem Sitz nach ihm um, aber alles, was ich sehen konnte, war sein Nacken. Der Kopf war nach vorne gekippt, es sah aus, als sei er ganz plötzlich eingenickt. Oder gestorben.

Ich war mir oft sicher, mein Vater sei tot, und dann tauchte er an einer unerwarteten Ecke auf.

Seine Haare lichten sich nicht. Allmählich werden sie grau, aber sie scheinen so dicht wie vor zwanzig Jahren. Klein ist er, das ist mir früher nicht aufgefallen. Ich überrage ihn bestimmt in meinen hohen Stiefeln. Er geht herum und erzählt allen, ich sei seine Tochter. »Dein Vater steht vor der Tür«, sagen meine Kollegen. Sie sind irritiert. »Du, der steht jetzt schon seit zwei Stunden in der Kälte.« »Der ist aber früh dran! Geht ihr gemeinsam essen?« Ich kann ihn durchs Toilettenfenster sehen, wenn ich mich auf die Heizung stelle und steil nach unten blicke. Er hat eine Zeitung unter den Arm geklemmt. Er sieht auf die Uhr. Er wendet sich nach allen Seiten, suchend. Er liest die Schlagzeilen. Er geht zur Portierloge. Ich sehe ihn nicht mehr. Ich wasche mir gründlich die Hände und verlasse die Toilette. Ich hole meinen Mantel, fahre mit dem Lift ins Parterre und wünsche dem Portier einen guten Appetit. Ich setze ein finsteres Gesicht auf, das gleich darauf zerfällt. Mein Vater ist verschwunden.

Es begann, ein halbes Jahr nach meiner Erstkommunion, mit einem Verdacht auf Blinddarmentzündung, vom Hausarzt geäußert. Meine Mutter kam am frühen Silvestermorgen ins Krankenhaus. Da mein Vater nicht nachhause gekommen war, hinterließ sie im Büro eine Nachricht für ihn sowie einen Zettel auf dem Esstisch, dann brachte sie uns Kinder zu den Nachbarn, mit vor Schmerzen gekrümmtem Rücken und winzigen tappenden Schritten, worüber wir so erschraken, dass wir lachten. Und endlich ließ sie sich im Krankenwagen abtransportieren.

Abends rief sie bei den Nachbarn an und wünschte uns der Reihe nach ein frohes neues Jahr, und wir schluchzten nacheinander in den Hörer und konnten gar nichts erwidern.

Mit dem Blinddarm wurden zwei Tumore entfernt. Die Ärzte beglückwünschten meine Mutter, sie habe schnell und richtig reagiert. Am 2. Januar erschien mein Vater mit einer jungen Frau, die auf uns aufpassen würde, solange meine Mutter im Krankenhaus war. »Das ist Rebecca.« Und schon war er wieder weg.

Ich habe mir oft vorgestellt, mein Vater sei tot. Manchmal habe ich ihm die letzte Ehre erwiesen, manchmal habe ich ihm auf die starren Lider gespuckt.

Wir müssen schweigen. Ich bin elf Jahre alt und niemand darf etwas wissen. »Wir sind umgezogen, Punkt«, sagt meine Mutter, sollen wir sagen. Wir sind in eine Mietwohnung in einer anderen Gemeinde gezogen. Weil das Elektrizitätswerk meinen Vater als Kunden bereits kennt, hat es im Keller der neuen Wohnung neben dem Stromzähler einen Kasten anbringen lassen, in den wir Münzen einwerfen müssen, um Strom zu beziehen. Manchmal wird es plötzlich dunkel und die Waschmaschine bleibt stehen. Dann sucht eine von uns die Taschenlampe, eine das Kleingeld, und eine rennt hinunter in den Keller und wirft Münzen nach. Es scheppert laut, wenn die Münzen fallen. Eigentlich sollen wir nur spätabends Geld nachwerfen, um nicht gesehen zu werden. Dabei hängt der graue Kasten gut sichtbar in der hausöffentlichen Waschküche. Jeder weiß, dass er da hängt, seit wir eingezogen sind. »Niemand hat da zu fragen«, sagt meine Mutter, »wir sind niemandem Auskunft schuldig.«

Kurz bevor ich meinen Vater mit der fremden Frau an der Uferpromenade treffe, wird bei der halbjährlichen Vorsorgeuntersuchung im Mastdarm meiner Mutter ein weiterer Tumor gefunden. »Winzig«, sagt meine Mutter, »der ist ruckzuck raus, ihr werdet sehen.« Sie war zwei Wochen im Krankenhaus. Ich fand es herrlich. Der Essensdienst kam zweimal täglich und lieferte seine Menus ab, die wir noch lauwarm in den Müllsack kippten. Ansonsten ließ man uns in Ruhe. Ich rief meine Mutter morgens und abends um sieben an und berichtete, alles sei in bester Ordnung. Meinen Vater sah ich jeden Morgen, wenn er aus dem Badezimmer kam und sich frische Wäsche aus dem Schrank holte. Einige Male war er abends da, lud uns zum Pizzaessen ein und ließ uns anschließend fernsehen, was und so lange wir wollten. Ich bedauerte, dass meine Mutter aus dem Krankenhaus entlassen wurde, aber als sie wieder da war, sah sie so elend aus, dass ich heulte. Da heulte sie auch, und tröstete mich zugleich. Das funktionierte aber nicht.

Ich komme von der Schule nach Hause. Meine Mutter hat mich morgens gebeten, ihr beim Einkaufen zu helfen. Sie hat mir die Liste diktiert. »Und Joghurt. Nein, warte, kein Joghurt. Aber Obst, schreib: Äpfel.« Dann fiel ihr ein, dass Mittwoch war.

»Arbeitest du heute Nachmittag nicht im Café?« »Nein.« »Wieso nicht?« »Weil der Storrer mich heute nicht braucht.« »Hast du was angestellt?«

»Lass mich in Ruhe.« Dauernd denkt sie, eine von uns trete in Vaters Fußstapfen, verspiele Geld, betrinke sich heimlich oder gerate in eine Schlägerei. Ich habe keine Lust, sie immer wieder zu beschwichtigen und ihr zu beweisen zu versuchen, dass mein Gewissen rein ist. Jetzt komme ich nach Hause und sie ist nicht da. Es liegt kein Zettel auf dem Esstisch. Ich bin beunruhigt.

Mein Vater hatte einen epileptischen Anfall. Er muss zur Beobachtung über Nacht im Krankenhaus bleiben, wohin meine Mutter ihn begleitet hat, so aufgeregt vor Sorge, dass sie ihre Kinder fast vergessen hätte, zum ersten Mal in ihrem Leben. Sie ruft an und fragt, ob wir alleine zurecht kämen. Am nächsten Morgen, nachdem sie ihn abgeholt hat, erklärt sie uns in merkwürdig feierlichem Ton, sie habe mit meinem Vater gesprochen. Es werde nun alles gut. Er werde eine Kur machen. Mein Vater nickt. Dann zieht er sich frisch an und geht los.

Ich habe mir oft gewünscht, mein Vater sei tot. Aber er lebt. Wo, weiß ich nicht, und wie, mag ich mir nicht vorstellen, aber er lebt, taucht alle paar Jahre auf und tritt gegen mein Leben.

Einmal ging ich nachts von einer Verabredung zu Fuß nach Hause. Es war Frühling, die Zierkirschen blühten und ließen die ganze Straße selbst im Dunkeln rosa schimmern. Ich sah ein Paar wie in Zeitlupe auf mich zuwanken. Das Gesicht des Mannes glänzte rosa, das der Frau blieb unsichtbar. Die Frau sang mit tiefer, gurgelnder Stimme eine Art Schlaflied. Der Mann taumelte, sie hielt ihn aufrecht und unterbrach ihren Gesang hin und wieder, um laut aufzulachen. Sie war sehr dick. Dass sie schwarz war, sah ich erst ein paar Schritte weiter, dass sie alt war, ungefähr im selben Moment, wie ich ihn erkannte, meinen Vater. Und schon war er an mir vorbei. So betrunken hatte ich ihn nie zuvor gesehen.

Ich verfolge sie ein paar Schritte lang, überhole dann und stelle mich ihnen in den Weg. Ich sehe meinem Vater in die Augen, suche seinen Blick, aber seine Augen schwimmen, der Blick findet keinen Halt, seine Lider flattern. Er erkennt mich nicht. Ängstlich sieht er aus, plötzlich nimmt er die Hände vors Gesicht. Die schwarze Frau versucht ihn weiterzuziehen, an mir vorbei. Sie redet in einer Sprache auf ihn ein, die ich noch nie gehört habe. Ich wende mich ab. Hinter mir singt die Frau weiter, und nach einiger Zeit höre ich sie wieder auflachen. Der Gartenzaun neben mir hat eine geknickte Latte. Die breche ich jetzt los, gehe den beiden nach und erschlage ihn. Die Frau lacht auf. Und sie gleich mit dazu. Dann ist Ruh.

Seit ich 17 bin, ist mein Vater tot für mich. In jenem Frühling, kurz vor Ostern, musste meine Mutter wieder operiert werden: Es war bereits der dritte Rückfall in dreieinhalb Jahren, aber sie hatte Heilungschancen, »unbedingt, die Chance besteht«, sagte der Onkologe im Gespräch mit uns *Angehörigen*. Als ich das Abendbrot zubereitete, klingelte das Telefon. »Ich bin nicht da«, fuhr mein Vater mich an. Er saß im Bademantel mit einem Glas Brandy im Ledersessel, machte eine verächtliche Handbewegung und zischte: »Idioten.« Ich meldete mich mit Vor- und Nachnamen. Ein Herr Zweifel entschuldigte sich sehr für die Störung »in dieser schweren Situation«. Es täte ihm unglaublich leid, auch wenn er meine Frau Mutter nicht persönlich gekannt habe. »Wieso«, fragte ich entsetzt, »was ist mit meiner Mutter?« »Ja, äh, ja, mein herzliches Beileid. Bitte, kann ich kurz Ihren Vater sprechen?«

»Sind Sie vom Krankenhaus?« »Nein, ich habe geschäftlich mit Ihrem Vater zu tun.« »Er ist nicht da.« »Das kann ich schwer glauben. Bitte sehen Sie einmal nach.« »Er ist nicht da!« »Hören Sie, in seinem eigenen Interesse rate ich ihm dringend – » Ich legte auf. Mein Vater wollte nicht einmal seinen Namen wissen. »Du erzählst den Leuten, Mami sei gestorben?« »Dummes Zeug. Lasst mich endlich in Ruhe, alle miteinander.«

Mein Vater ist in seinem Ledersessel eingeschlafen. Er zuckt im Schlaf wie die kranke Bulldogge der Nachbarn unter uns, die nachmittags auf dem Balkon schläft. Aus dem Glas in seiner schlaffen Hand rinnt der Weinbrand auf den Boden. Sein Bademantel klafft auf, ich sehe seinen kurzen, dicken Schwanz, der sich dunkel vom weißen Frotteestoff abhebt, und schaffe es kaum, so angewidert ich auch bin, meinen Blick abzuwenden.

Am nächsten Tag tauchte er ab. Verschwand einfach, von jetzt auf gleich, und ließ sich nicht mehr blicken, auch im Krankenhaus nicht. Doch, einmal, da brachte er ihr eine Schachtel Pralinen. Die stand dann rot und glänzend auf ihrem Nachttisch. Sie wollte nicht darüber sprechen, sie war erregt und durcheinander. Zur Urnenbeisetzung kam er nicht. Als ich noch klein war und ihm bestürzt mitteilte, er werde irgendwann sterben, denn das hatte meine Schwester mir gerade beigebracht, sagte mein Vater zu mir: »Man muss loslassen können, auch Menschen, die sieht man dann nie wieder.« Ich dachte oft an den Satz, auch auf dem Friedhof, und daran, dass ich antwortete:

»Ich nicht.« »Doch, auch du.« »Und du, Papi?« »Ja, ich auch. Es ist gar nicht schwer, du wirst sehen.«

Meine Kollegen haben mich nicht gewarnt. Ich wünsche dem Portier einen guten Appetit und lächle über sein Kompliment für meinen neuen Haarschnitt. »Frühlingsfrisur«, sage ich und winke im Vorbeigehen. Und sehe ihn. Er stellt sich mir in den Weg. »Hallo.« Seine Stimme klingt leiser als früher. Ich will weitergehen, er packt mich am Ärmel: »Ich will nur mit dir reden.«

Jenny Erpenbeck  
Im Halbschatten meines Schädels, Tand, 2003

Das Zimmer, in das er mich gebracht hat, ist mit dicken Teppichen ausgelegt, wenn ich laufen könnte, man würde es nicht hören. Die Tür hat er nur angelehnt, wenn ich laufen könnte, könnte ich das Zimmer verlassen. Gestern hat er mir mit seiner Zigarette die Fußsohlen verbrannt.

Seine Frau bringt mir Tee. Fleckig sei sie, seine Frau, hat er zu mir gesagt, wie eine geschlagene Frau, dabei habe er sie nie geschlagen. Wie kann das nur sein, daß du so schwach geworden bist?, fragt sie mich. Sie setzt sich auf die Kante meines Bettes und hält die Untertasse, während ich trinke. Ich weiß es nicht, antworte ich ihr, es war vielleicht einfach Überanstrengung. Wenn du viel liegst, wird es besser werden. Ja, sage ich, und trinke. Wie findest du mein Kleid?, fragt sie. Die Farbe gefällt mir nicht, du siehst darin so ernst aus. Du bist wenigstens ehrlich, sagt sie. Wenn ich ihn frage, sagt er immer, klar kannst du so gehen, aber er schaut gar nicht auf, er sieht gar nicht, was ich anhabe, er sagt nur: Klar kannst du so gehen.

Ich liege in meinem Bett und höre. Ich höre, wie mein Geliebter sich rasiert, ich höre, wie die Frau ihm etwas zuruft, höre, wie jemand ein Fenster schließt, höre reden, höre, wie die Tür zufällt.

Gottvater löst eben seine Hand von der Hand Adams, er entläßt seine Schöpfung, seinen ersten Menschen, er läßt ihn fliegen. Und was meinst du – wie kann es dann sein, daß im Rücken des Gottes schon eine Frau zu sehen ist?, fragt mich mein Geliebter. Das wird wohl die Idee von Eva sein, sage ich, der Plan für Eva. Du bist wirklich ein kluges Mädchen, sagt mein Geliebter und streicht mir über den Kopf, für solche Dinge hat meine Frau nie einen Sinn gehabt.

Die Tür ist nur angelehnt. Ich höre von ferne reden. Neben dem Zimmer, in dem ich liege, ist ein leeres Zimmer, ein Durchgangszimmer, in dem abends nie Licht gemacht wird, weil niemand es je benutzt, es steht voll schöner Möbel, voller Tischchen und Tische, voller Kanapees und Sessel, auf denen nie jemand sitzt, es ist dunkel. Am anderen Ufer dieser Dunkelheit liegt das Arbeitszimmer meines Geliebten. Ein Fädchen Licht dringt von dort, über das leere Zimmer hinweg, bis zu mir, zu der Tür meines Zimmers, die nur angelehnt ist. Wenn ich fliegen könnte.

Wir fallen, wir stürzen, ich halte mich fest an meinem Geliebten, er hält mich, in die Tiefe, er hält mich am Hals, nein, er greift die Kette, die um meinen Hals liegt, wir fallen, er reißt an der Kette, wir stürzen, er will sie mir vom Hals reißen, die Kette, er reißt sie ab, ich stürze, ich allein, ins Wasser, ins Wasser.

Weißt du, sagt er, es ist mir zum ersten Mal so gegangen, als ich ein Kind war. Ich saß beim Zahnarzt, und nebenan war ein zweiter Behandlungsraum. Ich habe den Bohrer nebenan gehört und dann plötzlich das Schreien eines Mädchens. Da ist mir zum ersten Mal heiß geworden, weißt du. Es hat mit Unschuld zu tun, sagt er.

Ach, sagt die Frau zu mir, wenn ich dich sehe, sehe ich mich in meiner Jugend. Wie habt ihr euch kennengelernt? Beim Studium, sagt sie. Er war so alt wie ich, aber er hat uns damals schon unterrichtet. Manchmal frage ich mich, sagt sie, ob in mir überhaupt irgend etwas drin wäre, wenn ich nicht von ihm gelernt hätte. Er hat mich immer gezwungen, mich zu erinnern. Wenn man all das aus mir herausnehmen würde, ich glaube, ich müßte zusammenfallen wie eine leere Hülle. Sie nimmt mir die Teetasse ab, steht auf und geht aus dem Zimmer, ich höre ihre Schritte, höre, wie sie das dunkle Wasser des Raumes, der neben meinem liegt, achtsam überquert, auf dem schmalen Streif Licht balanciert sie zurück in den bewohnten Teil ihrer Behausung.

Was soll ich ihr schenken, was meinst du? Was hat sie sich denn gewünscht? Eine Perlenkette. Dann schenk ihr eine Perlenkette. Aber Perlen zu schenken, bringt Unglück. Ach was, sage ich, wenn sie es sich gewünscht hat. Er steht neben meinem Bett und zieht langsam die Decke von mir ab. Hält sie an einem Ende und zieht sie langsam von mir ab. Zum Vorschein kommt mein weißes, frierendes Fleisch. Er steht neben meinem Körper, sieht auf mich hinunter und sagt: Du siehst aus, als wenn der liebe Gott seinen Engeln ein Beispiel hätte geben wollen. Schaut einmal her, hat er zu seinen Engeln gesagt, so muß eine Frau aussehen! Warum sagst du deiner Frau nicht die Wahrheit, frage ich ihn. Er antwortet nicht, er lächelt, und indem er lächelt, bläst er seinen Atem durch die Nase hinaus, das ist das einzige, was ich höre, diesen Wind, der durch seine Nase hindurchgeht, als sei mein Geliebter etwas Unbewegtes, in dem sich der Wind fängt.

Meinst du, daß er eine Geliebte hat, fragt mich die Frau. Woher soll ich das wissen, sage ich, und setze die Lippen an die blaugeäderte Tasse, die sie mir gebracht hat. Das Schöne an dir ist, sagt die Frau, daß du so hell bist. Du bist der helle Kern dieser Wohnung, alles war abgefressen, und dann bist du gekommen, dann ist der Kern zum Vorschein gekommen. Sie nimmt mir die Tasse aus der Hand und stellt sie ab. Dann beugt sie sich über mich und dringt mit der Zunge in das Innere meines Mundes. Als sie unsere Höhlen wieder voneinander scheidet, sagt sie: Innen bist du dunkel wie andre, aber von außen bist du so hell, daß man blind werden könnte. Wirst du ihm davon erzählen?, frage ich sie. Aber nein, antwortet sie, Geheimnisse wollen gehütet sein.

An einem Berghang, an dem die Steine aus der Erde herausstehen wie Knochen aus einer abgewetzten Haut, sehe ich einen schweigsamen Hirten die Herde der Geheimnisse weiden. Der Hirte steht und wacht unbeweglich, die vernarbten Fußsohlen an die Erde geschmiedet.

Ich höre Schritte, ich höre Klirren von Geschirr, ich höre Türen schlagen und höre Musik, Lachen und Reden, Türen schlagen und Rufen, ich höre, wie alle Geräusche kleiner werden, höre, wie es Nacht wird, ich höre die Stille.

Sieh, sagt der Mann, und hält mir ein hölzernes Kästchen hin. Ich klappe den Deckel auf und sehe zwei Zigarettenkippen und eine zerrissene Halskette. Was ist das, frage ich. Du mußt dich erinnern, sagt der Mann. Ich erinnere mich nicht, sage ich, ich sehe zwei Zigarettenkippen und eine zerrissene Halskette.

Das ist unsere Geschichte, sagt der Mann. Ich erinnere mich nicht, sage ich, und lasse die Augen zufallen. Jetzt kann ich sehen, wie alles, an das ich mich erinnern müßte, in meinem Kopf herumschwimmt, Meeresstaub und Fetzen von Algen, Holz und abgestorbene Schalen, all das ist hineingespült worden, eine Zeitlang schwimmt es im Halbschatten meines Schädels, dann kommt die Flut und trägt es wieder hinaus, an den Tag.

Hier, iß was, sagt die Frau, und steckt mir ein triefendes Stück Ente in den Mund. Ist mir gelungen, diesmal, sagt sie. Was hat er dir denn geschenkt, frage ich. Eine Perlenkette, sieh mal, sagt sie, und weist mir ihre braungefleckte Haut, an die eine Kette schlägt. Perlen bringen Unglück. Ach was, sagt sie.

Es ist die Wehrlosigkeit, die mich erregt, sagt mein Geliebter zu mir. Der Gedanke, daß ich mit dir machen könnte, was ich will. Er sitzt, die Bettdecke auf dem Schoß, die er von mir abgezogen hat, und blickt lächelnd auf meine glänzende Öffnung. Du kannst mich warten lassen. Ja, ich kann dich warten lassen, sagt er. Es ist ein geladenes Warten, sagt er, ein mit allem, was geschehen könnte, geladenes Warten. Ist das Warten besser, als wenn etwas geschieht?, frage ich. Die Gedanken sind das Radikalste, was geschehen kann, antwortet er, er küßt mich auf die Stirn, steht auf und legt die Bettdecke auf einen Stuhl, der in der anderen Ecke des Zimmers steht, für mich unerreichbar, er wendet mir seinen schmalen Rücken und geht hinaus.

Mein Bett steht hoch oben, mich schwindelt, mein Bett ist eine Insel, ein besudeltes Nest auf dem Felsen, die Sonne brennt mir die Augen aus, ich fasse den Stein, der mein Bett ist, ringsum nur Himmel, mich schwindelt.

Als meine Haut so kalt geworden ist, daß sie blau schimmert wie Milch, stehe ich auf. Ich stehe auf und gehe zu dem Stuhl, der in der anderen Ecke des Zimmers steht, die Teppiche, über die ich gehe, sind so weich, daß mein Gehen kein Geräusch macht. Ich hole mir die Decke. Ich gehe zurück ins Bett und dekke mich zu.

Du bist aufgestanden, sagt er mitten in meinen Schlaf hinein. Ja, sage ich. Du hast ein schlechtes Gedächtnis, sagt er. Wieso?, sage ich und winke ihn heran, ich will ihn küssen. Du hast vergessen, daß du nicht gehen kannst. Küß mich, sage ich. Du bist so vergeßlich, meine Kleine, sagt er, ohne sich von der Stelle zu bewegen, ohne den Blick von mir zu wenden, und steckt sich eine Zigarette zwischen die Lippen. Da hört man ein kurzes schleifendes Geräusch, ein Flämmchen flackert auf, eine braungefleckte Hand hält meinem Geliebten ein Streichholz hin. In den Augen meines Geliebten zuckt das Spiegelbild der Flamme, sein Blick trifft auf den Blick seiner Frau.

Entschuldigen Sie, sage ich zu der Frau. Du mußt dich nicht entschuldigen, kleine Schwindlerin, sagt die Frau, ohne mich anzusehen, es ist gut, daß du da bist. Zum ersten Mal sehe ich ihr Profil. Ich sehe: Wie gemeißelt ist dieses Profil, alles fest, die Linien brennen in meinen Augen. Und jetzt weiß ich: Sie muß keine Angst haben, aus diesem Gefäß kann niemals mehr jemand etwas herausnehmen.